

Juden und jüdische Bildung im heutigen Deutschland

Professor Dr. Eliezer Ben-Rafael

Dr. Yitzhak Sternberg

Dr. Olaf Glöckner

Eine empirische Studie im Auftrag des

L.A. Pincus Fund for Jewish Education in the Diaspora

Oktober 2010

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
1. Allgemeine Perspektiven	9
2. Juden in Deutschland – Vergangenheit und Gegenwart	23
3. Eingliederung in die deutsche Gesellschaft	43
4. Innere Dynamiken der jüdischen Gemeinschaft	67
5. Kollektive Identitäten	80
6. Erwartungen an die jüdische Bildung	97
7. Jüdische Bildung in Deutschland heute	109
8. Generelle Schlussfolgerungen	120
<i>Anhang 1. Interviews mit 24 führenden jüdischen Persönlichkeiten</i>	138
<i>Anhang 2. Jüdische Bildungseinrichtungen und –projekte. Eine Übersicht</i>	207
Literatur	248

Vorwort

Diese Studie befasst sich mit einer neuen, überraschenden Entwicklung innerhalb der Jüdischen Diaspora, der Neuformierung, Konsolidierung und Pluralisierung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland nach 1989, sowie mit den Konsequenzen für die künftige jüdische Bildung. Auch nach der Katastrophe der Shoah haben immer Juden in Deutschland gelebt, doch fast niemand gab dem Judentum in diesem Land nach 1945 noch eine Zukunftsperspektive. Das hat sich in den vergangenen 20 Jahren deutlich verändert und hängt in vielerlei Hinsicht mit einem immensen Zuzug osteuropäischer Juden zusammen. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Staaten hat die Immigration von Juden aus der früheren Sowjetunion (im Folgenden: russischsprachige Juden) bemerkenswerte Wirkungen auf die Aufnahmegesellschaften und ihre lokale jüdische Bevölkerung. Knapp 2 Millionen russischsprachiger Juden haben ihre Heimat seit dem Ende des Kalten Weltkrieges verlassen. In Israel bilden sie heute fast ein Fünftel der jüdischen Bevölkerung, in den USA ein Zehntel. In Deutschland haben die ca. 200.000 Kontingentflüchtlinge die jüdischen Gemeinden radikal transformiert und stellen nun 90 Prozent ihrer Mitglieder. Nur ihr Zuzug hat den demographischen Untergang der meisten jüdischen Nachkriegs-Gemeinden verhindern können. Ein halbes Jahrhundert nach dem Holocaust haben die Zuwanderer dafür gesorgt, dass die jüdische Gemeinschaft im einstigen Land der Täter, rein statistisch gesehen, wieder an dritter Stelle hinter Frankreich und Großbritannien rangiert.

Der dynamische Einwanderungsprozess der russischsprachigen Juden nach Deutschland, wie wir ihn in den vergangenen 20 Jahren erleben konnten, wirft aber auch eine Reihe von prinzipiellen Fragen auf, die Wissenschaftler, Politiker und erst recht die Verantwortlichen in den jüdischen Gemeinden und Organisationen bewegen. Einige wesentliche Fragen fallen in das Gebiet der Migrationsforschung: Sind die russischsprachigen Juden in Deutschland Teil einer *transnationalen Diaspora*, welche im Kontext von Globalisierung und Post-Moderne an Bedeutung gewinnt? Besitzen die Juden in Deutschland heute – Zuwanderer, Einheimische oder auch beide – den häufig diskutierten „doppelten Heimatbezug“? Oder ist bei den russischsprachigen Juden eben doch, grosso modo, ein „klassischer“ Integrationsverlauf in die deutsche Gesellschaft in den Stufen Einwanderung – Akkulturation – Assimilation zu erwarten?

Andere wichtige Fragen ergeben sich aus der Soziologie des heutigen Judentums und betreffen Fragen der kollektiven Identität wie auch der kulturellen Neuorientierung. Wie bewältigen vor allem die älteren der Zuwanderer das Problem - trotz ihrer Entfremdung vom Judentum während der Jahre der Sowjetdiktatur (Gitelman/Ro'i, 2007) -, ausgerechnet in fremder Umgebung an ein jüdisches Erbe anzuknüpfen, das durch zwölf Jahre Nazi-Herrschaft weitgehend zerstört wurde? Gelingt es den Zuwanderern, gemeinsam mit den einheimischen, deutschsprachigen Juden eine „Brücke zu schlagen“ zum Erbe von vor 1933? Inwiefern decken sich die Interessen der Zuwanderer mit denen der „Alteingesessenen“ überhaupt? Kann die Stabilisierung der Gemeinden nicht nur demographisch, sondern auch inhaltlich gelingen? Und wenn ja, welche Rolle wird dabei die Verbindung zur übrigen Diaspora, zu Israel und – auf der Seite der Immigranten – die Verbindung zur russisch-jüdischen transnationalen Diaspora spielen? Doch egal wie das neue Gesicht der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland am Ende aussehen wird – an einer soliden und zeitgemäßen jüdischen Bildungsarbeit wird dabei kein Weg vorbeiführen. Bildung ist immer ein zentraler Wert jüdischer Daseinsform gewesen.

Naturgemäß beziehen jüdische Gemeinden, Organisationen und Dachverbände die grundlegenden Interessen und Orientierungen ihrer Basis auch bei der Bildungsplanung mit ein. Daher war es für unsere Studie von besonderem Interesse, Erfahrungen, Wünsche und Visionen jüdischer

Bildungsarbeit im Gesamtkontext der heutigen Gemeinde-Situation in Deutschland zu untersuchen. Und obwohl die Situation in diesem Land eine außergewöhnliche darstellt, sind die von uns gestellten Fragen auch im europäisch-jüdischen wie im globalen Kontext von Bedeutung. Modernes Judentum zeigt sich heute weit vielschichtiger und pluralistischer als noch vor Jahrzehnten, und die Vielfalt der Orientierungen und Interessen, die ganz neue Fragen aufwirft, lässt sich selbst in Israel nachverfolgen. Die Entwicklung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland wie auch die Weiterentwicklung der hiesigen Bildung ist stärker mit Entwicklungen in der übrigen Diaspora und in Israel verknüpft, als Insidern wie Beobachtern vielleicht bewusst sein mag. In der von uns durchgeführten Studie „Juden und jüdische Bildung im heutigen Deutschland“ hatten wir die skizzierten Probleme und Fragen sowohl im nationalen wie auch im internationalen Kontext stets vor Augen.

Das Forschungsprojekt

Unser Forschungsprojekt erstreckte sich über die Jahre 2008 und 2009 und beinhaltete eine deutschlandweite empirische Umfrage mit mehr als 1.000 befragten Personen in- und außerhalb der Jüdischen Gemeinden, eine Teilstudie mit 25 Experten-Interviews und ein umfassendes Mapping zu jüdischen Bildungseinrichtungen und -projekten, so wie man sie heute zwischen Lübeck und München, zwischen Aachen und Dresden vorfindet. Im empirischen Teil konzentrierten wir uns vorrangig auf die beiden größten, oft noch gut unterscheidbaren jüdischen Bevölkerungsgruppen im heutigen Deutschland – die russischsprachigen jüdischen Zuwanderer und die „Einheimischen“ bzw. „Alteingesessenen“, d.h. jene Juden, die meist schon vor 1989 entweder in der Alt-Bundesrepublik oder in der DDR gelebt haben.¹ Zu ermitteln war u.a., wie stark sich die Befragten religiösem Leben und kollektiver Erinnerung öffnen, aber auch, wie sie Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft definieren; fernerhin das Verhältnis zur nichtjüdischen Umgebung; das Verhältnis zwischen (jüdischen) „Einheimischen“ und Neuzuwanderern, die Mitarbeit in jüdischen Gemeinden und Organisationen, individuelles und kollektives Selbstverständnis, am wichtigsten aber: Bildungsinteressen und –erwartungen. Aufschlüsse darüber ließen sich zuallererst über eine Deutschland-weite Umfrage erwarten, und zugleich eröffnete sich damit die Sichtweise der überwiegenden „jüdischen Basis“.

Mit den 25 Experten-Interviews kam die Sichtweise von prominenten Juden hinzu, die entweder an verantwortlicher Stelle für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland agieren (Gemeindevorsitzende, Funktionäre, Rabbiner u.a.), infolge beruflicher Tätigkeit generell stark mit dieser Gemeinschaft in Berührung kommen (Chefredakteure jüdischer Zeitungen, Schriftsteller, Intellektuelle und Forscher, Direktoren akademischer Einrichtungen, Künstler), oder mit ganz eigenen, individuellen Initiativen neue Räume für jüdische Bildung und Kommunikation geschaffen haben (Lernfestivals, Webportals u.a.) Die Auswertung der Experten-Interviews ergab eine Art „Draufsicht“ auf allgemeine Entwicklungen im organisierten jüdischen Leben in Deutschland heute, einschließlich spezieller Erfahrungen der Fachkräfte vor Ort (Rabbiner, Pädagogen u.a.). Beiden Teilstudien blieb die Frage übergeordnet, wo die jüdischen Bildungseinrichtungen heute stehen, inwiefern sie die Interessen und Wünsche der Menschen treffen, aber auch bei der langfristigen Entwicklung und Konsolidierung der jüdischen Gemeinschaft helfen können.

Eine umfassende Dokumentation (Mapping) zu den heute in Deutschland agierenden jüdischen Bildungseinrichtungen und –projekten bildete das dritte Standbein für unsere Studie. Näherungsweise lässt sich hier die Realität des Alltags ablesen und erkennen, in welchen Bereichen

¹ Eine gezielte Ausdehnung der Studie auf permanent in Deutschland lebende israelische und amerikanische Juden hätte den Rahmen unserer Studie gesprengt. Gleichwohl sind Vertreter dieser Gruppen im Sample der Umfrage vertreten.

sich jüdische Bildung dynamisch entwickelt, inwiefern Gemeinde-Institutionen (Kindergärten, Schulen), zentrale Ausbildungsstätten (u.a. Rabbiner-Seminare), akademische Einrichtungen (Jüdische Studien u.a.), populärwissenschaftliche Foren (u.a. jüdische Volkshochschulen) und unabhängige Projekte wie *Limmud Deutschland* Vielfalt schaffen und – wichtiger noch – gravierende Lücken bei der jüdischen Wissensvermittlung für verschiedene Ziel- und Altersgruppen schließen.

Jede unserer drei Teilstudien (Umfrage, Experten-Interviews, Mapping) folgte bestimmten methodischen Zugängen, die im Folgenden kurz erläutert werden.

Die Umfrage

In Vorbereitung der Umfrage rekrutierten wir ein Sample von rund 1.200 jüdischen Frauen und Männern, die in verschiedensten Regionen der Bundesrepublik leben („random sample“). Die zu befragenden Personen wurden zunächst in lokalen Gemeinden verschiedenster Größe gewonnen. Im Weiteren wurde die Umfrage auch auf jüdische Personen ausgedehnt, die keinen oder wenig Bezug zu den lokalen Gemeinden oder anderen jüdischen Organisationen besitzen.

Beim Sampling fokussierten wir bewusst jüdische Gemeinden aus drei verschiedenen Kategorien - je nach Größe der Mitgliederzahl.

A. Große Gemeinden mit mehr als 4.000 registrierten Mitgliedern.

Wir befragten Mitglieder in den Einheitsgemeinden von Berlin, Frankfurt am Main, Düsseldorf und München.

B. Mittlere Gemeinden mit einer Zahl registrierter Mitglieder zwischen 1.000 und 4.000.

Wir befragten Mitglieder in den Gemeinden von Bremen, Dortmund, Leipzig und Hannover.

C. Kleine Gemeinden mit weniger als 1.000 Mitgliedern.

Wir befragten Mitglieder in den Gemeinden von Potsdam, Rostock, Frankfurt/Oder und Chemnitz.

Eine Mehrheit der Befragten gehörte den jüdischen Gemeinden an oder partizipierte in direkter oder indirekter Weise auch an anderen jüdischen Netzwerken – so beispielsweise Eltern von Kindern, die jüdische Kindergärten oder Schulen besuchten, jüdische Universitätsstudenten oder Mitglieder von Kultur- und Wissenschaftsvereinen, die teilweise unter dem Dach jüdischer Organisationen arbeiteten und vorrangig von Juden initiiert waren.

Eine zentrale Adressdatei jüdischer Einwohner bzw. Gemeindemitglieder – insofern überhaupt vorhanden – war uns nicht zugänglich. Daher nutzten wir jeden Hinweis und Zugang, der uns in Kontakt mit hier lebenden Juden und jüdischen Netzwerken bringen würde. Diese Vorgehensweise mag dahingehend kritisiert werden, dass sie möglicherweise die Zufälligkeit des Samples beeinträchtigte. Andererseits konnten wir davon ausgehen, dass die Größe des gewonnenen Samples – ca. 1.200 befragte Frauen und Männer aus ganz Deutschland – und die Vielfalt der Einrichtungen und Netzwerke, aus denen wir unser Sample bezogen, eine relativ verlässliche Repräsentativität gewährleisten würde. Das einzige Sampling-Problem, das wir letztendlich nicht vermeiden konnten, ergab sich in der Teilgruppe der einheimischen Juden. Heute liegt der Anteil der einheimischen Juden (schon vor 1989 in Deutschland ansässig) an der jüdischen Gesamtbevölkerung nur noch bei maximal 10 Prozent. Unter anderem weil keine offiziellen Unterscheidungen zwischen Einheimischen und Neuzuwanderern in der *generellen* jüdischen Bevölkerung vorliegen und die Erreichbarkeit mancher Teil-Samples vor Ort nicht in unserer Hand

lag, ergab sich eine Überrepräsentation junger Erwachsener unter den einheimischen Juden. Dies schränkte unsere Vergleichsmöglichkeiten beim *systematischen* Vergleich zwischen Einheimischen und Zuwanderern partiell ein.

Die Befragungen wurden von Personen durchgeführt, welche praktische Vorerfahrungen besaßen - in der Regel Studenten, Sozialarbeiter und/oder Personen und Aktive aus den lokalen jüdischen Gemeinden und Organisationen. Befragungen innerhalb der jüdischen Gemeinden erfolgten ausschließlich mit Zustimmung ihrer Vorsitzenden. In einigen Orten arbeiteten wir mit speziell trainierten Honorarkräften (Freelancer) außerhalb jüdischer Netzwerke (zum Beispiel in russischsprachigen Vereinen mit hoher Zahl an jüdischen Besuchern).

Die befragten Frauen und Männer wurden gebeten, einen standardisierten Fragebogen mit 99 Fragen zu beantworten. Ursprünglich in Englisch konzipiert, lag der Bogen für die Befragung dann auch in Deutsch und Russisch vor. Jede befragte Person konnte für das Interview zwischen diesen Sprachen auswählen. Die Namen der Befragten blieben anonym, doch wurden markante persönliche Angaben wie Alter, Geschlecht, höchster Bildungsabschluss, Beruf, Familienstand, Wohnort, halachische/nicht-halachische jüdische Abstammung, geographische Herkunft und Länge des Aufenthaltes in Deutschland mit erfasst.

Personen mit Migrationshintergrund baten wir, in einem gesonderten Anhang zusätzliche Fragen zu beantworten, welche bei empirischen Studien typischerweise ihren Grad der Einbindung in die neue Umgebung ermitteln. Unter anderem fragten wir hier auch nach Deutsch-Sprachkenntnissen und Präferenzen der heutigen Sprachanwendung, der Häufigkeit der Kontakte zum Herkunftsland und Aktivitäten in russischsprachigen Vereinen und Organisationen (jüdische wie nichtjüdische), sowie nach der heutigen Zusammensetzung der sozialen Netzwerke.

Im Allgemeinen dauerten die Befragungen zwischen 30 und 60 Minuten, bei Personen mit Migrationshintergrund im Allgemeinen etwas länger als bei den Einheimischen. Ein Teil der Personen wurde durch Interviewer „face-to-face“ befragt, in anderen Fällen füllten die Personen den Fragebogen unter Anleitung selbständig aus. Nach dem Rücklauf der Fragebögen wurden die Antworten kodiert, die statistische Analyse erfolgte mit entsprechenden Programmen in Tel Aviv.

Experten-Interviews

Im qualitativen Teil unserer Studie wurden 25 prominente jüdische Persönlichkeiten interviewt, von denen profunde Einschätzungen zur Entwicklung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland erwartet werden konnten, ebenso eine klare Benennung der dringlichsten Probleme und Herausforderungen – insbesondere im Bereich Bildung –, fernerhin Ideen und Vorstellungen, diese zu lösen. Diese Experten-Interviews bildeten eine unverzichtbare Ergänzung zur empirischen Umfrage. Da unsere Gesprächspartner einen sehr unterschiedlichen „Background“ besaßen, konnten wir von vornherein eine Vielfalt an Einschätzungen, Vorschlägen und auch Zukunftsprognosen erwarten. Knapp die Hälfte der Interviewpartner hatte einen Migrationshintergrund, ein Drittel waren Frauen. Wir interviewten Führungspersönlichkeiten sowohl aus den alten wie aus den neuen Bundesländern, Personen unterschiedlichsten Alters, mit religiösen wie auch säkularen Einstellungen. Zu den Gesprächspartnern gehörten u.a. Gemeindevorsitzende/-vorstände (Berlin, München, Leipzig, Hannover), Rabbiner, Chefredakteure („Jüdische Allgemeine Wochenzeitung“, „Evreyskaya Gazeta“), Akademiker und Intellektuelle, Leiter von jüdischen Bildungseinrichtungen (Abraham Geiger Kolleg, Rabbinerseminar zu Berlin, Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg), Vertreter aller heute in Deutschland präsenten Dachverbände (Zentralrat, Union Progressiver Juden, Masorti) wie auch neu hinzugekommener orthodoxer Bewegungen (Chabad Lubawitsch, Ronald S. Lauder Foundation), die Initiatoren der

Webportale „HaGalil“ und „Zametki po evreyskoy istorii“ („Notizen zur jüdischen Geschichte“, russischsprachig) wie auch die Initiatorin eines populären Bildungsprojektes für russisch-jüdische Erwachsene in Nordrhein-Westfalen („Gesher“) und eine Mitgründerin von Limmud Deutschland.

Mapping jüdischer Bildungseinrichtungen

Eine Überblicksdarstellung zu jüdischen Bildungseinrichtungen und –projekten erschien uns u.a deshalb wichtig, weil sowohl die jüdische Gemeinschaft im Allgemeinen als auch die jüdische Bildungslandschaft in Deutschland einen dynamischen Prozess der Pluralisierung und Ausdifferenzierung durchlaufen (insbesondere in Großstädten). Diese Trends der Pluralisierung verlaufen nicht problemlos (und teilweise auch in direkter Konkurrenz), was immer wieder die Frage aufwirft, wie viel an struktureller Vielfalt die jüdische Gemeinschaft in Deutschland zum heutigen Zeitpunkt tatsächlich schon verkraftet. Umgekehrt belegt die große Zahl der neu entstandenen Einrichtungen und Projekte auch untrüglich eine gesunde Dynamik, Kreativität und ein stark gewachsenes Selbstbewusstsein. In unserer Dokumentation sind Bildungseinrichtungen und –projekte festgehalten, die von den jüdischen Organisationen und Gemeinden in Deutschland initiiert und betreut werden, aber auch solche, die von Bewegungen aus dem Ausland ins Leben gerufen wurden, und schließlich solche, die auf unabhängige Initiativen zurückgehen („grass roots activities“). Wir gewannen die nötigen Informationen zu den Bildungseinrichtungen/-projekten einerseits aus dem Internet und aus Publikationen und Informationsmaterialien der Einrichtungen selbst. Wo immer sich die Möglichkeit bot, ergänzten wir sie durch telefonische Interviews mit Direktoren, Projektleitern und Sponsoren. Auch beim Mapping bezogen wir bewusst alle heute in Deutschland arbeitenden jüdischen Strömungen ein, ebenso säkulare Projekte und staatlich geförderte Bildungseinrichtungen (u.a. die Jüdischen Studien an deutschen Universitäten). Im Ergebnis entstand ein mehr oder weniger kompletter Überblick über die heutige jüdische Bildungslandschaft in Deutschland – sowohl was die Träger als auch die Inhalte betrifft.

Im hier vorliegenden Forschungsbericht beschreiben wir thematische Komplexe, die unserer Meinung nach nicht isoliert voneinander betrachtet werden können. Nacheinander beschäftigen wir wir uns mit

- dem Verhältnis der Juden in Deutschland zur nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft
- der Integration der russischsprachigen Juden in die lokalen jüdischen Gemeinden
- kollektiven Identitäten, die sich bei einer Mehrheit der Juden in Deutschland entwickelt haben
- Erwartungshaltungen an die jüdischen Gemeinden und Bildungseinrichtungen
- den in Deutschland agierenden jüdische Bildungseinrichtungen und –projekten selbst.

Bei den vier erstgenannten Komplexen sind sowohl Aussagen unserer jeweiligen Interviewpartner wie auch relevante Ergebnisse aus der Umfrage berücksichtigt, ehe schließlich der „Ist-Zustand“ der jüdischen Bildungsarbeit beschrieben wird (fünfter Aspekt).

Dem empirischen Teil, d.h. der eigentlichen Studie, sind historisch-soziologische Betrachtungen zum Judentum in Deutschland und eine kurze theoretische Reflektion über die russisch-jüdische Immigration während der vergangenen 20 Jahre vorgeschaltet. Im Anschluss an die empirische Studie wird die Situation der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland unter Berücksichtigung der momentan größten Probleme und Herausforderungen benannt, und es werden Vorschläge insbesondere zur Bildungsarbeit und zur Konsolidierung der Gemeinden angeführt. Es sei betont, dass ein Teil dieser Vorschläge von führenden jüdischen Repräsentanten wie auch von engagierten Laien in ganz direkter Weise unterbreitet wurde und bereits über ihre Realisierung beraten wird.

Danksagungen

Diese Studie wurde ermöglicht mit einer großzügigen Förderung durch den L.A. Pincus Fund for Jewish Education in the Diaspora, in Kooperation mit der Chais Family Foundation, der Pears Foundation, der Charles & Lynn Schusterman Family Foundation, der Schusterman Foundation Israel, der Severyn Ashkenazy, Rosalind & Arthur Gilbert Foundation und den Edmond J. Safra Philanthropies. Für ihre Unterstützung danken wir gleichfalls in besonderer Weise Miriam Barkay und Lionel Link vom L.A. Pincus Fund in Jerusalem, Benjamin Bloch, dem Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, Professor Julius Schoeps und Roswitha Kuska vom Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam, Janina Wurbs und Stefanie Franz von der Universität Potsdam, Volodymyr Oks (Potsdam), Marat Schlafstein und Dmitri Stratievski (Berlin), Ellen Presser und Chaim Frank (München), sowie den ÜbersetzerInnen Diana Rubanenko, Ann-Margaret Schellenberg, Mirjam Appel, Toby Axelrod, Sandra Lustig und Oliver Bradley. Unser Dank geht zudem an die vielen aufgeschlossenen Partner in den jüdischen Gemeinden und Vereinen, die Interviewer, Interviewpartner und natürlich an all jene Frauen und Männer, die sich die Zeit genommen haben, an unserer Befragung teilzunehmen.

Kapitel 1. Allgemeine Perspektiven

Migration und Transnationalismus

Migration bedeutet das Überschreiten einer politischen oder administrativen Grenze und – damit verbunden - ein Leben fern der Heimat über lange Zeiträume hinweg. Massey (2002) zeigt anschaulich, dass bisherige Wanderungsbewegungen oft aus einer Mischung von so genannten “push”- und “pull”-Faktoren entstanden sind. Die Erklärung für starke Migration wurde oft in den Gegensätzen zwischen unterschiedlichen Gesellschaftssystemen, im großen Gefälle der Arbeitsmärkte und in neoklassischen Wirtschaftstransformationen gesucht. Heute beschäftigen sich viele Migrationsstudien, wie Castles (2002) schreibt, eher mit der Entstehung multikultureller Gesellschaften und ihren Perspektiven (Radtke, 2002). Analysen zur *Integration* von Zuwanderern, einst ein hochwichtiges Thema im Umfeld ethnologischer, soziologischer und kulturwissenschaftlicher Forschung, haben an Bedeutung verloren. Integration galt einst als logischer Prozess der Eingliederung von Immigranten, die mehr oder weniger kohärente Aufnahmegesellschaften vorfinden und von diesen über allmähliche Prozesse der Akkulturation und Assimilation “absorbiert” werden (Glazer und Moynihan, 1974). Seit den 1990er Jahren sprechen Forscher dagegen häufig von “Insertion” (“Einfügung”), was eine flexiblere soziokulturelle Einbindung im neuen Umfeld implizieren soll, als es die Begrifflichkeiten von Integration oder gar Assimilation tun. In der Tat formen Immigranten heute neue Bevölkerungssegmente in (multi-kulturellen) Aufnahmegesellschaften und entscheiden häufig selbst über den Grad ihrer dortigen Einbindung. Viele verstehen sich zwar als Teil der neuen Umgebung, aber behalten Elemente der Herkunftskultur und die Muttersprache ebenso bewußt bei wie intensive Kontakte ins einstige Heimatland. In vielen Fällen bleibt die Herkunftssprache ein wichtiges Bindeglied zu den „Co-Ethnics“ (Zolberg, 2002) im früheren Land und in anderen Aufnahmestaaten. Aber selbst in ein und demselben Zielland kann die Art, sich zu integrieren oder integrieren zu wollen, stark differieren. Einige Immigranten besinnen sich besonders stark auf ihre ethno-kulturellen Wurzeln und sind dann am wenigsten bereit, “in der Masse aufzugehen”. Zu den besonders selbstbewußten und “kämpferischen” Gruppen zählen religiöse Migranten, die ihrer Selbstbehauptung im neuen Umfeld auch eine transzendente Bedeutung beimessen. P. Beyer (2002) geht davon aus, dass Religion eine solide Grundlage für den Pluralismus in heutigen Gesellschaften, aber auch eines der tragenden Elemente für transnationale Verbindungen sein kann.

Die wachsende Tendenz hin zu transnationaler Wanderung und transnationalem Lebensstil erklärt eine Reihe von Forschern heute mit der zunehmenden Globalisierung (Bauman 1996, 1998; Albrow, 1996; Beck, 2000, Robertson, 1992). Durch wachsende Globalisierung, die sich in einer grenzüberschreitenden Verdichtung ökonomischer Interaktionen und kommunikativer Vernetzungen zeigt, sind Individuen, Kollektive und Gesellschaften mehr miteinander verbunden als jemals zuvor. Staat und nationale Institutionen verlieren dagegen deutlich an Einfluß- und Kontrollmöglichkeiten auf den einzelnen Menschen. Nie zuvor in der Menschheitsgeschichte hat es eine derartig große Zahl an Personen gegeben, die grenz- und Kontinente-überschreitend leben und nicht mehr ausschließlich einem einzigen Staat zugeordnet werden können (u.a. auch infolge doppelter oder mehrfacher Staatsbürgerschaften). Dies stärkt nicht nur den Spielraum des einzelnen Individuums, sondern hat Rückwirkungen auch auf ganze Gesellschaften, Länder und Regionen. Appadurai (1990, 1996) schreibt in diesem Zusammenhang von “global flows”, die sich in der (globalen) Bewegung von ethnischen Gruppen, aber auch von Finanzströmen, Medien, technischem Know-how und Wertvorstellungen manifestieren – mit durchaus unterschiedlichen Wirkungen im nationalen und regionalen Kontext. Begünstigt wird der Trend zum Transnationalismus durch

preiswerten Reiseverkehr, neue Informations-Medien und modernste Kommunikationstechnik. Viele Migranten sind heute in der Lage, mit Freunden und Verwandten im Herkunftsland und mit „Co-Ethnics“ anderswo beinahe täglich in Kontakt zu sein (u.a. über Telefon, Email, Chat, Skype). All dies bietet die Chance, sich in neuer Umgebung einzuleben und „einzufügen“, ohne sich vom Herkunftsland emotional, kulturell, sprachlich oder politisch lösen zu müssen. Exakt dies umreißt den Rahmen und die Lebensmuster einer „transnationalen Diaspora“ (Soysal, 1994; 2000).

Allerdings fällt auf, dass es noch immer vor allem westliche Demokratien sind, wohin sich die meisten heutigen Migrationsströme richten. Hier erlauben wohlfahrtsstaatliche Mechanismen wie auch liberale politische Strukturen es Zuwanderern und anderen Minderheiten, stärker am öffentlichen Leben zu partizipieren als anderswo. Migranten fühlen sich ermutigt, Sprache und soziale Codes des jeweiligen Aufnahmelandes zu übernehmen - um sich im neuen Umfeld erfolgreich bewegen zu können -, gleichzeitig aber kulturell, sprachlich, mental oder auch religiös an dem festzuhalten, was ihnen aus dem Herkunftsland vertraut ist. Im Ergebnis entstehen ethno-kulturelle transnationale Gemeinschaften mit zentralen Bezugspunkten sowohl im Aufnahme- wie auch im Herkunftsland. Ob gewollt oder nicht, gewinnen so viele der westlichen Gesellschaften einen zusehends multi-kulturellen Charakter. Und während heute noch eine bestimmte kulturelle Einflußnahme der westlichen Welt auf die übrigen Welten attestiert wird (Bauman, 1998), sorgen zuwandernde, nicht-westliche Migrantengruppen für eine wachsende Heterogenität im Westen selbst. Am augenscheinlichsten lässt sich diese Heterogenität in westlichen Metropolen wie New York, Paris, Berlin oder London erkennen, in denen sich chinesische, mittelöstliche, afrikanische oder auch osteuropäische Communities mit ganz eigenem Profil etablieren und emanzipieren. Soziale Transformationsprozesse im Westen sind heute deutlich verbunden mit einer kulturellen Heterogenisierung infolge transnationaler Diasporagemeinschaften, so wie letztere unweigerlich beeinflusst werden vom neuen Umfeld. Dennoch bewahren sie Symbole und Haltungen, die sie mit Migranten gleichen Ursprungs oder in der Heimat zurückgebliebenen „Co-Ethnics“ offenbar langfristig verbinden (Ben-Rafael/Sternberg, 2002).

Damit sind moderne Diasporagemeinschaften einerseits Triebkräfte für eine stärkere Pluralisierung und Heterogenisierung in ihren Zielländern, gleichzeitig aber verlässliche Bausteine für einen beständigen Transnationalismus. Diese doppelte Art von Pluralisierung, die von transnationalen Diasporagemeinschaften ausgeht, zeigt, wie stark sich herkömmliche Auffassungen von *einer* Welt – oder zumindest der *einen westlichen* Welt – verändern. Doch gerade für die Träger transnationaler Netzwerke und Gemeinschaften werfen diese Prozesse auch ganz neue Fragen zu ihrer eigenen Identität auf.

(Neu-)Konstruktion von Identitäten

Individuelle und kollektive Identitäten entstehen in der heutigen, (post-)modernen Gesellschaft auf komplexe Weise (Lash und Friedman, 1992), wobei Symbole, Traditionen und kulturelle Loyalitäten weiterhin eine große Rolle behalten. Sozialwissenschaftler sehen aber auch in gesellschaftspolitischen Umständen sowie in individuellen wie kollektiven Kosten- und Nutzenkalkulationen ebenbürtige Einflussfaktoren. Hobsbawm und Ranger (1983) gehen sogar so weit, von „erfundenen Traditionen“ zu sprechen. Barth (1997) betrachtet die Formung von kollektiver Identität als einen dynamischen sozialen Prozess - eine Art Gruppen-Projekt, das Gestalt gewinnt durch die Formung kultureller Muster und moralischer Codes, die ihre praktische Erfahrung erst durchlaufen müssen. Dies mag ein Hinweis dafür sein, weshalb das Konzept von kollektiver Identität heute so wichtig ist bei Studien zur Selbstperzeption, dem eigentlichen Mechanismus, über den Individuen Unterscheidungen zwischen sich und anderen Menschen

vornehmen, aber auch dem Mittel, über das Gruppen von Menschen dazu gelangen, sich als spezifische soziale Einheit innerhalb eines größeren gesellschaftlichen Kontextes zu verstehen.

Offenbar weist die Formung von kollektiver Identität heute drei unabdingbare Elemente auf (Ben-Rafael, 2002): Das erste, grundlegende Element betrifft die Art und Weise, wie die Menschen ihre Verbundenheit mit einem Kollektiv und die gefühlten Verpflichtungen ihm gegenüber ausdrücken. Dies tangiert nicht zuletzt die praktischen Konsequenzen, die sich aus der Selbstdefinition als Mitglieder einer bestimmten Gruppe ergeben. Das zweite Element betrifft die Frage, worin Individuen die soziale, kulturelle, moralische, normative, religiöse, historische und sprachliche Einzigartigkeit „ihres“ Kollektivs sehen. Das dritte Element betrifft die Art und Weise, wie Individuen den Platz und die Stellung ihrer Gruppe in Relation zu den „anderen“ – in Form von Nähe wie auch von Distanz – definieren (Lash und Friedman, 1992). Diese drei Elemente werden nicht notwendigerweise von allen Mitgliedern einer ethno-kulturellen Community als gleich wichtig angesehen. Hier kann es – je nach objektiver sozialer Situation, lokaler Verortung, biographischen Einschnitten und individuellen Präferenzen – recht unterschiedliche Auffassungen geben. Auch die Gewichtungen innerhalb der drei Elemente können variieren (beispielsweise in der Betonung *eigener*, spezifischer Gruppenmerkmale vis á vis der Betonung von *Unterschieden* zu anderen Gruppen im sozialen Umfeld). Bei Studien zu Migrantengruppen und Diasporagemeinschaften erscheint es daneben höchst interessant, inwiefern unterschiedliche Eigenbilder und Identitätskonzepte dennoch im Rahmen einer gemeinsamen, kollektiven Identität nebeneinander existieren und möglicherweise miteinander harmonieren.

Daneben fällt auf, dass viele Menschen heutzutage nicht mehr eine einzige Identität in sich tragen. In vielen Situationen sind wir uns dessen bewusst, durch verschiedene Lebenskreise, Netzwerke und soziale, berufliche und familiäre Konstellationen unterschiedliche Teil-Identitäten zu entwickeln. Ein entscheidender Punkt ist dann, wie sich diese Teil-Identitäten – nationale, religiöse, berufliche, familiäre etc. -, zueinander verhalten, d.h., wie viel Gewichtung wir ihnen jeweils einräumen. Mit anderen Worten: Wie stark identifiziert sich ein Mensch mit bestimmten Teil-Identitäten in Relation zu wechselnden Lebenssituationen? So können einzelne Menschen eine starke Gruppenzugehörigkeit fühlen, aber deren Relevanz völlig negieren, wenn es um das Bewußtmachen anderer Interessen in ein und demselben Leben geht. Solche Personen kontrastieren dann in ihrem Selbstkonzept stark mit anderen, die auch ihr privates oder berufliches Leben an den Interessen ihrer Bezugsgruppe ausrichten.

Äußere Umstände und endemische Faktoren können eine wesentliche Rolle für die Disparität der Stärke von Teil- oder Gesamtidentitäten spielen. So tendieren sozial unterprivilegierte Menschen in der Regel stärker dahin, sich auf eine starke Gruppenidentität und – zugehörigkeit festzulegen, die ihnen – ungeachtet ihrer schwierigen sozialen Situation – eine gewisse individuelle Würde sichert. Umgekehrt entwickeln Menschen mit hoher Aufstiegsmobilität bzw. Menschen in privilegierten sozialen Schichten leichter individuelle Interessen, die zum Eintritt in neue Netzwerke und zu völlig neuen Zugehörigkeitsgefühlen führen können.

Religion wiederum scheint auf Grund der inhärenten transzendentalen Essenz ein höheres Potential an (Gruppen-)Identifikation erzeugen zu können, als dies bei eher „weichen“ Faktoren der Identifikation – wie beispielsweise gleicher geographischer Herkunft, gleicher Kultur und Herkunftssprache – erwartet wird. Bei letzteren mag es durchaus Überschneidungen von Identität und Identifikation geben. Doch scheinen Verbindungen zur eigenen Identität weniger *zwingend*, da dies offenbar von bestimmten situativen Konstellationen abhängig bleibt – zum Beispiel der Anwendbarkeit der Herkunftssprache in einem bestimmten Gruppenkontext.

Betrachtet man den autonomen Charakter solcher Identitätskonzepte, dann werden relativ leicht auch Gruppen vorstellbar, die zwar eine gemeinsame Vision von kollektiver Identität teilen, sich damit aber nur in sehr schwacher Weise *identifizieren*. Sie neigen dann leichter zur Assimilation ins gesellschaftliche Umfeld - selbst auf die Gefahr hin, dass eigene kulturelle Erbe zu verlieren. Auf der andere Seite kommt es vor, dass Menschen, die nur eine relativ schwache Identität in Verbindung mit der eigenen ethno-kulturellen oder religiösen Gruppe entwickeln, sich immer dann besonders stark mit ihr identifizieren, sobald die Gruppe diskriminiert oder angegriffen wird. Der Angriff auf die eigene (Bezugs-)Gruppe – mit der man/frau sonst nur lockere Verbindungen pflegt – wird dann augenscheinlich zum Angriff auf die eigene Identität.

Die jüdische Dimension

Für manche ethno-kulturellen und ethno-religiösen Gruppen bilden Fragen der kollektiven Identität oder Identifikation eine höchst komplexe Angelegenheit, schon allein wegen der bisherigen *Geschichte* der Gruppe und wegen der weitreichenden kulturellen (wie oftmals auch religiösen) Wurzeln. Juden sind in dieser Hinsicht ein höchst illustratives Beispiel. Das traditionelle Identitätsmuster, welches sich unter ihnen über Jahrtausende gehalten hat, definierte Jüdischkeit mehr oder weniger ausschließlich anhand der (bekundeten) Verbundenheit mit G'tt und der Tora. Es erscheint folgerichtig, dass vom einzelnen Individuum eine vollständige Verbundenheit mit dem jüdischen Volk erwartet wurde, jenem Volk, welches – in der einfachsten mythischen Form - dem Land Israel entstammte und das dorthin zurückkehren würde, sobald der Messiah erscheint. Diesem Narrativ entsprechend, bildet Israel, das „versprochene Land“, den einzigen Platz auf der Welt, an dem Juden wirklich „zu Hause“ sind. Umgekehrt macht *dieser* Narrativ jeden anderen Ort der Welt zu nicht weniger als einem „Exil“ und alle anderen Völker zu „Heiden“, d.h. zu Populationen, die sich grundlegend von der eigenen Community unterscheiden. Doch während diese Art von Identität die Einzigartigkeit der jüdischen Gemeinschaft betont, drückt sie auch eine einzigartige Aufgabe aus: In der eigenen Erlösung ist impliziert, dass die jüdische Nation die ganze Welt erlösen wird, und damit die Welt die jüdische Nation als das „auserwählte Volk“ erfährt. Obwohl G'tt der eine und universale ist, verpflichten seine Worte ein ganz spezielles Volk mit der zentralen Aufgabe, die Welt zu retten durch Einhaltung der überlieferten Gebote „unter sich“ und „untereinander.“

Von dieser traditionellen Sicht des Judentums rühren – durch verschiedenste Transformationen über die Jahrhunderte hindurch – alle modernen modernern Formulierungen von Jüdischkeit, seit Juden die Moderne betraten, die traditionellen Ghettos verließen und sich darin erprobten, als Individuen und Staatsbürger auch intensiv am gesellschaftlichen Leben der nichtjüdischen Nationen zu partizipieren. Zwei unterschiedliche Dimensionen lassen sich bei der Unterscheidung heutiger jüdischer Identitäten ausmachen. Die *transnationale* Dimension verweist uns auf Cluster von unterschiedlicher jüdischer Identität, die ihren Weg in viele, wenn nicht sogar alle jüdischen Gemeinden der Welt gefunden haben. Die *räumliche* Dimension hebt auch Unterschiede in der jüdischen Welt auf, die auf bestimmte Koordinaten von Raum und Zeit beschränkt bleiben. Die jeweiligen Einflüsse dieser Dimensionen sind – analytisch gesehen – unterschiedlich, aber versuchen Divergenzen und Konvergenzen der jüdischen Identitäten miteinander zu verbinden, was wiederum in drei große Gruppen von Formulierungen von Identitäten mündet.

Die *transnationale* Dimension bezieht sich auf die wesentlichen Elemente des traditionellen Judentums, das heißt die Verbundenheit mit dem jüdischen Volk, die Einzigartigkeit der Erkenntnis aus der Torah und die Bedeutung des Landes Israel. In seiner *Gesamtheit* wird dieses Konzept von einer Mehrheit der Juden seit dem Beginn der Moderne eher als überholt betrachtet. Nur auf (ultra-)orthodoxer Seite gab und gibt es große Anstrengungen, diese Geschlossenheit bzw. Absolutheit in

der Tradition zu erhalten. Freilich lassen sich heute selbst im ultra-orthodoxen Spektrum diverse Gruppierungen mit eigenen, sekundären Konzepten unterscheiden. Daneben haben sich zwei andere, bemerkenswerte Konstrukte von jüdischer kollektiver Identität entwickelt, die entweder *ethno-kulturelle* oder *nationale* Prämissen setzen. So ergibt sich im heutigen, (post-)modernen Kontext ein eher dreigeteiltes Panorama von jüdischen Clustern spezifischer Identität:

(a) *Ultra-orthodoxe* Identifikationen basieren auf einer ungebrochenen historischen Kontinuität von Religion, Tradition und Gemeinschaft. Ultra-orthodoxe Aktivisten betrachten die Torah als das Herz des Judentums und entwickeln entsprechenden halachischen Eifer, die heutige jüdische Gemeinschaft (weltweit), aber auch jüdische Einzelpersonen „zurück zu den Wurzeln“ zu holen. Obwohl mit ihren Sichtweisen klar in der Minderheit, betrachten sie sich heute als die Avantgarde des jüdischen Volkes, die um jüdische Kohärenz auf biblischer Grundlage ringt.

(b) *Ethno-kulturelle* Identifikationen teilen einen gewissen Universalismus in Bezug auf jüdische Geschichte und Kultur, ein Bewusstsein vom eigenen Volk (“Jewish peoplehood”), dass sich aus erfolgreichen Traditionen über Jahrhundert hinweg speist. Manche Anhänger des ethno-kulturellen Ansatzes haben einen festen Bezug zur jüdischen Religion, fühlen sich aber eher *ausgewählten* Inhalten, Weisungen und Orientierungen aus talmudischer und halachischer Überlieferung verbunden und bilden damit ein modern-religiöses Judentum. Andere sehen sich selbst als *säkular* und betonen mehr die kulturellen Traditionen und Leistungen, mit denen das Judentum zur Entwicklung der menschlichen Zivilisation beigetragen hat. Zugleich drücken sie ihre Verbundenheit mit der jüdischen Welt durch eine partielle Verbundenheit mit traditionellen jüdischen Bräuchen aus – ein Erbe, das es *gemeinsam* zu erhalten gilt.

(c) *Nationale* Identifikationen ergeben sich dort, wo die jüdische Gemeinschaft als eine nationale Gesamtheit verstanden wird, quasi als eine Nation unter vielen. Israel wird als das Mutterland aller Juden verstanden, und Hebräisch als die Basis für eine neue jüdisch-nationale Kultur. Auch bei den Anhängern dieser Form von kollektiver Identität unterscheiden wir verschiedene Teil-Gruppen. Neben national-religiösen Juden finden wir die nicht-religiösen Nationalen, die unter anderem auf kulturell-historisches Erbe verweisen oder primär mit ideologischen Begründungen die nationale Souveränität des jüdischen Volkes untermauern. Sämtlichen jüdischen Gruppierungen mit primär *nationaler* Identifikation ist aber gemeinsam, die „Territorialisierung des Judentums“ als unabdingbares Element für die nationale jüdische Identität zu betrachten.

Bei den Formen moderner Jüdischkeit kommt in zahlreichen Communities ein Phänomen hinzu, dass sich als „Dabeisein-ohne-zu-glauben“ (“belonging-without-believing”) ausdrückt. Das Phänomen ist aus empirischen Umfragen in den USA bekannt, wobei hier zunächst christliche Bevölkerungskreise analysiert wurden. Laut einer Umfrage-Analyse von Steven Cohen and Lauren Blitzer (2008) zeigt sich heutige religiöse Verbundenheit in den USA vor allem in viel Facettenreichtum (und Akzeptanz dafür) wie auch in sehr fließenden, flexiblen Haltungen. So würde beispielsweise eine Mehrheit der Amerikaner, die einer bestimmten Kongregation angehören, *nicht* davon ausgehen, dass ihre Religion der einzige Weg zur Erlösung sei. Fast 30% der Befragten hatten den Glauben verlassen, in welchem sie großgezogen worden waren. Bei denjenigen Befragten, die innerhalb des protestantischen Lagers von einer Kongregation zur anderen gewechselt waren, ergab sich sogar eine Prozentsatz von um die 50%. Gleichzeitig offenbarte die Umfrage, dass mehr als die Hälfte der Amerikaner die Bedeutung von Religion in ihrem Leben als sehr hoch einstufen, sie regelmäßig Gottesdienste besuchen und täglich beten. Zudem zeigte sich, dass 92% an die Existenz Gottes (oder einer geistigen Macht im Universum) glauben und fast zwei Drittel die zentralen Texte ihrer Glaubensrichtung als das Wort Gottes betrachten.

Bei den amerikanischen Juden lag der Prozentsatz der religiös Gläubigen deutlich niedriger, doch war der Anteil jener, die religiösen (jüdischen) Kongregationen angehörten, erstaunlich hoch. Amerikanische Juden bieten ihren Kindern religiöse Bildung in einem Umfang an, der den Bemühungen christlicher Eltern mindesten gleichkommt. Mit anderen Worten: Die Einstellung vieler amerikanischer Juden zur Religion ist eher distanziert, pragmatisch und ungebunden. Umgekehrt ist der Anschluss an religiöse Gemeinschaften durch die eigene Mitgliedschaft gesichert - und er wird für die nächste Generation garantiert, indem viele Eltern ihre Kinder auf religiöse Schulen schicken. Ein auffällig starker Organisationsgrad steht damit im Kontrast zum relativ niedrigen Level an traditioneller Religiosität.

In der jüdischen Diaspora insgesamt wie auch in Israel gestaltet sich das Verhältnis von struktureller und/oder gefühlter Zugehörigkeit, Religiosität, nationalem Empfinden und ethno-kulturellem Erbe vermutlich noch mannigfaltiger und komplizierter. Für die ultra-orthodoxen Bewegungen ist der Glaube an den G'tt Israels und die Torah, wie seit jeher in der Tradition, das höchste Gut im Judentum. Für Anhänger der Aufklärung, der Reform- und der konservativen Bewegungen steht die Gemeinschaft des jüdischen Volkes an erster Stelle, als Träger eines Erbes, bei dem der G'tt Israels und die Torah religiöse wie kulturelle Dimensionen besitzen. Der Zionismus wiederum betrachtet das Land Israel, das nationale Territorium der Juden, als den wichtigsten Aspekt im heutigen Judentum, wo eine jüdische Kultur und Nation entsteht und die Alternative zum Diaspora-Judentum darstellt. Es versteht sich fast von selbst, dass derartig unterschiedliche Haltungen, Ideen und Glaubensinhalte ein weites Feld für Konflikte und Reibungen bieten – innerhalb einer globalen jüdischen Gemeinschaft und Gesamtheit, wo kollektive Zusammengehörigkeit gleichwohl immer ein wichtiger gemeinsamer Nenner und sogar ein existentielles Muss geblieben ist.

Inhaltliche Kontraste setzen sich aber auch in den jeweiligen Teilgruppen der beschriebenen drei Identitäts-Cluster fort. Innerhalb der ultra-orthodoxen Gemeinschaft finden wir beispielsweise Gegensätze und Wettbewerb zwischen dem litauischen Judentum und der chassidischen Bewegung, während letztere wiederum eine ganz Reihe von Strömungen umfasst, die untereinander in Konkurrenz stehen. Während der letzten Jahrzehnte hat sich auch das sephardische, ultra-orthodoxe Judentum dem ultra-orthodoxen Cluster angenähert, womit dort weitere Segmentierungen zustande kommen.

Aber auch das ethno-kulturelle Cluster ist – vom nach außen orientierten säkularen oder Reformjudentum bis hin zur nach innen orientierten modernen Orthodoxie – von starken internen Debatten erfaßt, während alle Teilgruppen einen eher flexiblen Zugang zu den inhaltlichen Gemeinsamkeiten pflegen und erhalten. Jüdischkeit tritt hier nicht in Konkurrenz zu anderen Identitäten, ganz im Gegensatz zum ultra-orthodoxen und zum jüdisch-nationalen Cluster. Das nationale Cluster ist wiederum dominiert von pragmatischen Kräften, die sich mit extremistischen Kräften am rechten und linken Rand auseinandersetzen, während weitere Protagonisten mit multikulturellen Ideen aufwarten. Trotzdem teilen alle – als „kleinsten gemeinsamen Nenner“ – die Überzeugung vom Hebräischen als Basis der nationalen Sprache.

Die beschriebenen Cluster kontrastieren durchaus auch in ihrer äußeren Erkennbarkeit, Symbolik und in den allgemeinen Aktivitäten. Am einfachsten in ihrer Singularität zu erkennen sind zweifelsfrei die orthodoxen Gruppierungen, nicht zuletzt durch schwarze Anzüge und lange Bärte bei den Männern sowie Perücken und lange Kleider bei den Frauen. Ethno-kulturelle jüdische Protagonisten betonen den Kontakt mit dem nichtjüdischen Umfeld, lernen Sprache und Kultur ihrer Umgebungen und bringen jüdische Kultur und Symbolik in neue, zeitgenössische Zusammenhänge. Das nationale Cluster ist gekennzeichnet durch starke territoriale Konzentration

und durch eine „Nationalisierung“ biblischer Symbole. Es versteht sich von selbst, dass die beschriebenen Kontraste auch Spannungen und Konkurrenz zwischen elitären Gruppen der jeweiligen Cluster erzeugen können - und dies auch offen ausgetragen wird. Für die Nationalen hat Judentum dort sein Zentrum und seine Basis, wo Judentum souverän und unabhängig agieren kann - und dafür auch Institutionen unterhält, die das souveräne Judentum schützen. Ultra-Orthodoxe verstehen sich als Hüter des wahren jüdischen Glaubens und wollen *in dieser Hinsicht* als führende Kraft respektiert werden. Ethno-kulturelle Protagonisten sind wiederum diejenigen, welche jüdischen Universalismus und jüdisches Engagement für die *gesamte* Welt verkörpern wollen. In verschiedenen, teils variierenden Formen finden wir heute alle drei Cluster in der gesamten jüdischen Welt.

Eine solche Beschreibung geht konform mit Daniel Elazar's Analyse (1999), nach der wir heute – je nach zeitlichen und räumlichen Umständen -, religiöse, ethnische und nationale Aspekte in unterschiedlicher Stärke und Gewichtung in jeweiligen Konzepten jüdischer Identität wiederfinden. Dieser weit fortgeschrittene Prozess der Ausdifferenzierung jüdischer Identitäten hat viel damit zu tun, dass Judentum heute objektiv nicht mehr an eine einzige Gemeinschaft oder zentrale Institution gebunden erscheint – weder für Nichtjuden (Außenperspektive) noch für Juden selbst (Innenperspektive). Charles Liebman und Stephen Cohen (1990) haben diese Entwicklung in zugespitzter Weise formuliert, wenn sie davon schreiben, dass Jüdischkeit heute eher zu einer persönlich-privaten und damit voluntaristischen Angelegenheit geworden sei. Davon ausgehend, behaupten die beiden Forscher, dass jüdische Identitätsbildung heute sehr unterschiedliche Konturen annimmt und dabei nicht selten von äußeren Umständen mitgeprägt ist. Dies steht nicht in Widerspruch zur These von Pierre Birnbaum und Ira Katzenelson (1995), dass sich eine bestimmte Kontinuität (gemeinsamer) kultureller Orientierungen unter Juden ausmachen lässt, unabhängig von der großen Bandbreite an Reaktionen auf die Moderne. Kontinuität stellt auch Shmuel Eisenstadt (1992) fest, der seinerseits von einer "jüdischen Zivilisation" schreibt, welche ihr Fundament in Übertragungs- und Transformationsprozessen jüdischer Tradition über Jahrhunderte hinweg besitzt. Zentrale Elemente dieser Zivilisation bilden heute das Bewusstsein einer kulturell-historischen Gemeinschaft ("peoplehood"), was aber keineswegs inner-jüdische Fraktionierungen und Spaltungen verhindert, wie die Arbeit von Jonathan Sacks (1993) treffend belegt. Sacks benennt als die stärksten Fraktionierungen bzw. Trennungen jene zwischen Religiösen und Säkularen, zwischen Orthodoxen und Liberalen und zwischen Israel und der Diaspora.

Während all diese Unterschiede und Ausdifferenzierungen starke zentrifugale Tendenzen sichtbar machen, gibt es ebenso nachhaltige Belege für starke zentripetale Kräfte. Dazu gehört nicht zuletzt die Tatsache, dass die halachischen Kriterien für Zugehörigkeit zum Judentum auf einen breiten Konsens stoßen. Keine der beschriebenen Gruppierungen stellt infrage, dass eine Person, die von einer jüdischen Mutter abstammt oder auf halachischer Grundlage zum Judentum konvertiert ist, ein Jude bzw. eine Jüdin ist. Da die überwältigende Mehrheit der heutigen Juden weltweit diesen Anforderungen entspricht – unabhängig von ihrer Auffassung vom Judentum – haben alle Versionen heutigen Judentums *grosso modo* einen Bezug zum gleichen Volk. Bisherige Meinungsverschiedenheiten darüber, wo die Grenze zwischen Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit zum Judentum gezogen werden sollte, lassen Kontroversen nur über eine kleinere Gruppe von Personen entstehen – jene Juden, die über nicht-orthodoxe Kongregationen zum Judentum konvertiert sind und die von orthodoxer Seite *nicht* als Juden anerkannt werden. Insgesamt aber lässt sich sagen, dass es heute zwar sehr unterschiedliche jüdische Identitäten unter Juden gibt, dadurch aber die Realität von *einem* jüdischen Volk nicht infrage steht. Vielmehr beziehen die verschiedenen „Sub-groups“ viele ihrer Symbole aus dem gleichen Repertoire von

Traditionen, Ritualen und Narrativen. Die Unterschiede (und Konflikte) betreffen eher die Interpretation, das Verständnis und die Definition des gemeinsamen Erbes.

Andererseits schenken alle beschriebenen Strömungen und Kräfte Israel – als der konkret manifestierten Souveränität jüdischen Lebens im „Land der Vorväter“ – eine besondere Aufmerksamkeit. Dabei können die Stärke des Zuganges und das Ausmaß an Bedeutung, welche der Staat Israel für die einzelnen Milieus besitzt, durchaus variieren, doch nehmen alle am gleichen Diskurs teil. Nahezu alle jüdischen Bewegungen befürworten eine Verbindung zwischen Israel und der Diaspora, und damit zugleich auch reziproke Formen von Solidarität. Schließlich sei darauf hingewiesen, dass die kulturelle und religiöse Dynamik in der israelischen Gesellschaft neue Symbole und Lebensweisen hervorbringt, welche ihrerseits Akzente in den jüdischen Gemeinschaften weltweit setzen. So entstand das israelische Hebräisch ursprünglich in dem Bemühen, die jüdische Bevölkerung in Israel von der Diaspora unterscheiden zu können. Jetzt kehrt das moderne Hebräisch zurück nach New York, Paris oder Moskau, wo es unter anderem an jüdischen Schulen und Gymnasien gelehrt wird – als die heute wichtigste jüdische Sprache, die zudem den Zusammenhalt der Diaspora verbessern kann. Ähnliche Wirkungen gehen aus von israelischer Folklore, Rockmusik, Literatur und auch säkularen Ritualen, welche Eingang finden in das kulturelle Leben von jüdischen Diasporagemeinschaften und dann ein Teil von jenem sozio-kulturellen Repertoire werden, das sich deutlich von der nichtjüdischen Umgebung abhebt. Insgesamt helfen diese gemeinsamen kulturellen Nenner, bestehende Spannungen zwischen den drei beschriebenen Clustern etwas auszugleichen.

Die räumliche Dimension

An dieser Stelle scheint es angebracht, auch auf die räumlichen Dimensionen einzugehen, die in Geschichte und Gegenwart für die Formierung ethno-kultureller (Diaspora-)Gemeinschaften wie auch für die Herausbildung, Beibehaltung und Ausdifferenzierung kollektiver Identitäten eine wichtige Rolle spielen. Dieser Aspekt ist von vielen Sozialwissenschaftlern aufgegriffen worden, die ihrerseits vom Einflussfaktor der Kontingenz („contingency“) sprechen (vgl. Covers und Vermeulen, 1997). Bei den jüdischen Gemeinschaften lohnt sich eine systematische Beachtung der räumlichen Dimension und ihres Einflusses insbesondere bei den Gemeinschaften in Israel, in den USA und in Europa. Dabei wird schon auf den ersten Blick deutlich, wie tief die Unterschiede in den jeweiligen Gemeinschaften in bezug auf innere Struktur, Selbstverständnis, aber natürlich auch das räumliche und gesellschaftliche Umfeld ausfallen.

In Israel finden sich, wie an den genannten anderen Plätzen auch, alle drei transnationalen Cluster jüdischer Identitäten (vgl. Ben Rafael/Peres, 2005). Die stärksten Affinitäten bestehen zum jüdisch-national orientierten Cluster und äußern sich in einer starken Verbundenheit mit dem eigenen Staat als primärem Element für die jüdische Identität. Dies trifft zunächst auf die säkulare israelische Mainstream-Gesellschaft zu, welche für einen modernisierten Zionismus steht. Neben diesen Mainstream tritt die ultra-orthodoxe Bewegung im Land gegenüber, die sich weitgehend auf die eigene Community konzentriert, aber halachische normative Forderungen an den Staat stellt, um seinen „jüdischen Charakter“ zu stärken und sich in gewisser Weise dort auch selbst stärker zu verorten. Die *nationalen* Orthodoxen unter ihnen sind zumeist glühende Nationalisten und propagieren – unter Berufung auf die von ihnen studierten Schriften – die Besiedlung von Judäa and Samaria, wobei ihr politisches Credo in diesen Fragen unbeugsam und unnachgiebig scheint.

Israelische Jüdischkeit besitzt in den verschiedenen ethnischen Milieus und Formationen aber oft auch gruppenspezifische Charakteristika. So halten die Mizrachi-Juden an einem sephardischen Traditionalismus fest, aus dem heraus sich vor Jahrzehnten die ultra-orthodoxe Shass-Partei entwickelt hat. In direktem Gegensatz zu Shass und den Edot Ha Mizrachi sind die

meisten der russischen Immigranten säkular eingestellt und verstehen russische Sprache und Kultur auch weiterhin als wichtige Elemente ihrer Identität. Sie lernen vergleichsweise schnell die hebräische Sprache und werden rasch mit der israelisch-jüdischen Alltagskultur vertraut, verhalten sich aber in vielen Fällen auffällig distanziert zu religiösen Einrichtungen. Ein weiteres Element, das die Fraktioniertheit der israelischen Gesellschaft anzeigt, sind intellektuelle Milieus, die eine „De-Zionisierung“ des Staates Israel fordern. Auch in Israel, so das Argument der Post-Zionisten, sollten Juden sich auf den Status einer ethnischen Gemeinschaft beschränken und Jüdischkeit *nicht* in politische Strukturen und Regelungen manifestieren lassen. Diese israelische Version eines jüdischen Ethno-Kulturalismus bedeutet im nahöstlichen Kontext – und damit anders als an anderen Plätzen der Welt – einen radikalen Protest gegen die Definierung Israels als eines jüdischen Staates.

Ähnlich dem israelischen Judentum kennt auch das amerikanische eine Fülle von Teilgruppen, (Sub-)Milieus und scharf unterscheidbaren Strömungen (vgl. Wertheimer, 1993). Es gibt die ultra-orthodoxen Gruppierungen, die in ihren Yeshivot das Juwel des Judentums erkennen, zugleich aber bedrängt sind durch heftige Kontroversen in ihrer eigenen Mitte. Am anderen Ende des Spektrums ermutigen zionistische Organisationen zur Alijah und sehen sich als voll involvierte Protagonisten im Projekt des jüdischen Nationalstaates. Dazwischen aber befindet sich der Mainstream des amerikanischen Judentums, welcher sich primär einer ethno-kulturellen Identität verbunden fühlt. Auch die modern Orthodoxen finden sich in diesem Cluster, da sie sich als ein Teil der modernen Welt verstehen und versuchen, diese mit halachischen Erfordernissen, einem observanten Lebensstil und jüdischem Gemeinschaftsleben in Einklang zu bringen. Sie sind nicht unendlich weit entfernt von, aber immer noch eher abweisend gegenüber Formen von nicht-halachischem Judaismus, d.h. gegenüber Strömungen, die nicht mit gleicher Unerbittlichkeit an der Beachtung und dem Erhalt der halachischen Regeln festhalten. Die Reformbewegung zeichnet sich durch einen relativ freien Umgang mit der halachischen Tradition aus, wovon sich wiederum die säkular- humanistische jüdische Bewegung absetzt, welche die Relevanz des theistischen Grundprinzips in globalen Fragen negiert. Trotz dieser gravierenden Unterschiede teilen sämtliche jüdische Cluster und Strömungen in den USA die Identifikation mit der eigenen Jüdischkeit, gespeist aus jüdischer Kultur und Geschichte sowie dem Bewusstsein von der Einheit bzw. dem Zusammenhalt des jüdischen Volkes, das von Generation zu Generation übertragen wird. Dieses Bewusstsein ist die Basis für eine grundsätzliche Solidarität mit der jüdischen Welt und für eine starke sozio-kulturelle Dynamik, die sich gerade in den multiplen, mannigfaltigen jüdischen Einrichtungen in den USA zeigt, besonders aber in gut strukturierten lokalen Gemeinden unter dem Dach einer jeweiligen Kongregation. Fast jede Gruppe oder Community hat ihre eigene Synagoge oder ihren eigenen Tempel, eigene Rabbiner und eigenes Führungspersonal, einen eigenen Stil der Gestaltung von Treffen und eigene Liturgien. Auch in Fragen der Gestaltung von Brith Mila, Bar und Bat Mitzwa, Hochzeit und Bestattung gibt es häufig ganz eigene Rituale.

Ähnlich ist in Europa ein Großteil des heutigen Judentums vor allem ethno-kulturell geprägt, doch auf den zweiten Blick lassen sich gravierende Unterschiede zur amerikanisch-jüdischen Community entdecken (Sacks 1993; Birnbaum 2003; Meyer 1999). Wichtige Wendepunkte in der jüngeren Geschichte des europäischen Judentums waren das Ende des Kalten Krieges und der Fall des „Eisernen Vorhanges“, Demokratisierungsprozesse in den einstigen sozialistischen Staaten und die allmähliche Erweiterung der Europäischen Union. Die Auswirkungen auf das europäische Judentum *insgesamt* waren dramatisch. Nach 70 Jahren der Stille waren plötzlich wieder zwei bis drei Millionen osteuropäischer Juden (incl. jener in der einstigen UdSSR) mit der freien westlichen Welt verlinkt. Die große Masse von ihnen verließ die post-sozialistische Heimat und sorgte für eine Rekonfiguration der jüdischen Welt, insbesondere in der europäischen Konstellation. Im Ergebnis gilt das europäische Judentum heute - mehr als je

zuvor – als sehr heterogen und zugleich gespalten, nicht nur wegen der internen Diversität und unterschiedlichen Clustern, sondern auch – und dies in deutlichem Unterschied zu Israel und den Vereinigten Staaten – auf Grund seiner Verteilung auf verschiedene Nationen, Sprachen und Kulturen. Zu einem Zeitpunkt, da ein beträchtlicher Teil der europäischen Staaten schon in die Europäische Union aufgenommen ist, stellt sich die Frage, inwiefern sich damit auch das europäische Judentum zu vernetzen beginnt, aber auch wie sich das Verhältnis zu Israel und zum amerikanischen Judentum langfristig entwickeln wird. Mit anderen Worten: Werden sich die Beziehungen zwischen den einzelnen jüdischen Communities in Europa Kontinent-übergreifend positiv entwickeln, und kann die globale jüdische Welt erwarten, dass sich eine „dritte Säule“ des zeitgenössischen Judentums (Pinto 2000) auf dem Alten Kontinent entwickelt, welche die jüdische Welt insgesamt stärkt?

Während das europäische Judentum alle drei zeitgenössischen jüdischen Identitäts-Cluster aufweist – wie in den USA und Israel auch –, bilden die Ultra-Orthodoxen und die Nationalen hier nur sehr kleine Minderheiten. Die überwiegende Mehrheit der europäischen Juden versteht ihr Judentum als ein *ethno-kulturelles*. Durchaus hat es in den letzten beiden Dekaden einen beachtlichen jüdischen Aufbruch auf dem „Alten Kontinent“ gegeben, was unter anderem erkennbar wird an zahllosen neuen Vereinen, Kulturzentren, Clubs, Museen, Zeitschriften, Websites, Studiengängen für Jewish Studies, neu eröffneten orthodoxen und liberalen Synagogen u.v.a.m. Wichtig bleibt aber zu vermerken, dass in starkem Kontrast zum amerikanischen Judentum – einmal abgesehen von den französischen Juden nordafrikanischen Ursprungs - Europas Juden in ihrer überwältigenden Zahl säkular eingestellt sind. Jüdischkeit ist für die meisten von ihnen eine Frage der individuellen Wahl und des individuellen Interesses, kongregationale Unterschiede spielen kaum eine Rolle. Von Leo Strauss über Emmanuel Levinas bis hin zu André Neher findet man auf dem „Alten Kontinent“ herausragende Gelehrte und Forscher mit jüdischem Hintergrund, aber Individualismus und Voluntarismus scheinen das dominierende Muster in der europäisch-jüdischen Bevölkerung zu sein. Dies mag teilweise erklären, warum Juden hier nicht selten zögern, ihr Judentum gegenüber einer mehrheitlich nicht-jüdischen Umgebung zu zeigen und geltend zu machen. Dabei kann selbst unter den selbstbewussten und engagierten Juden, die die offene Begegnung mit anderen Kulturen und Religionen nicht scheuen, das Wissen um das eigene Judentum, vor allem um Religion und Tradition, relativ begrenzt ausfallen.

Außerdem ist das heutige europäische Judentum mit zwei objektiven Herausforderungen kontinuierlich konfrontiert, die anderswo ganz oder weitgehend fehlen. Zum einen sind die europäischen Juden – wiederum mit Ausnahme der französischen Juden nordafrikanischen Ursprungs – in die Gesamtgeschichte des Kontinents während der letzten zwei Jahrtausende stark involviert. In vielen traditionsreichen Städten zeigen alte jüdische Viertel, „Judenstraßen“ und alte jüdische Friedhöfe ihre Jahrhunderte-lange lokale Präsenz deutlich an. Quer durch den Kontinent lässt sich eine Geschichte von Ereignissen schreiben, die die Gefühle und Hoffnungen europäischer Juden auf Zugehörigkeit zur Mehrheitsbevölkerung immer wieder neu genährt haben. Andererseits ist die europäisch-jüdische Geschichte auch unverkennbar eine bittere Verfolgungs- und Leidensgeschichte, die schließlich in der Shoah kulminierte. Die europäische Zivilisation war nicht in der Lage, den Mordfeldzug der deutschen Nazis wie ihrer Kollaborateure gegen das jüdische Volk zu stoppen – einen Mordfeldzug, der intendierte, Juden hätten kein Recht auf Leben. Shoah-Überlebende und ihre Nachfahren, die sich nach 1945 dafür entschieden, weiter auf europäischem Boden zu leben, mussten ihre ganz eigenen Strategien entwickeln, um mit beidem klarzukommen: Mit der Erinnerung an die Shoah (und dem selbst Erlebten) wie auch dem Zusammenleben mit Bevölkerungen, die vielerorts ihre eigenen Nazi-Anhänger und Mittäter besaßen und es umgekehrt versäumt hatten, sich mit den von Deportation und Vernichtung bedrohten Juden zu solidarisieren.

Zum Dilemma der hiesigen Vergangenheitsbewältigung ist eine weitere Entwicklung getreten, die in Verbindung mit kulturellen Differenzen und einem zunehmenden Antisemitismus weitere, neue Verunsicherungen erzeugt: Teils in direkter Nachbarschaft erleben die europäischen Juden ein rapides Anwachsen der muslimischen Bevölkerung (Bowen 2004; Mernissi 1992; Ruba 2004). Moscheen dominieren unterprivilegierte, teils segregierte Wohnviertel europäischer Großstädte, in denen eine generelle Antipathie gegenüber Israel auf die Juden „vor Ort“ übertragen wird, was André Taguieff als „Neo-Judeophobie“ bezeichnet. Im Kontext der europäischen Normen und Vorstellungen von „political correctness“ wird dieser Antisemitismus nicht immer scharf und direkt verurteilt - zumindest nicht, solange er nicht unmittelbar an die Schwelle zur physischen Gewalt gelangt. Spannungen und Aversionen gegenüber lokal ansässigen Juden werden noch durch eine negative Medienberichterstattung über Israel und durch diverse, antizionistisch und anti-israelisch eingestellte politische Kreise und Initiativen befördert. Dies mag einer der Gründe dafür sein, dass nicht wenige Juden in Europa das Phänomen des „guten Juden“ („good Jew“) entwickeln: sie bekräftigen ihre jüdische Herkunft und Identität in der Öffentlichkeit, aber verbinden dies mit extrem scharfer Kritik am Staat Israel. Manche Wissenschaftlern und Intellektuellen jüdischer Abstammung bekunden dabei, das Judentum verkörpere essentiell eine Diaspora-Kultur, ein jüdischer Staat aber könne das Diasporajudentum nur nachteilig beeinflussen.

In diesen beschriebenen Kontexten durchläuft das europäische Judentum Erfahrungen und Prozesse, die jüdischen Populationen anderswo eher fremd erscheinen. Ungeachtet dessen sind Europas Juden heute ein wichtiger, deutlich gehörter Teil der jüdischen Welt. In jüdischen Vereinen, Gemeinden, Medien und in intellektuellen Kreisen entwickelt sich ein neues Selbstbewußtsein, während die politischen Dachverbände noch um Kohärenz und bessere Kommunikation ringen. Die derzeit größte Dynamik europäisch-jüdischen Lebens läßt sich in metropolitanen Städten und ihren Umgebungen erleben – wie beispielsweise in Paris, London, Berlin und Moskau. Hier sind verschiedenste jüdische Organisationen und Strömungen – ähnlich wie in Jerusalem und New York – besonders stark bemüht, ihre Zielgruppen zu erreichen und zu vergrößern, seien dies orthodoxe oder Reformbewegungen, Chabad-Zentren, zionistische Gruppen, B’nai B’rith Logen, soziale Initiativen, Künstlervereine oder „grass-roots Bewegungen“ wie die von Limmud. In diesen europäisch-jüdischen Zentren zeigt sich auch ein fortdauerndes, intensives Interesse an Israel und am Nahen Osten, wo heute 40 Prozent aller Juden ihr Zuhause haben und wo gleichzeitig - wie von vielen wahrgenommen - um die grundsätzliche Kontinuität der jüdischen Geschichte gerungen wird.

Doch wie heute anderswo auch, erlebt das europäische Judentum innere Solidarität einerseits und tiefgehenden Fragmentierungen andererseits. Neben teils erbittert geführten Kämpfen um das „authentische Judentum“ erleben wir eine hohe Motivation, die jüdische Einheit weltweit zu erhalten („Einheit in der Vielfalt“). Die neue Diversität macht deutlich, dass Juden rund um den Erdball unterschiedliche Ideale und Vorstellungen vom eigenen Judentum besitzen, aber mit anderen Juden weltweit darüber im Austausch bleiben und gemeinsame Nenner suchen. Daher läßt sich heute von sehr unterschiedlichen jüdischen Perspektiven und Lebensweisen sprechen, aber schwerlich von „verschiedenen jüdischen Völkern“. Wir finden eine vergleichsweise „unübersichtliche Landschaft“ vor, aber auch frappierende Ähnlichkeiten in den verschiedenen jüdischen Clusters, die wiederum Auswirkungen auf das Verhältnis untereinander haben.

Ein solches Phänomen wird sehr illustrativ in der Wittgensteinschen sprachphilosophischen Vorstellung von „familiärer Ähnlichkeit“ (Wittgenstein, 1961) beschrieben. Wittgenstein entwickelte seine konzeptionellen Vorstellungen anhand der Struktur, Beschaffenheit und Anwendung von Sprache. So wie in den von Wittgenstein analysierten „Wortspielen“, die unterschiedliche Codes erzeugen (und sich dennoch ähneln), finden wir in den unterschiedlichen

Formulierungen heutiger jüdischer Identität dennoch bestimmte, „durchscheinende“ Ähnlichkeiten. Diese Ähnlichkeiten können gleichwohl inkonsistent und asymmetrisch wirken, obwohl sie alle denselben (jüdischen) Quellen entlehnt sind und sich auf gleiche Symbole und Überlieferungen beziehen.

Ausdrucksformen jüdischer Identität erscheinen wie die Wortspiele in Wittgensteins Konzept, wie Teil von ein und derselben Familie, die engere und entferntere Verwandte umfasst - die einander in bestimmten Kontexten gleich oder ähnlich erscheinen, dabei aber durchaus in unterschiedlicher Stärke. Gravierendere inhaltliche Gegensätze haben die Bildung verschiedener Identitäts-Cluster (wie oben beschrieben) gefördert. Doch sämtliche Cluster beziehen sich auf das eine (jüdische) Volk und ringen mit den gleichen grundlegenden Fragen, wenn auch im Wettstreit untereinander, so doch unter dem Dach von „familiärer Ähnlichkeit.“ Nur in derartigen Koordinaten finden wir Gemeinsamkeiten und „connecting links“ beispielsweise zwischen Shass in Israel, säkular-humanistischen jüdischen Gruppierungen in den USA und dem „Bund“ in Europa. In der jüdischen „Familie“ sind diese Gruppierungen und Konzepte tatsächlich „Cousins“ und „Cousinen“, wenn auch recht distanziert zueinander. Und wie in heterogenen Großfamilien auch, entwickeln jüdische Individuen und Gruppen ein unterschiedliches, häufig asymmetrisches Maß an gegenseitiger Verbundenheit, Solidarität oder umgekehrt auch Feindschaft. Die beschriebene Konstellation scheint aber nicht zu kompletter Entfremdung führen, solange an den gleichen Fragen der gemeinsamen Herkunft und Zukunft gearbeitet wird - selbst wenn ganz unterschiedliche Antworten auf die drängendsten Fragen der Gegenwart gefunden werden.

Zusammenfassung

In der heutigen jüdischen Welt begegnen uns drei verschiedene Cluster von Identitäten, die allesamt einen transnationalen Charakter besitzen, d.h. in mehr oder weniger ausgeprägter Form in der heutigen jüdischen Diaspora wie auch in Israel anzutreffen sind. Gleichzeitig können wir feststellen, dass sämtliche dieser Identitäten gewisse Verzahnungen aufweisen und den „Dschungel“ heutiger jüdischer Identitäten auf jeweils ganz eigene Weise bereichern. Bei näherer Betrachtungsweise wird deutlich, dass beim Aufeinandertreffen der Cluster stets Divergenz *und* Konvergenz eine Rolle spielen können, und dass Ähnlichkeiten sich im Rekurs auf gemeinsame traditionelle Ursprünge, auf ähnliche Fragestellungen an sich selbst und die Welt und auf weiter bestehende, gemeinsame Symbolik erhalten.

Die Bedeutung der einzelnen Cluster kann weltweit erheblich variieren, nicht nur in Bezug auf Einfluss und Zahl der Involvierten, sondern auch in Fragen der inhaltlichen Konzepte. Wenn wir ausschließlich die *innere Kohäsion* betrachten, bilden die Ultra-Orthodoxen wohl eindeutig das erfolgreichste Cluster. Dass manche ultra-orthodoxe Juden sich ein Leben ausschließlich in Israel vorstellen können, andere sich aber in amerikanischen oder europäischen Metropolen wohlfühlen und *keine* Alijah planen, mag auf unterschiedliche religiöse und mentale Konzepte zurückzuführen sein. Als Gesamtgruppe pflegen die Ultra-Orthodoxen aber eine enge Anbindung an ihre - transnational agierenden - spirituellen Führungspersönlichkeiten. Ultra-orthodoxe Juden sind im Lebensstil wie auch in der Symbolik von anderen Juden – wie auch von der nichtjüdischen Welt – deutlich unterscheidbar. In ganz anderer Weise, vornehmlich orientiert an „all-jüdischen“ nationalen Bemühungen und territorialer Zugehörigkeit, Staatsbürgerschaft in einem souveränen *jüdischen* Staat und moderner, nationaler Kultur auf der Basis der hebräischen Sprache, ragt das israelische Judentum wiederum klar aus der übrigen jüdischen Welt heraus. Nationale jüdische Identität – vorrangig in Israel, aber nicht nur dort präsent - verbindet weniger intensiv als das ultra-orthodoxe Cluster, stellt aber wesentlich stärkere Forderungen an jüdisches Gemeinschafts-Bewußtsein, als dies wiederum beim ethno-kulturellen Cluster der Fall ist.

Das ethno-kulturelle Cluster ist derzeit das in der jüdischen Diaspora klar dominierende, und hier haben fragmentierte Identitäten eine besonders starke Bedeutung. Jede jüdische Gemeinde oder Gemeinschaft innerhalb der jüdischen Diaspora hat ihr spezifisches, nicht-jüdisches Umfeld, mit dem vergleichsweise stark interagiert wird, und dies allein schon über die nationale Sprache und Kultur vor Ort. Amerikanische, französische, deutsche, ungarische, russische, argentinische oder südafrikanische Juden sind gleichgestellte Staatsbürger dieser Nationen, partizipieren intensiv am sozio-ökonomischen und teilweise auch politischen Leben der jeweiligen Gesellschaften. Während die Adaption zweier Kulturen (amerikanisch-jüdisch, deutsch-jüdisch, russisch-jüdisch) vielerorts als Chance begriffen wird, kennzeichnet sie zugleich die kulturellen Unterschiede zwischen den Juden in der Diaspora. Aus Geschichte und Gegenwart ist bekannt, wie ökonomische und politische Divergenzen zwischen verschiedenen Nationalstaaten auch das Verhältnis transnationaler, ethno-kultureller Minderheiten – und damit auch der jüdischen – erheblich beeinflussen können und können. Juden können aber auch in ein und demselben Diaspora-Land in ihren Einstellungen, Orientierungen und gesellschaftspolitischen Handlungen stark divergieren - insbesondere dann, wenn das Land eine sehr heterogene sozio-kulturelle „Landschaft“ aufweist.

Während das ethno-kulturelle Cluster nach außen hin häufig sehr intensive Beziehungen zum nichtjüdischen Umfeld pflegt, kann nach innen hin die eigene Identität sehr unterschiedlich debattiert und definiert werden. Anders als bei den Ultra-Orthodoxen, besteht im ethno-kulturellen Cluster keine zwangsläufige Anbindung an religiöses Gemeinschaftsleben oder einen obskuren Lebensstil. Anders als bei den national-jüdisch geprägten Gruppierungen besteht kein „Muss“ von jüdischer Politik. Jüdischkeit im ethno-kulturellen Cluster begründet sich eher im subjektiven Selbstverständnis, und dieses weist seit dem Beginn der Moderne die vielfältigsten Facetten auf. Hier *können* Juden religiös interessiert und aktiv sein, *müssen* es aber nicht. Sie können den jüdischen Teil ihrer häufig Identität aus einem allgemeinen jüdischen Wertekanon (Bildung, Familiensinn, Zedaka, Gruppensolidarität u.a.) beziehen, ebenso aber auch aus religiösen wie künstlerischen Symbolen, historischem Bewusstsein und familiären Narrativen. Augenscheinlich kann das so entwickelte Selbstverständnis von Gemeinde zu Gemeinde, von Netzwerk zu Netzwerk und sogar von Person zu Person stark variieren. Genau diese Variabilität bringt dem ethno-kulturellen Cluster nicht selten den Vorwurf der Oberflächlichkeit und der zu starken Öffnung ins nichtjüdische Milieu ein – ungeachtet dessen, dass herausragende intellektuelle, künstlerische und gesellschaftliche Leistungen genau hier ihren Ausgangspunkt nahmen und nehmen. Das ethno-kulturelle Cluster bleibt aber gekennzeichnet durch die (relativ) geringste jüdische Kohäsionskraft auf transnationaler Ebene und durch den höchsten Grad an Heterogenität auf der geographisch-räumlichen Ebene. Nicht zufällig sind es gerade die Denker im ethno-kulturellen Cluster sind, die sich intensiv mit der Zukunft und „Überlebensfähigkeit“ eines Judentums auseinandersetzen, in dem Religionsgemeinden nach wie vor eine zentrale Rolle spielen, ein Großteil der Mitglieder und Anhänger sich aber (nur noch) definiert als „dazugehörig ohne zu glauben“. Wie kann es in Europa gelingen – ungeachtet des Schattens der Shoah und ungeachtet einer fortschreitenden demographischen Regression -, authentische Identitäten mit verbindlichen Inhalten zu entwickeln?

Genau an dieser Stelle treffen wir beim neuen Judentum in Deutschland auf einen sensiblen Punkt. Es ist zahlenmäßig vergleichsweise groß, doch hatte noch kaum Möglichkeiten, sich selbst zu finden. Viele der Immigranten und Neumitglieder - aber auch manche der einheimischen „Veteranen“ – verfügen nur über einen sehr begrenzten Erfahrungsschatz bezüglich jüdischer Tradition, Religion und Kultur. Gleichzeitig verspüren sie den Erwartungsdruck, dem hiesigen Judentum zu einem substantiellen „Revival“, wenn nicht sogar zu einer „Renaissance“ (Pinto, 1999) zu verhelfen.

Die deutsche Konstellation

Vor dem oben beschriebenen Kontext nahmen wir eine jüdische Gemeinschaft in den Fokus, deren strukturelle und demographische Transformation während der letzten beiden Jahrzehnte als einzigartig erscheint. Es ist eine Gemeinschaft, deren Selbstfindungsprozess noch lange andauern mag, doch in der sich Juden unterschiedlichster regionaler und kultureller Herkunft, unterschiedlichster Weltanschauung, Berufe und politischer Orientierungen schon heute zu Wort melden. Transnationale Aspekte mögen für die Juden in Deutschland heute eine besondere Relevanz besitzen. Vor 1989/90 - dem Beginn der russisch-jüdischen Zuwanderung - waren die in Deutschland lebenden Juden für eine besonders starke Verbundenheit und Solidarität mit dem Staat Israel bekannt. Israel avancierte von der Stunde seiner Gründung an zum häufig empfundenen Mutterland, die Versicherungspolice für den Fall, „es kommt wieder anders“, der Bezugspunkt für Solidaritätsaktionen, das Land, in dem die eigenen Kinder studieren und vielleicht auch heiraten sollten. All das hinderte die hiesigen Juden aber nicht daran, sich ganz allmählich in der deutschen Nachkriegsgesellschaft (zumindest jener im Westen) einzurichten.

Anders die russischsprachigen jüdischen Immigranten, die nach Ende des „Kalten Krieges“ in großer Zahl in das wiedervereinigte Deutschland gekommen sind. Sie hatten bis Ende der 1980er Jahre kaum Bezüge und Verbindungen zu Israel. Seither aber haben sie alle Möglichkeiten, ihre Jüdischkeit neu zu entdecken, ihren Wohnort frei zu wählen und auch die eigene Verbundenheit mit Israel zu intensivieren – jenem Staat, in dem sich die ganz überwiegende Zahl jüdischer Emigranten aus der früheren UdSSR niedergelassen hat und wo heute die größte russischsprachige jüdische Community der Welt existiert. Andererseits zeigen zahlreiche Studien, dass viele russisch-jüdischen Emigranten – egal ob in Amerika, Israel oder Europa – einen starken Bezug zu Herkunftsland, -kultur und -sprache behalten. Es scheint nicht übertrieben, bei den russischsprachigen Juden in Deutschland von einer doppelten Form transnationaler Diaspora zu sprechen – mit Israel und den GUS-Staaten als ähnlich bedeutsamen Heimat-Bezügen. Heute wissen wir, dass die russisch-jüdischen Emigranten tatsächlich *weltweit* ein starkes Bemühen zeigen, in eigenen Netzwerken und Institutionen russische Sprache, Kultur, Kunst und Bildung „zu retten“ und sich weder in die einheimischen Mehrheitsgesellschaften noch in die lokalen jüdischen Gemeinschaften direkt assimilieren. Damit liegen sie im Einklang mit anderen selbstbewußten Minderheiten in westlichen Einwanderungsländern, wo das einstige Integrations-Modell vom kulturellen Schmelztiegel („Melting Pot“) längst durch jenes von der Salatschüssel („Salad Bowl“) abgelöst ist. Umgekehrt läßt sich empirisch belegen, dass die Verbundenheit mit Deutschland in der zweiten Generation deutlich wächst und zumindest ein Teil der Immigranten und ihrer Kinder die Bundesrepublik auf lange Sicht hin als „Heimat Nummer 1“ empfinden könnten.

Was bedeutet all dies für die lokalen jüdischen Gemeinden in Deutschland? Viele der Immigranten finden nur schrittweise zu ihren Wurzeln zurück. *Nolens volens* aber ruht die Hoffnung auf ihnen, eine neue, vitale Tradition jüdischen Leben in Deutschland zu entwickeln. Das Außergewöhnliche an der Situation der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland ergibt sich also einerseits aus der Shoah und ihren Spätwirkungen und andererseits dem überraschenden, starken osteuropäischen Zuzug nach 1989. In Deutschland heute *bewusst* als Jude zu leben, setzt für „Einheimische“ wie Zuwanderer die Kenntnis einer fast 2000 Jahre alten, sehr wechselhaften und höchst dramatischen Minderheitengeschichte voraus. Der Rückblick ist auch generell unabdingbar für die hiesige jüdische Bildung. Davon handelt das folgende Kapitel – bevor wir uns der empirischen Studie zuwenden.

Kapitel 2. Juden in Deutschland – Vergangenheit und Gegenwart

Der folgende kleine historische Rückblick konzentriert sich auf ein paar typische Entwicklungslinien und Einschnitte in der deutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte. Angedeutet wird, wie Juden sich als Minderheit vom frühen Mittelalter bis zum Beginn der Moderne in Deutschland entwickelt haben, welche dynamische Entwicklung die jüdische Bevölkerung hier im 19. und frühen 20. Jahrhundert durchlief und wie diese Entwicklung mit dem Nationalsozialismus und der Shoah jäh abbrach. Es wird verdeutlicht, wie sich Juden in Deutschland – zeitweise und teilweise - in die nicht-jüdische Mehrheitsgesellschaft integrieren konnten, wie sie andererseits angefeindet und verfolgt wurden, und wie sich seit der jüdischen Aufklärungsbewegung (Haskalah) inner-jüdische Pluralisierungen abzeichneten. Auch die Entwicklung der Gemeinden nach 1945 - in separaten deutschen Teilstaaten - wird skizziert, und schließlich auf neue Transformationsprozesse im Kontext der russisch-jüdischen Immigration seit Beginn der 1990er Jahre verwiesen.

Zwischen Ausschluss und Integration – deutsche Juden bis zur Moderne

Aller Wahrscheinlichkeit nach erreichten Juden bereits im 4. Jahrhundert u.Z. - zusammen mit römischen Legionen - das Rheinland und das Donautal. Zeichen von jüdischer Präsenz liegen schon aus dem Jahre 321 in Köln vor.² In den folgenden Jahrhunderten, in denen sich das Christentum in weiten Teilen Europas als Staatsreligion durchsetzte, verblieben die Juden als einzige Minderheit, die ihren eigenen, originären Glauben behaupten konnte. Vitale jüdische Gemeinden existierten im Spätmittelalter in Köln, Mainz, Speyer und Worms, wo auch Synagogen gebaut und Yeshivot eröffnet wurden. Insbesondere im Rheingebiet entwickelte sich eine beachtliche jüdische Gelehrsamkeit. Gerschom ben Jehuda (960-1028), einer der ersten prominenten jüdischen Gelehrten auf deutschem Boden, eröffnete eine Talmudische Akademie in Mainz. Salomon ben Izhak (1040-1105), der berühmte Rashi, studierte in Mainz und Worms. Jüdische Händler genossen durch spezielle Schutzbriefe von regionalen Herrschern eine relative Sicherheit vor Übergriffen schützten, und das religiös-gemeinschaftliche Leben entwickelte sich vital weiter. Noch im 11. Jahrhundert kamen Juden aus Italien und Byzanz hinzu, so dass sich die Zahl der Juden, welche zu dieser Zeit im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation lebten, auf etwa 20.000 erhöhte.

Die Situation verkehrte sich in dramatischer Weise am Ende des 11. Jahrhunderts – mit dem Beginn der Kreuzzüge. So eskalierte die Gewalt gegen Juden in Deutschland, noch bevor der Erste Kreuzzug deutschsprachiges Gebiet verließ. Kreuzritter zerstörten die jüdischen Gemeinden entlang des Rheins und hinterließen eine verheerende Blutspur. Berichten aus jener Zeit zufolge wurden allein in Mainz 1.300 Juden ermordet, in Worms weitere 800. Mit den folgenden Kreuzzügen kam es zu weiteren Massakern, und bald folgten systematische Ausgrenzungen und Diskriminierungen. So beschloss das von Papst Innozenz III. geleitete Vierte Lateralkonzil im Jahre 1215, Juden von öffentlichen Ämtern auszuschließen und sie zum Tragen von „Judenhüten“ und eines „gelben Flecks“ zu verpflichten. Juden war es nicht länger erlaubt, christliche Gasthäuser und Bäder zu besuchen, und sie durften keine Christen mehr als Angestellte beschäftigen. Ebenso war es ihnen verboten, Grund und Boden zu erwerben, und sie wurden von den christlichen Handwerksgilden ausgeschlossen. Nunmehr konnten sich Juden ihren Broterwerb nur noch mit einer begrenzten Zahl von Tätigkeiten sichern. Viele waren gezwungen, als Trödelhändler, Pfandleiher, Geldwechsler, Hausierer und Landstreicher zu überleben.

² Herzig and Rademacher (2007), S. 25.

Feindliche Haltungen von Seiten der nicht-jüdischen Bevölkerung erreichten ein dramatisches Ausmaß und kulminierten während der Europäischen Pest in den Jahren 1347-1353, während der ein Drittel der Gesamtbevölkerung auf dem Kontinent starb. Viele sahen in der katastrophalen Epidemie das „Werk der Juden“, denen man unter anderem die Vergiftung von Brunnen unterstellte. Während der Pestjahre wurden Juden in 85 europäischen Städten getötet, aus vielen anderen Städten wurden sie komplett vertrieben.

Zwischenzeitlich wurden Phasen einer relativen Ruhe verzeichnet, so beispielsweise durch die von Kaiser Friedrich II. eingeführte Kammerknechtschaft, welche den Juden eine gewisse Autonomie im kommunalen Leben zugestand - wenn auch um den Preis hoher Steuerabgaben. Andererseits wiederholten sich Massaker und Verfolgungen erneut durch das gesamte 15. Jahrhundert hindurch, was auch Komplettvertreibungen der Juden aus dem Rheingebiet, aus München und aus Oberbayern (1442) einschloß. In Breslau, Sternberg und im Jahre 1510 auch in Berlin wurden Juden verschiedenster krimineller Vergehen beschuldigt (u.a. Hostienschändung) und verbrannt. Um das Jahr 1520 herum waren die Juden aus nahezu sämtlichen größeren Städten auf deutschsprachigem Territorium vertrieben, und zu Mitte des 16. Jahrhunderts ließen sich nur noch zwei relativ große jüdische Gemeinden lokalisieren – jene in Frankfurt am Main und die in Worms.

Auch die protestantische Reformbewegung, die im frühen 16. Jahrhundert auf den Plan trat, unterschied sich in ihrer Judenfeindschaft nur wenig von jener der Katholischen Kirche. In seinem berüchtigten Sendschreiben „Wider die Juden und ihre Lügen“, das Martin Luther im Jahre 1543 verfaßte, empfahl der evangelische Kirchenvater für den Fall, dass Juden sich nicht dem christlichen Glauben zuwenden, ihre Synagogen zu verbrennen, ihre Häuser zu zerstören, ihre Gebetbücher zu beschlagnahmen und den Rabbinern ein Lehrverbot zu erteilen. Bemerkenswerter Weise war es die weltliche Macht in Person von Kaiser Karl V., der den Status der Schutzjuden wieder reaktivierte. Karl V. verbot es, jüdische Schulen und Synagogen zu schließen oder sie daraus zu vertreiben, und er drohte jenen, die Juden oder deren Gütern Schaden zufügten, Strafen an. Dennoch kam es für die Juden im deutschsprachigen Raum erst während des 17. Jahrhunderts zu einer relativ stabilen Situation, insbesondere nach Ende des Dreißigjährigen Krieges und dem Frieden von Westfalen (1648), durch welchen die säkularen Autoritäten im Lande spürbar gestärkt wurden. Nicht wenige Landesfürsten beschäftigten nun einzelne Juden als *Hofjuden*, die teilweise beratende Funktionen innehatten, vorrangig aber als Geldleiher, Steuereintreiber und Materialversorger für militärische Einheiten eingesetzt wurden. Die Hofjuden agierten ihrerseits oft als vermittelnde Instanz zwischen den weltlichen Herrschern und den lokalen jüdischen Gemeinden, und sie versuchten, letztere im Kampf gegen Diskriminierung und rechtliche Benachteiligung zu unterstützen. Am Ende des 17. Jahrhunderts gab es hoffungsvolle Neuanfänge auch für die Juden im Brandenburgisch-Preußischen Raum: Zunächst konnten sich hier aus Wien vertriebene Juden ansiedeln, und wenig später – in limitierter Zahl – auch in Berlin. Im Jahre 1714 öffnete die erste Berliner Synagoge ihre Pforten, und dies sollte der Beginn eines dynamischen religiösen jüdischen Lebens in der späteren deutschen Hauptstadt werden. Im jüdischen Bürgertum von Berlin nahm auch die jüdische Aufklärungsbewegung, die Haskalah, ihren Anfang. Die Haskalah, insbesondere verbunden mit den Namen ihrer Protagonisten Moses Mendelssohn und David Friedländer, hatte enormen Anteil an der schrittweise einsetzenden rechtlichen Emanzipation im deutschsprachigen Raum. Mit dem Preußischen Judenedikt von 1812 wurden die in Preußen lebenden Juden formal zu Staatsbürgern und damit erstmals auch rechtlich gleichgestellt. Das Edikt war allerdings nicht in allen Teilen Preußens gültig, und auch in anderen Fürsten- und Herzogtümern taten sich die Regierungen weiterhin schwer damit. Erst ein Gesetz des Norddeutschen Bundes aus dem Jahre 1869 schaffte den Durchbruch zu rechtlicher Gleichstellung

und anerkannter Staatsbürgerschaft, und die Regelung des Bundes wurde in der Verfassung des 1871 gegründeten Deutschen Kaiserreiches verankert.

Die formale rechtliche Emanzipation bedeutete aber keineswegs, dass tief in der deutschen Gesellschaft sitzende Antipathien gegen die Juden sich zurückgebildet hätten - im Gegenteil. Schon wenige Jahre nach der euphorischen Reichsgründung wurden Sündenböcke für die ersten ökonomischen und sozialen Krisen gesucht, und bald wurden erste *Massenkampagnen* gegen die jüdische Minderheit initiiert. Eine von Berliner Antisemiten lancierte Petition aus den Jahren 1880/1881 („Antisemitenpetition“) an Kanzler Otto von Bismarck, welche die Rücknahme der rechtlichen Gleichstellung der Juden forderte, wurde von mehr als 200.000 Bürgern aus dem ganzen Reich unterzeichnet. Auch in Berufsverbänden, Vereinen, intellektuellen Kreisen und in der Presse nahm die Judenfeindschaft erheblich zu. In Reaktion auf diesen Trend gründete sich im Jahre 1890 ein „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“, in dem auch prominente Nichtjuden wie der Historiker Theodor Mommsen und der Schriftsteller Heinrich Mann aktiv wurden. Drei Jahre später formierte sich auf Anregung liberaler Juden – hauptsächlich aus Berlin - der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ (CV).

Trotz neuerlicher Anfeindungen und eines tief sitzenden populären Antisemitismus nahmen die Juden im Kaiserreich ihre Emanzipation von 1871 begeistert auf und nutzten mit Eifer die damit verbundenen Möglichkeiten der individuellen Selbstverwirklichung. Viele zogen nun in die (Groß-)Städte, nicht wenigen von ihnen glückte neben beruflichem Erfolg auch sozialer Aufstieg. Der nun deutlich bessere Zugang zu den deutschen Bildungsressourcen wirkte sich positiv aus, insbesondere in den jüngeren Generationen. Zahlreiche junge Juden absolvierten ein Hochschulstudium, wurden zu erfolgreichen Anwälten, Doktoren, Wissenschaftlern, Verlegern, Publizisten und Künstlern. Einzelnen Juden, die vor allem im liberalen Spektrum zu verorten waren, gelang eine steile politische Karriere. Darunter befanden sich nun auch jüdische Politiker, die einen Übertritt zum Christentum rundweg ablehnten und dennoch Reichstagsabgeordnete oder Stadtparlamentarier in großen Metropolen werden konnten. Teile der sich entwickelnden jüdischen Eliten erzielten zudem beachtliche Erfolge im Bankgeschäft, Verlagswesen, in der sich entwickelnden Großindustrie und im internationalen Handel. Dies erleichterte den Eintritt in die nichtjüdischen Eliten und Netzwerke, doch nur teilweise gelang dies auch in Augenhöhe. Ein erfolgreiches Beispiel für deutsch-jüdische Annäherung im Bereich der wirtschaftlichen, sozialen wie intellektuellen Eliten stellte die bereits im Jahre 1792 gegründete „Gesellschaft der Freunde“ dar. Ursprünglich ein Klub von politisch hoch gebildeten, jungen Anhängern der Haskalah-Bewegung, war die Gesellschaft später eng mit der Jüdischen Gemeinde zu Berlin verbunden und wurde von erfolgreichen jüdischen Geschäftsleuten aus dem Berliner Raum geführt. Zu Ende des 19. Jahrhunderts wurde die „Gesellschaft der Freunde“ dann ein beliebter Treffpunkt für jüdische wie nichtjüdische Besitzer und Vorstände aufstrebender Banken, Verlagshäuser und Großunternehmen. Selbst zu jenem Zeitpunkt gab es talentierte und erfolgreiche Juden, die zum Christentum konvertierten. Heinrich Heine hatte den Übertritt zum Christentum ironisch als das „Entre Billet zur Europäischen Kultur“ bezeichnet. Andere scheinen diesen Schritt aber durchaus aus Begeisterung für die deutsche Kultur – und teilweise auch aus Sympathie für die christlichen Elemente in ihr - vollzogen zu haben.

So wundert es weniger, dass die überwältigende Mehrheit der deutschen Juden die patriotischen Gefühle für das Wilheminsche Vaterland teilte, als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach. Mit der sich abzeichnenden deutschen Niederlage traten dennoch wieder antijüdische Kampagnen und Vorwürfe auf den Plan. Eine im Herbst 1916 im Deutschen Heer durchgeführte „Juden zählung“ diente - als statistische Erhebung - , ausschließlich der Klärung, ob die antisemitische Propaganda von „jüdischen Drückebergern“ an der Front zutrefte oder nicht. Nachdem Deutschland im Laufe des Krieges in einen katastrophalen ökonomischen, sozialen und

politischen Zustand abgeglitten war, führte die Novemberrevolution von 1918 zur Ausrufung der Republik und zur Abdankung von Kaiser Wilhelm II. Eben jene Revolution und die damit verbundenen politischen Veränderungen galten Antisemiten und Rechtsextremen erneut als untrügliches Zeichen einer „jüdischen Verschwörung“ - was Juden nicht davon abhielt, in größerer Zahl in demokratische Parteien einzutreten und sich mehr als je zuvor in der Politik zu engagieren. So hatten 24 Abgeordnete im ersten frei gewählten Parlament der Weimarer Republik einen jüdischen Hintergrund. Wie verletzbar die junge Demokratie, aber auch jüdische Spitzenpolitiker *als Juden* blieben, bewies das Attentat auf Außenminister Walther Rathenau im Juni 1922. Weiterbestehende soziale Spannungen im Land entluden sich derweil auch weiterhin gegen die Minderheiten. So kam es im November 1923 zu einem spontanen Pogrom im Berliner Scheunenviertel, wo vorrangig osteuropäische, zugewanderte Juden in elenden Verhältnissen lebten. Ebenfalls am Jahresende 1923 erfolgte die staatlich sanktionierten Ausweisung von „Ostjuden“ aus der Münchener Isarvorstadt. Einige Ostjuden wurden sogar in ein Internierungslager in Ingolstadt verbracht, das gleiche passierte mit Ostjuden in den preußischen Städten Stargard und Cottbus. Hier zeichnete sich eine Radikalisierung der Judenfeindschaft ab, die offenbar sehr verschiedene Gruppen der deutschen Gesellschaft miteinander verband.

In den großen Metropolen konnte dagegen beobachtet werden, in welcher Vielfalt Juden für gesellschaftlichen Fortschritt und für besondere Erfolge in der Wissenschaft, Medizin und Kunst sorgten. Fünf der fünfzehn deutschen Nobelpreisträger aus der Zeit der Weimarer Republik waren Juden, unter ihnen die Physiker Albert Einstein und Gustav Hertz. Herausragende jüdische Wissenschaftler wurden nun in größerer Zahl als Professoren an universitäre Lehrstühle berufen, so beispielsweise der Philosoph Ernst Cassirer in Hamburg. Zugleich entwickelten sich intellektuelle Bewegungen weiter, die sich intensiv mit der Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Judentums beschäftigten. Nicht zufällig wurde die schon 1870 gegründete „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ in Berlin nun zu einem besonderen Magneten für junge jüdische Gelehrte aus ganz Europa.

Religiöser Pluralismus

Spätestens im 18. Jahrhundert kristallisierte sich heraus, dass die Juden in Deutschland keine homogene Population mehr darstellten. Dies zeigte sich in den verschiedenen Berufsgruppen, in unterschiedlicher geographischer Herkunft, im unterschiedlichen Leben von Stadt- und Landjuden, aber zunehmend auch in einer – teils heftig umkämpften – religiösen und organisatorischen Ausdifferenzierung. Ein ganz wesentlicher Motor für die religiöse Modernisierung und Ausdifferenzierung im deutschen Judentum war die *Haskalah*-Bewegung, die sich vor allem zwischen 1770 und 1815 entwickelte und bei ihren Berliner Vertretern auch unter dem Einfluß von Denkern der französischen Aufklärung stand. Die Haskalah-Bewegung geriet in relativ scharfen Gegensatz mit der traditionellen jüdischen Orthodoxie, was zu Spannungen, Konflikten und schließlich einer Neustrukturierung der religiösen jüdischen Landschaft in Deutschland führte.

Als prominentester Wegbereiter der Haskalah in Deutschland gilt der Philosoph Moses Mendelssohn, selbst ein praktizierender orthodoxer Jude. Mendelssohn sprach sich für eine volle rechtliche Gleichstellung der Juden aus und strebte die soziale wie kulturelle Integration in die deutsche Gesellschaft an - was einer Aufforderung an die Juden gleich kam, sich intensiv auf die Umgebungsgesellschaft einzulassen. Mendelssohn's Ideen wurden von gleichgesinnten Freunden alsbald in sehr praktischer Weise umgesetzt. So gründeten David Friedländer und Daniel Itzig die erste Jüdische Freie Schule für Knaben („Chevrat Chinuch Ne'arim“) in Berlin im Jahre 1778, während David Fränkel und Joseph Wolf ab 1806 die erste jüdische Zeitschrift, „Shulamit“, herausgaben, welche sich für eine modernere Ausbildung der Rabbiner und für eine radikale

Reform des synagogalen Gottesdienstes stark machte (Gidal, 1988). Im frühen 19. Jahrhundert gewannen so erste Reformgemeinden an Gestalt, wie beispielsweise der Neue Israelitische Tempelverein in Hamburg, der 1817 gegründet wurde.

Zur einer weiteren Schlüsselfigur der jüdischen Reformbewegung in Deutschland wurde Abraham Geiger, der zunächst als Rabbiner in Wiesbaden, Breslau and Frankfurt/Main wirkte und dann zu den Mitbegründern der „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ in Berlin zählte. Geiger und seine Anhänger kämpften entschieden gegen die fortschreitende Assimilation intellektueller Juden in die nichtjüdische Umgebung an. Diese Intellektuellen waren sichtbar unzufrieden mit der Verfaßtheit des traditionellen Judentums, und Geiger suchte mit seinen Reformversuchen gerade für sie einen neuen Zugang zu Tora, Talmud und Halacha.

In Opposition zur Reformbewegung kämpften Rabbiner wie Zacharias Frankel darum, einen deutlich verbindlicheren Zugang zur jüdischen Tradition zu erhalten. Sie schufen dabei jene Bewegung und Tradition, die bald als „konservatives Judentum“ bezeichnet wurde, quasi ein Mittelweg zwischen der Reformbewegung und der traditionellen Orthodoxie. Samson Raphael Hirsch und Esriel Hildesheimer begründeten ihrerseits die Bewegung der modernen Orthodoxie, die sich dann ab den 1860er Jahren, im Kontrast zu den liberalen Reformgemeinden, in neo-orthodoxen jüdischen Austrittsgemeinden formierte - unter anderem in Frankfurt, Berlin, Karlsruhe, Mainz, Nürnberg and München. Rabbiner Esriel Hildesheimer gründete 1873 in Berlin ein orthodoxes Rabbiner-Seminar, das orthodoxe Studenten aus ganz Europa anzog.

Am anderen Ende des Spektrums waren liberale und säkulare Juden seit Beginn des 20. Jahrhunderts bemüht, sich primär auf intellektuelle Weise Zugänge zur jüdischen Tradition – in kultureller, religiöser wie auch historischer Dimension – zu verschaffen. Nicht zufällig gewann das Modell des *Jüdischen Lehrhauses* an Resonanz und Popularität. Das bekannteste dieser Lehrhäuser wurde von Franz Rosenzweig in Frankfurt am Main geleitet, das allein im Jahr 1922 mehr als 1.000 Besucher zählte und sich zur wichtigsten Bildungsstätte für jüdische Erwachsene in jener Zeit entwickelte. Das Lehrhaus wurde zugleich zu einem Forum für zwanglose Diskussion und Austausch zwischen Juden verschiedenster Herkunft, Glaubensrichtung, Welt- und politischer Einstellung. Die Frankfurter gaben den eigentlichen Anstoß für die Gründung weiterer Lehrhäuser in anderen deutschen Städten.

Noch während der Zeit der Weimarer Republik spielte dagegen die Zionistische Bewegung in Deutschland nur eine marginale Rolle. Die beeindruckende soziale Aufwärtsmobilität der Juden seit dem späten 19. Jahrhundert und die scheinbar gelingende Emanzipation in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens erklärt die begrenzte Resonanz auf den Zionismus zumindest teilweise. Doch viele der deutschen Juden nahmen trotz der 1871 erreichten bürgerlichen Gleichstellung weiter sehr vorsichtige Positionen gegenüber der nichtjüdischen Bevölkerungsmehrheit und dem Staat ein. Sie fürchteten, dass offene Sympathie für den Zionismus ihren einmal erreichten Platz in der deutschen Gesellschaft von neuem gefährden könnte. So lehnte es die Israelitische Kultusgemeinde München im Jahre 1897 sogar ab, den ersten Zionistischen Weltkongress in München stattfinden zu lassen. Schließlich fand der Kongress im schweizerischen Basel statt. Ungeachtet der allgemeinen Gleichgültigkeit und dem Misstrauen vieler deutscher Juden gegenüber der Zionistischen Bewegung gab es aber auch sehr aktive Ortsvereine, Netzwerke und Projekte im Land, welche die Stärkung des Jischuw in Palästina und die Vorbereitung eines jüdischen Staates im britischen Mandatsgebiet Palästina nach Kräften unterstützten. Das deutsche Judentum stellte sogar einige der hervorragendsten Planer und Vorkämpfer der Bewegung. Einige von ihnen - wie Max Bodenheimer and David Wolffsohn – besaßen eine Schlüsselrolle beim Aufbau der Zionistischen

Weltorganisation, andere hatten intellektuellen Einfluß auf die Bewegung, wie beispielsweise Martin Buber und Arthur Ruppin.

Gab es zwischen assimilierten Juden und Zionisten schon eine Reihe von Mißverständnissen und Aversionen, so traf dies noch weitaus mehr zu für das Verhältnis zwischen den etablierten „lokalen“ deutschen Juden und den so genannten „Ostjuden“ – ein Terminus, den der Schriftsteller Nathan Birnbaum um 1900 formuliert hatte. Gemeint waren Juden, die seit den 1880er Jahren in größerer Zahl aus Rußland, Polen und der Ukraine nach Deutschland immigrierten, um vor Pogromen, Armut und später auch Bürgerkrieg zu fliehen. Die „Ostjuden“ waren keine homogene Gruppe in sich, wirkten als Gesamtheit aber sehr kontrastiv gegenüber dem „germanisierten“ und assimilierten Judentum vor Ort. Viele der „Ostjuden“ sprachen Jiddisch als ihre Muttersprache und waren eng verbunden mit der osteuropäischen jüdischen Orthodoxie. In Orten, wo „Ostjuden“ in größerer Zahl den Anschluß an die Jüdischen Gemeinden suchten, konnten sich Konflikte zwischen ihnen und den Einheimischen sehr schnell entwickeln, unter anderem weil letztere mit einer gewissen Geringschätzung auf die Neuankömmlinge schauten, deren Kleidung, Religiosität und Mentalität nicht zur Kulturviertheit der westlichen Zivilisation zu passen schien. Dennoch engagierte sich eine Reihe von etablierten deutschen Juden bei Hilfsprojekten, durch die die Armut unter den „Ostjuden“ bekämpft, die berufliche (Weiter-)Bildung der Zuwanderer gefördert und die medizinische Versorgung verbessert werden sollte. Einige deutsche Juden engagierten sich sogar in der Politik, um diskriminierende staatliche Maßnahmen gegen die „Ostjuden“ abzuwenden und ihre Abschiebung oder Vertreibung in die Herkunftsländer zu verhindern

Einheimische Juden wie „Ostjuden“ übersahen allerdings in großer Zahl, dass sich bald nach dem Ende des Ersten Weltkrieges eine Bewegung zusammenbraute, deren exzessive Judenfeindschaft ein Leben in Deutschland schon bald zur Todesfalle machte.

Die Shoah

Mit der nationalsozialistischen Diktatur von 1933-45 erlebte Deutschland das finsterste Kapitel seiner gesamten Geschichte - und das jüdische Volk durch die Shoah die schlimmste Katastrophe seit seiner Entstehung. Prinzipiell ist die Shoah mit keinem anderen Genozid in der bisherigen Menschheitsgeschichte zu vergleichen. Es war die wohlüberlegte Politik eines Mörderstaates, die sich die Vernichtung aller Juden weltweit ohne spezielles Motiv - außer einer bewußten Dämonisierung (Berenbaum, 1993) - als Ziel auf die Fahnen geschrieben hatte: Jedes Segment in der hochgebildeten bürokratischen Maschinerie Deutschlands war am Prozess der Ausgrenzung und schließlich Vernichtung direkt oder indirekt beteiligt - von willigen Kirchenämtern, die „Rasse-Experten“ Einsicht in Familienbücher boten, Transportbeamten, die Deportationszüge nach Auschwitz dirigierten, Medizinern, die eifrig Experimente an lebenden Menschen vollführten, bis hin zu den Todeskommandos der SS. Saul Friedländer (2007) schreibt in diesem Zusammenhang: „Nicht eine einzige soziale Gruppe, nicht eine einzige Religionsgemeinde, nicht eine einzige wissenschaftliche Einrichtung oder Berufsgenossenschaft in Deutschland oder Europa erklärte ihre Solidarität mit den Juden.“ Friedländer argumentiert, dass dies den Holocaust unverwechselbar mache, weil antisemitische Politik sich entfalten konnte, ohne dass sich anders denkende und anders orientierte Kräfte eingemischt und den Vernichtungsprozess gestört hätten. Yehuda Bauer (2001) betont, dass der grundlegende Antrieb zur Durchführung des Holocaust sich aus Mythen, Wahnvorstellungen, einer abstrakten und unpragmatischen Ideologie speiste – während der Genozid als solcher dann mit sehr rationalen und pragmatischen Methoden und Mitteln ausgeführt wurde. Die Ermordung der Juden wurde systematisch in allen Gebieten betrieben, die von den Nazitruppen besetzt waren - Gebiete, auf denen heute 35 verschiedene europäische Staaten

existieren. Ausnahmslos jede Person mit drei oder vier jüdischen Großeltern sollte getötet werden. Yehuda Bauer, Raul Hilberg und Lucy Dawidowicz (1975) argumentieren, dass die deutsche Gesellschaft und Kultur vom Antisemitismus regelrecht durchsetzt war und dass eine direkte Verbindung von den mittelalterlichen Pogromen zu den Vernichtungslagern der Nazis in den 1940er Jahren gezogen werden kann.

Die NSDAP („Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei“), der politische Arm der Nazis, kam am 30. Januar 1933 an die Macht. Der systematische Prozess der Stigmatisierung, Verfolgung und Vertreibung der damals 525.000 Juden in Deutschland begann fast augenblicklich. Innerhalb weniger Jahre wurden die deutschen Juden politisch, sozial und ökonomisch maximal ausgegrenzt. Bei ihrer juristischen Definition, „wer Jude sei“, bezogen die Nazis Personen mit jüdischer Abstammung *generell* ein. Selbst die Nachfahren von Konvertiten, welche sich nach dem 18. Januar 1871 – dem Gründungstag des Deutschen Kaiserreiches – von ihrer Religion gelöst hatten, wurden weiterhin als Juden betrachtet. Vom Jahre 1933 an schloß eine Reihe von Gesetzen die Juden systematisch von essentiellen gesellschaftlichen Bereichen aus, angefangen vom öffentlichen Dienst bis hin zu den Künstler- und Berufskammern. Juden wurden von den staatlichen Universitäten und Schulen ausgeschlossen, konnten keine Verlage mehr besitzen und keine Zeitungen mehr herausgeben. Mit der „Arisierung“ jüdischer Unternehmen verloren sie zudem die Möglichkeit, in die freie Wirtschaft auszuweichen. Auch kommunale Versorgungseinrichtungen wurden für sie gesperrt. Die von Hitler und den Nazis im Jahre 1935 auf den Weg gebrachten Nürnberger Rassegesetze verboten die Heirat zwischen Juden und „Ariern“, annullierten bestehende Ehen zwischen Juden und Nichtjuden, entzogen den deutschen Juden ihre Staatsbürgerschaft und beraubten sie aller zivilen Rechte. Das Attentat des polnisch-deutschen Juden Herschel Grynszpan auf den Nazi-deutschen Diplomaten Ernst vom Rath in Paris am 7. November 1938 nahmen die Nazis zum Vorwand für die so genannte „Kristall“- oder „Reichspogromnacht“: In der Nacht des 9. November 1938 wurden mehr als 1.600 Synagogen zerstört und etwa 30.000 deutsche Juden in Konzentrationslager wie Dachau, Sachsenhausen, Buchenwald und Oranienburg deportiert. Die meisten wurden erst dann freigelassen, wenn sie entweder ihre geplante Emigration bekundeten oder ihren privaten Besitz an die Nazis übereigneten. Nach dem 9. November 1938 stieg die Zahl der jüdischen Emigranten rapide an, während das organisierte jüdische Leben in Deutschland endgültig zum Erliegen kam. Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges dehnten die Nazis ihre antijüdische Politik auf sämtliche von ihnen besetzten Gebiete aus. So richteten sie nach der Besetzung Polens eine Reihe von Ghettos ein, in welchen die Juden unter extrem schlechten Lebensbedingungen verharren mussten, bis die Deportation in eigens eingerichtete Vernichtungslager wie Auschwitz, Majdanek und Treblinka begann. Die größten jüdischen Ghettos in Polen bildeten das Warschauer Ghetto mit etwa 380.000 Menschen und das Ghetto in Łódź, in dem 160.000 Menschen zusammengepfercht wurden. Obwohl das Warschauer Ghetto fast 400.000 Menschen aufnahm – 30 Prozent der Warschauer Gesamtbevölkerung -, nahm es nur 2,4 Prozent des städtischen Gebietes ein.

Im Jahre 1941 waren antijüdische Gesetze quer durch Europa eingeführt, von Norwegen im Norden bis nach Griechenland am Mittelmeer. Auch hier wurden Juden zunächst aus dem öffentlichen Leben verdrängt, ihre Deportation in die Vernichtungslager im Osten begann zumeist im Jahre 1942. Aufstände in den Ghettos und später auch in den Vernichtungslagern in Polen wurden brutal niedergeschlagen, während in einer Reihe von osteuropäischen Orten - vorrangig in Polen, Rumänien und der Ukraine - Pogrome und Tötungsaktionen auch von der einheimischen Bevölkerung ausgeführt wurden, manchmal nach Aufstachelung durch die Nazis, manchmal auch ganz spontan.

Mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 begann eine weitere Phase des Holocaust. Nicht zuletzt durch die so genannten „Einsatzgruppen A-D“ dicht hinter der vorrückenden deutschen Front, aber wiederum oft mit Unterstützung durch einheimische Kräfte, betrieben die Nazis ihr tödliches Geschäft nun intensiv auf dem Boden der Sowjetunion weiter. Im besetzten Litauen waren fast 80 Prozent der einheimischen Juden bis Ende 1941 ermordet. Mit ähnlicher tödlicher Energie wie in Litauen gingen die Nazis auch in Estland, Lettland, Weißrußland, der Ukraine, Moldawien und in Russland vor. Auch hier nahm die Bevölkerung schließlich aktiv an systematischen Tötungsaktionen gegen die Juden teil. Um die Ermordung der Juden beschleunigen zu können, benötigten die mittlerweile nicht mehr so siegreichen Nazis eine systematische Planung. Wesentliche Elemente dieser Planung wurden bei der berüchtigten Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942 in Berlin-Wannsee beschlossen. Die „Endlösung der Judenfrage“ sollte nun durch die so genannte „Aktion Reinhardt“ geschehen. Der nunmehrige Plan sah eine „routinemäßige“ Ermordung von Juden aus ganz Europa vor, die durch Zugtransporte in die Gaskammern der sechs Vernichtungslager auf polnischem Territorium gebracht wurden. Während der Jahre 1943 und 1944 arbeitete die Todesmaschinerie in den Vernichtungslagern mit extremer Intensität, um Hunderttausende Juden aus nahezu allen von den Nazis besetzten Ländern zu ermorden. Im Frühjahr 1944 wurden im Vernichtungslager Auschwitz täglich bis zu 8.000 Menschen vergast.

Ab 1942 drangen verlässliche Informationen über den laufenden Genozid an die Außenwelt, dabei auch an Politiker und andere einflussreiche Offizielle in England und in den USA. Obwohl damit höchste Kreise auch bei den Alliierten in Kenntnis waren, kam es zu keinen Aktivitäten, die über Proteste, moralische Verurteilungen und Deklarationen hinausreichten. So blieben die Nazis und ihre Kollaborateure in der Lage, bis Mitte 1944 die „Endlösung der Judenfrage“ in ihren mörderischen Absichten weitgehend zu realisieren. Die jüdische Bevölkerung im Einflußbereich der Nazis wurde zu großen Teilen ermordet, wobei der Anteil der Ermordeten an der jüdischen Gesamtbevölkerung in Polen bei über 90 Prozent lag, in Frankreich dagegen bei etwa 25 Prozent. Im Mai 1944 brüstete sich der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, mit der Bemerkung, die „jüdische Frage in Deutschland und den besetzten Ländern“ sei „gelöst“. Beim Heranrücken sowjetischer Truppen an die Vernichtungslager in Polen wurden diese von den Nazis geschlossen und die noch lebenden Insassen in näher am deutschen Reich gelegenen Konzentrationslager verbracht, später dann brutal auf Todesmärsche getrieben. Obwohl die deutsche Armee unter extremem Druck stand und durch laufende Verluste und Niederlagen alle verfügbaren Kräfte in militärischen Aktionen benötigte, wurden große Anstrengungen unternommen, um die Verbrechen in und um die Todeslager zu vertuschen und die Ermordung von Juden anderswo fortzusetzen.

In Deutschland war es etwa zwei Drittel der rund 525.000 Juden gelungen, sich bis Kriegsbeginn im Ausland in Sicherheit zu bringen, und ein Teil von ihnen war nach Palästina emigriert. Doch rund 170.000 deutsche Juden wurden von den Nazis im Laufe des Zweiten Weltkrieges deportiert und ermordet. Nur etwa 15.000 Juden befanden sich noch auf deutschem Territorium, als Deutschland im Mai 1945 kapitulierte.

Nach der Katastrophe

Im Dezember 1945 erklärte der deutsche Rabbiner Leo Baeck, eine weltweit anerkannte Autorität und ein Überlebender des Konzentrationslagers Theresienstadt, dass die Epoche der Juden in Deutschland ein für allemal zu Ende sei.³ Die Auswirkungen der Shoah waren überall im Land spürbar, und noch immer überschlugen sich die Nachrichten über das Ausmaß der Katastrophe.

³ Gidal (1988), S. 426.

Organisiertes jüdisches Leben war erloschen. Im Jahre 1948 erklärte der Jüdische Weltkongress (WJC) offiziell, dass künftig kein Jude mehr deutsches Territorium betreten solle. In der Tat war es für viele unvorstellbar, dass Deutschland jemals wieder eine moralische Berechtigung haben könne, Wohnort oder gar Heimat für Juden zu sein. Andererseits hielten sich noch immer ca. 250.000 überlebende, heimatlose Juden in denjenigen deutschen Gebieten auf, die unter amerikanischer, britischer und französischer Militärverwaltung standen. Die meisten dieser überlebenden Juden stammten ursprünglich aus Europa. Nach Schließung der Camps für „Displaced Persons“ (heimatlose Personen) befand sich nur noch eine kleine Gruppe von rund 15.000 Juden auf deutschem Territorium. Viele dieser Menschen waren alt und krank, hinzukamen junge Menschen, die ihre geschwächten Eltern und Großeltern nicht allein im Land der Täter zurücklassen wollten. Einige Juden gingen bewusst in die Sowjetische Besatzungszone bzw. in die DDR, um dort aktiv beim Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft mitzuwirken.

Doch inwiefern bestanden überhaupt Möglichkeiten, sich wieder als jüdische (Religions-)Gemeinschaft zu organisieren? Bereits Ende 1945 waren (unversehrt gebliebene) Synagogen und Gemeindehäuser in einzelnen deutschen Städten wieder soweit hergestellt, dass regelmäßiger Gottesdienst stattfinden konnte, zumeist geleitet von Militär-Rabbinern aus den alliierten Streitkräften. Gemeinde-Neugründungen erfolgten relativ früh in Frankfurt, Berlin und einigen anderen Orten, wo sich Juden in größerer Zahl wieder zusammenfanden. Dennoch wurden die neu gegründeten Gemeinden oft nur als provisorische Einrichtungen zur Versorgung zurückgebliebener Juden und als Nachlaßverwalter für jüdische Angelegenheiten betrachtet, eine dauerhafte Zukunft wurde ihnen kaum zugetraut. Nach wenigen Jahren aber zeigte sich eine Konsolidierung, und im Jahre 1950 gründete sich als Dachorganisation der Jüdischen Gemeinden auf bundesdeutschem Gebiet der Zentralrat der Juden in Deutschland. Ein Jahr später nahm die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) ihre Arbeit auf, die sich vorrangig um soziale, medizinische und psychologische Belange für Holocaustüberlebende kümmerte. In den Folgejahren stieg die Zahl jüdischer Gemeinemitglieder sogar leicht an, was unter anderem auf den Zuzug Tausender (politischer) Flüchtlinge aus dem Ostblock und auch von Juden aus dem Mittleren Osten zurückzuführen war. Offiziellen Angaben zufolge emigrierten im Zeitraum von 1958 bis 1988 rund 40.000 Juden nach Westdeutschland.⁴ Andererseits fanden Tausende Juden Anlässe und Gründe, das Land zu verlassen und in die USA, nach Israel und in andere Zielländer auszuwandern. Im Zeitraum zwischen 1960 und 1989 pendelte sich die Zahl der registrierten Mitglieder in den Jüdischen Gemeinden Westdeutschlands (d.h., der Alt-Bundesrepublik) zwischen 26.000 and 28.000 ein.⁵ In den meisten jüdischen Nachkriegsgemeinden besaßen jüdische Holocaustüberlebende mit polnischem Hintergrund die Mehrheit. Dies wirkte sich unmittelbar auf den Ritus aus, der nun – anstelle des häufig liberalen in den Synagogen von vor 1933 - vielerorts jüdisch-orthodox wurde. Folglich kam die überwiegende Mehrheit der Gemeinderabbiner nach 1945 aus orthodoxen Institutionen. Gleichwohl schlossen sich liberale und reformorientierte Juden den Nachkriegsgemeinden an, zum einen aus Mangel an Alternativen, zum anderen aber auch, um das Prinzip der Einheitsgemeinde, das eine gewisse Gewähr für *gemeinsames* institutionelles Überleben bot, nicht zu gefährden.

Allgemeiner beruflicher Erfolg, steigendes Lebensniveau, relative politische Stabilität und vergleichsweise demokratische Verhältnisse in der Bundesrepublik trugen dazu, dass sich eine Mehrheit der westdeutschen – wie auch der Westberliner - Juden vor Ort über die Jahre hinweg

⁴ Brumlik (1988), S. 22.

⁵ Schoeps (1998), S.199.

mehr oder weniger einrichtete und die „gepackten Koffer“ allmählich beiseite stellte. Private Kontakte zur nichtjüdischen Mehrheitsbevölkerung entwickelten sich dagegen nur zögerlich, und auch auf der politischen Ebene blieben bestimmte Unsicherheiten zwischen Juden und Nichtjuden bestehen. Manche Juden, die repräsentative Funktionen in den westdeutschen Gemeinden wahrnahmen, mögen eigenes Unbehagen im „Land der Täter“ mit besonders scharfer Kritik bei rechtsextremen, antisemitischen wie auch rassistischen Vorfällen und mit überdurchschnittlich starken Solidaritätsbekundungen für Israel kompensiert haben (Kauders, 2007). Jüdische Familien in Westdeutschland unterstützten ihre Kinder aber auch dabei, Freiwilligendienste in israelischen Kibbuz-Dörfern oder Armee-Einheiten zu absolvieren oder auch für einige Semester in Israel zu studieren. Dagegen blieb die Zahl der Juden, die nach Israel zu emigrierten oder nach einem zeitweisen Aufenthalt dort blieben, eher gering.

Mit der zweiten Generation der Juden im Nachkriegsdeutschland gestaltete sich das Verhältnis zur nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft bereits dynamischer, und dies mit positiven wie auch negativen Erfahrungen. Viele jüdische Studenten der 60er Jahre verorteten sich eher im linken Spektrum, entwickelten Sympathien für die Studentenbewegung und die Außerparlamentarische Opposition (APO), welche sich tatsächlich für eine schonungslosere und tabulosere Aufarbeitung der nationalsozialistischen Verbrechen einsetzte. Junge Juden schlossen sich der Studentenbewegung an und arbeiteten an Konzepten für mehr gesellschaftliche Mitbestimmung. Ihren Schock erlebten sie mit dem Jahr 1967, als die Mehrheit der deutschen Linken und der Studentenbewegung unmittelbar nach dem Sechs-Tage-Krieg begann, sich mit dem militärischen Kampf der PLO zu identifizieren und in Israel einen Aggressor- oder gar faschistischen Staat zu sehen. Einseitige Israel-Kritik im Nahostkonflikt, die sich in Teilen der deutschen Linken und der Medien bis heute fortsetzt, verunsicherte nun auch die zweite Generation der jüdischen Nachkriegsbevölkerung.

Dennoch gestaltete sich die Situation für die Juden in Westdeutschland weitaus besser als für jene im ostdeutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat, der Deutschen Demokratischen Republik (DDR). Nur etwa 4.500 Mitglieder zählten die acht jüdischen Gemeinden, die sich hier nach Kriegsende wieder konstituierten. Und ganze acht Jahre nach Kriegsende und Holocaust wurden die Jüdischen Gemeinden in der DDR wieder Ziel antizionistischer und antisemitischer Verfolgung. So flohen nach massiver Einschüchterung und versuchter politischer Erpressung im Januar 1953 die Gemeindevorsitzenden von Ostberlin, Dresden und Leipzig nach Westberlin und in die BRD, und mit ihnen Hunderte weiterer Gemeindeglieder. Nach der Repressionswelle von 1953 bevorzugten die jüdischen Gemeinden in der DDR einen deutlich angepassteren Kurs gegenüber dem SED-Regime, wobei sie demographisch immer weiter regredierten. Ende der 1980er Jahre zählten die Gemeinden in Ostdeutschland nur noch etwa 400 registrierte Mitglieder.⁶ Jahrzehntlang hatten die meisten lokalen Gemeinden ohne Rabbiner und Kantor auskommen müssen. Mit Ausnahme der in den 1980er Jahren in Ostberlin entstandenen Gruppe „Wir für uns“ existierte kein jüdisches Vereinsleben außerhalb der Gemeinden. Die Zahl der in der DDR lebenden Juden ohne jegliche Gemeinde-Kontakte wurde stets um ein Vielfaches höher geschätzt als jene der registrierten Mitglieder (Gay 2001), aber auch diese Diskrepanz war bezeichnend für den eher religionsfeindlich agierenden SED-Staat: Religiöses Engagement konnte ebenso Probleme mit sich bringen wie offene Sympathiebekundungen für Israel und die Bemühungen um mehr Kontakte zu Juden im westlichen Ausland.

⁶ Wolffsohn (1998), S. 118.

Auf lange Sicht betrachtet, besaßen aber auch die Gemeinden in Westdeutschland eine eher ungünstige Perspektive. Der überdurchschnittlich hohe Altersdurchschnitt, das knapp bemessene Personal an Rabbinern, Kantoren, Lehrern und Sozialpädagogen, eine hohe Rate an „Mischehen“⁷ und das Fehlen von jüdischen Kindergärten und Schulen ließen auf absehbare Zeit ein Schrumpfen der großen und ein Ende der kleineren Gemeinden befürchten. Zentralrat, Zentralwohlfahrtsstelle und lokale Gemeinden versuchten, auf diese Gefahren im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu reagieren. Im Jahre 1979 wurde mit Unterstützung der Bundesregierung und des Landes Baden-Württemberg die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg (HfJS) eröffnet, welche unter anderem auf die Ausbildung von Fachkräften für die Jüdischen Gemeinden ausgerichtet ist (Religionslehrer, Administration u.a.) Zudem öffneten in einigen westdeutschen Metropolen Jüdische Volkshochschulen ihre Pforten, so 1962 in Westberlin, 1983 in München und 1988 in Frankfurt am Main.

Während so am Ende der 1980er Jahre organisiertes jüdisches Leben in der DDR kurz vor dem Kollaps stand und die Jüdischen Gemeinden in der BRD weiter um innere Stabilisierung rangen, Identitätskonflikte austrugen und bemüht waren, ihr Verhältnis zur nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft klarer zu definieren, zeichneten sich weltpolitische Veränderungen ab, welche bald auch das Judentum in (Gesamt-)Deutschland auf's Neue in gravierender Weise verändern würden.

Die Zuwanderung der russischen Juden

Späte Reformen in der Sowjetunion und der Zusammenbruch des kommunistischen Systems am Ende der 1980er und dem Beginn der 1990er Jahre haben den Juden der UdSSR nach jahrzehntelanger Repression schließlich die Chance eröffnet, ungehindert zu emigrieren. Die Gründe und Anlässe, dies auch nach dem Ende des Kommunismus in großer Zahl zu tun, waren mannigfaltig. Russische bzw. sowjetische Juden waren oft Zielscheibe antisemitischer Aktivitäten, und zwar sowohl von staatlicher Seite wie auch von Seiten der einfachen nichtjüdischen Bevölkerung. Zur Kehrseite Gorbatschowscher Politik von *Glasnost* und *Perestroika* hatte gehört, dass die politischen Verhältnisse im sowjetischen Imperium immer instabiler wurden und dies die jüdische Bevölkerung in fataler Weise an Umbruchssituationen erinnern musste, in denen sie zum bevorzugten „Sündenbock“ und zum Ventil für gesellschaftliche Frustrationen geworden waren. Eine Flut von antisemitischen Hetzschriften noch Ende der 1980er Jahre, martialische Aufmärsche der nationalistisch wie antisemitisch gesinnten Pamjat-Bewegung und der Beginn von Bürgerkriegen in einigen Teilrepubliken der Noch-UdSSR boten Anlaß genug, sich auf die Notwendigkeit einer raschen Flucht einzustellen; unabhängig von der instabilen politischen Lage, die sich u.a. im alt-kommunistischen Putsch vom Sommer 1991 äußerte, entwickelte sich auch die wirtschaftliche Situation des Landes in chaotischer Weise. In mittelständischen Berufen, aber auch im akademischen Bereich, wo sowjetische Juden in relativ großer Zahl arbeiteten, kam es zu strukturellen Umstellungen, die vielen Angestellten nur trübe berufliche Zukunftsaussichten ließen. Zahlreiche sowjetische Juden hielten zudem die Gorbatschowschen Reformen wie auch die Liberalisierung des politischen Lebens in Inneren nur für eine vorübergehende Erscheinung. Zumindest diesmal wollte man das Land rechtzeitig verlassen haben. Unter solchen Vorzeichen entwickelte sich am Ende der 1980er Jahre ein jüdischer „Exodus“, den es in dieser Konzentration seit Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr gegeben hatte. Bis zum Ende der 1990er Jahre verließen 60-70% der sowjetischen Juden ihre Heimat und probierten einen Neuanfang jenseits der

⁷ Wolffsohn (1998), S. 232.

UdSSR und ihrer Nachfolgestaaten. Im Jahre 2005 wurde geschätzt, dass noch zwischen 800.000 und einer Million Juden auf dem Gebiet der früheren Sowjetunion und ihrer Nachfolgestaaten leben würden. Eine deutlich größere Zahl aber lebt nun permanent im Ausland und verteilt sich vorrangig auf Israel, Nordamerika und – eher überraschend für viele Beobachter – das wieder vereinigte Deutschland. In Israel leben heute mehr als 1 Million russischsprachige Juden, in den USA tendiert die Zahl gegen 500.000, und in Deutschland hat sie die Marke von 200.000 überschritten (insofern die nichtjüdischen Familienangehörigen mitgezählt werden). Insgesamt leben heute nur noch rund 35% der russischsprachigen Juden auf dem Gebiet der früheren Sowjetunion, während es in Israel 40%-45% sind. 10%-12% der russischen Juden haben die USA zu ihrer Heimat gemacht, 7%-8% Prozent dagegen Deutschland. Kleinere Communities von russischsprachigen Juden existieren heute in Australien und Kanada (mit jeweils mehreren Zehntausend).

Die jüngste Migrationswelle erinnert an frühere Wanderungsbewegungen der russischsprachigen Juden, und tatsächlich gibt es Emigranten, die sich genau auf diese früheren Traditionen berufen. Drei bis vier Generationen zuvor formten russischsprachige jüdische Emigranten einen wichtigen zusätzlichen Pfeiler für das *amerikanische* Judentum. Russische Juden waren die stärkste Gruppe innerhalb der zionistischen Jischuw-Pioniere in Palästina bildeten und hatten bei der Gründung Israels eine Schlüsselrolle inne. Unter Hammer und Sichel aber hatten die zurückgebliebenen (sowjetischen) Juden weitgehend den Kontakt in die übrige jüdische Welt verloren. Sie hatten erleben müssen, wie Hebräisch verboten und Jiddisch behindert, Hunderte Synagogen schlossen und „illegale“ religiöse Netzwerke brutal verfolgt wurden. Nicht nur das religiöse, auch das kulturelle und intellektuelle jüdische Leben verkümmerte in der UdSSR zusehends – so wie im gesamten Ostblock. Seit den späten 1980er Jahren bemühten sich zahlreiche jüdische Initiativen, Vereine und Projekte um ein jüdisches „Revival“, und sie wurden und werden von zahlreichen internationalen jüdischen Organisationen unterstützt. Den „Exodus“ der 1990er konnten sie indes nicht verhindern, während viele der Emigranten in den verschiedenen Ziel- und Aufnahmeländern nun ihrerseits um neue kollektive Identitäten ringen. Für die größten Aufnahmeländer – Israel, die USA und Deutschland – ist hinreichend belegt, daß eine deutliche Mehrheit religiösen Aspekten eine geringere Bedeutung beimisst als einheimische Juden. Dies bedingt Unterschiede im Selbstverständnis und in den Vorstellungen, was jüdische Gemeinschaft leisten kann und soll.

In Israel finden die Immigranten eine Gesellschaft vor, die ihr Judentum vorwiegend über nationale Identität definiert. Diejenigen russischsprachigen Juden, die in die USA und nach Deutschland emigriert sind, treffen auf eine Gesellschaft, in der die (einheimische) jüdische Minderheit seit Jahrzehnten Rechte und Handlungsmöglichkeiten genießt, die für sie selbst in der früheren Sowjetunion unvorstellbar waren. Doch während das heutige amerikanische Judentum eine gefestigte, erfolgreiche, vitale und einflußreiche Gruppe darstellt, treffen die russischsprachigen Immigranten in Deutschland auf Gemeinden, die noch vor kurzem hart ums existenzielle Überleben ringen mußten, mit wenig entwickelten Strukturen, einem Defizit an ausreichenden Bildungseinrichtungen (Kindergärten, Schulen, Gymnasien), einem Mangel an Fachkräften und schließlich auch einer schwachen materiellen und finanziellen Basis. Mit der russisch-jüdischen Zuwanderungswelle wuchsen zunächst die logistischen Aufgaben der existierenden Gemeinden und Organisationen rapide an, ohne dass eine adäquate strukturelle, materielle und fachliche Verstärkung *ad hoc* zur Verfügung gestellt werden konnte. Hinzu traten unterschiedlich gegenseitige Erwartungshaltungen zwischen einheimischen und zugezogenen Juden und die Erfahrung eines sozio-ökonomischen Gefälles zwischen Ost und West.

Rasch wurde klar, dass die russisch-jüdischen Emigranten der 1990er Jahre, obwohl vom beruflichen, kulturellen und demographischen Profil her sehr ähnlich, in ihren jeweiligen

Aufnahmeländern auf sehr verschiedene Herausforderungen trafen. Unterschiedliche Erfahrungen waren in der Begegnung mit den Aufnahmegesellschaften an sich, in der Begegnung zwischen einheimischen und immigrierten Juden und in der Identifikation mit Geschichte und Gegenwart der jeweiligen Nationen zu erwarten

Die gesetzliche Grundlage für einen lange Zeit uneingeschränkten Zuzug russischsprachiger Juden in die Bundesrepublik Deutschland bildete die so genannte „Kontingentflüchtlingsregelung“, welche von der Konferenz der Innenminister der Länder zu Beginn des Jahres 1991 beschlossen wurde. Für die Antragstellung zur Aufnahme in Deutschland genügte der Nachweis der jüdischen Abstammung. Ab Mitte der 1990er Jahre stabilisierte sich die jährliche Zuwanderungsquote in die Bundesrepublik Deutschland zwischen 15.000 und 20.000 Personen pro Jahr, und etwa die Hälfte der Immigranten schloß sich den lokalen jüdischen Gemeinden an. Von 2002 bis 2004 nahm Deutschland mehr russische Juden auf als Israel und die USA, bevor im Jahre 2005 restriktive Neuregelungen griffen, die seither zu einem drastischen Rückgang der jährlichen Zuwanderungsrate geführt und die Einwanderung nahezu zum Erliegen gebracht haben. Die Neuregelungen von 2005, die an ein spezielles Punktesystem gekoppelt sind, präferieren eindeutig junge Immigranten mit hoher Qualifikation und guten Berufschancen, von denen gleichzeitig ein Engagement in den hiesigen jüdischen Religionsgemeinden erwartet werden kann.

Dennoch: Im Zuge der jüdischen Einwanderung hat sich die Zahl der lokalen jüdischen Gemeinden in Deutschland enorm vergrößert. Insgesamt verzeichnen wir heute rund 130 Gemeinden, die entweder zum Zentralrat der Juden in Deutschland oder zur Union Progressiver Juden in Deutschland (UPJ) gehören (einige Gemeinden sind Mitglied in beiden Dachverbänden). Die alten und neuen Gemeinden erstrecken sich über ganz Deutschland und zählen zusammen rund 110.000 Mitglieder. Durch diesen enormen Zuwachs innerhalb weniger Jahre ist Deutschland im EU-Bereich zum Land mit der drittgrößten jüdischen Gemeinschaft hinter Frankreich und England geworden.

Gegenwärtig befindet sich die größte jüdische Gemeinde in Berlin (ca. 11.000 Mitglieder); andere, für heutige deutsche Verhältnisse relative große Gemeinden befinden sich in Frankfurt am Main, München, Düsseldorf, Hannover und Köln. In diesen Gemeinden liegt die Zahl der Mitglieder oberhalb von 4.000, eine Zahl, die für europäische Gemeinden als Schwellenwert gilt, um in Verbindung mit funktionierenden Bildungs- und Versorgungseinrichtungen eine stabile Zukunft aufzubauen (DellaPergola 2009). In Ostdeutschland, dem Gebiet der früheren DDR, konnten einige neue jüdische Gemeinden gegründet werden, und die beim Zusammenbruch des Arbeiter-und-Bauern-Staates noch existierenden konnten demographisch quasi im letzten Moment noch aufgefangen werden.

Tabelle 1.1.: Die größten jüdischen Gemeinden in Deutschland (Altersgruppe 18 und älter)

Communities	1989	2009
Berlin	6.411	10.722
Frankfurt (am Main)	4.842	6.862
München (und Oberbayern)	4.050	9.497
Düsseldorf	1.510	7.130
Hannover (ohne UPJ)	379	4.511
Köln	1.358	4.404

Quelle: Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST)

Die Vervielfachung der Mitgliederzahl in verschiedenen lokalen Gemeinden – in Extremfällen bis zu einer Verzehnfachung – bedeutete einen gewaltigen Zuwachs an Aufgaben für Rabbiner, Kantoren, Gemeindevorstände, Religionslehrer, Sozialarbeiter und Ehrenamtliche. Viel Kraft und

Energie wurde zunächst investiert, um den Neuankömmlingen die ersten Schritte in den deutschen Alltag zu erleichtern. Die Zuwanderer erhielten Unterstützung bei der Wohnungs- und Arbeitssuche, Begleitung bei Ämtergängen, juristische und soziale Beratung u.v.m. Verschiedene Gemeinden richteten Deutschkurse und einige – wie beispielsweise in Berlin – sogar Jobbörsen ein.

Allmählich gewann auch der Ausbau altersspezifischer Einrichtungen an Bedeutung. Jugendzentren und Kindergärten wurden konzipiert, Ehrenamtlichen-Gruppen für soziale und medizinische Aufgaben gebildet, Selbsthilfegruppen eröffnet, Sport- und Kulturvereine eingerichtet. In großen Städten nahm eine Vereinsstruktur rund um die Synagogen Gestalt an, die es so zum letzten Mal vor 1933 gegeben hatte. Der Ausbau der Gemeindestrukturen wurde teilweise erleichtert durch staatliche und kommunale Zuwendungen, und auf Landesebene insbesondere durch Staatsverträge zwischen den jeweiligen Regierungen und den Landesverbänden der Jüdischen Gemeinden, Vertragswerke mit analoger Struktur zu solchen zwischen den Landesregierungen und den Landeskirchen.

Das Wachstum der Jüdischen Gemeinden und ihre Heterogenisierung vor allem im künstlerisch-kulturellen Bereich führte in größeren Städten auch zu einer Zunahme der Kontakte ins nichtjüdische Umfeld. Jüdische Straßenfeste, Film- und Klezmerfestivals, Tage der jüdischen Kultur und interreligiöse Workshops wurden zu festen Konstanten im öffentlichen Kalender. In mittleren und kleineren Städten wuchs die Bedeutung der „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ und der „Deutsch-Israelischen Gesellschaften“, welche ihrerseits den Kontakt zu den Immigranten suchten. Bald wurde das hohe künstlerisch-kulturelle Potential unter den russisch-jüdischen Zuwanderern erkannt (Sänger, Schriftsteller, Pianisten u.a.), was eine zusätzliche Brücke zur interessierten nicht-jüdischen Öffentlichkeit schuf.

Dennoch war der Integrationsprozess der russischsprachigen Juden in Deutschland während der 1990er Jahre von einer ganzen Reihe von Problemen und Verunsicherungen begleitet. Ein beträchtlicher Teil der Zuwanderer schaffte trotz enormer Berufserfahrungen, hoher Ausbildung und Motivation den Anschluß an den deutschen Arbeitsmarkt nicht, konnte Jobs nur deutlich unter der eigenen Qualifikation finden oder blieb dauerarbeitslos. Mehr als ein Jahrzehnt nach Beginn der russisch-jüdischen Einwanderung ermittelten verschiedene Studien einen Arbeitslosenanteil unter den russischsprachigen Juden, der noch immer bei 35% oder höher lag (Gruber/Rüssler 2002, Ben Rafael et al. 2006, Kogan und Cohen 2008) Damit war die Beschäftigungslosigkeit der russisch-jüdischen Zuwanderer nicht nur deutlich höher als die ihrer „Co-Ethnics“ in Israel und den USA, sondern auch wesentlich höher als die von anderen ethnischen Minderheiten in Deutschland.

Weitere Unsicherheiten entstanden, als in den Jahren 1992 und 1993 eine Welle rechtsextremer Anschläge auf Asylbewerberheime und weitere Straftaten mit rechtsradikalem Hintergrund das Land überrollten und sich eine ähnliche Welle Ende der 1990er Jahre wiederholte, nun auch verbunden mit Anschlägen auf Synagogen (Lübeck 1995, Düsseldorf 2000, geplanter Anschlag in München 2003). Fortdauernde Friedhofsschändungen und in einzelnen Fällen auch physische Attacken auf Rabbiner führten der gesamten Community ihre Verletzlichkeit vor Augen. Andererseits erlebten die jüdischen Gemeinden nach rechtsradikalen und antisemitischen Zwischenfällen starke zivilgesellschaftliche Protestaktionen und eine deutliche Solidarisierung durch Gewerkschaften, Parteien, Bürgerinitiativen, Kirchen und einfache Bürger. Im akademischen und kulturellen Bereich stieg das Interesse an jüdischen Themen der Geschichte und Gegenwart stark an, wobei die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Shoah und die Entwicklung einer neuen Gedenkkultur nochmals an Dynamik gewann. Viel Aufsehen erregte beispielsweise 2001 die Eröffnung des Jüdischen Museums im Berliner

Libeskind-Bau – des nunmehr größten Jüdischen Museums in Europa – und die Einweihung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas im Jahre 2005.

Der neue Pluralismus

Über die Verteilungspolitik für die russischsprachigen jüdischen Immigranten in Deutschland ist viel und heftig debattiert worden. Im Vergleich zur Einwanderung nach Israel war es den Neuzuwanderern *nicht* möglich, ihren Wohnort direkt nach der Ankunft selbst zu wählen. Die Verteilung nach dem so genannten Königsteiner Schlüssel, der auch für andere Migrantengruppen gilt, hat zu einer Stärkung und Neugründung kleinerer und mittlerer jüdischer Gemeinden quer durch Deutschland geführt. Auf der anderen Seite sind diese Gemeinden oft nur mit dem Nötigsten ausgestattet und stark auf Hilfe von außen - vor allem in Bezug auf Räumlichkeiten, Personal, Kultgegenstände und soziale wie medizinische Versorgungsleistungen - angewiesen. Eine zusätzliche Schwierigkeit besteht für die kleinen und mittleren Gemeinden darin, dass viele Kinder der jüdischen Familien nach dem Abitur abwandern, um ihr Hochschulstudium in einer deutschen Großstadt aufzunehmen. Somit besteht die Gefahr, dass sich die Alterspyramide in peripheren Gemeinden weiter in Richtung der mittleren und älteren Generation verschiebt. Diese Altersgruppen haben ihrerseits die größten Schwierigkeiten, am deutschen Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Viele bleiben dauerhaft auf Leistungen der Arbeitsagenturen und Sozialämter angewiesen, und sie fallen damit als wichtige Steuerzahler für die Gemeinden aus.

Während in den kleinen und mittleren jüdischen Gemeinden die russischsprachigen Juden längst die überwältigende Mehrheit an der Basis bilden, hält sich das Verhältnis zwischen Einheimischen und Zuwanderern in Großgemeinden wie jenen von Frankfurt, München und auch Berlin noch in etwa die Waage. Auffällig ist aber auch, dass in vielen kleinen und mittleren Gemeinden der Gemeindevorsitz und zumindest Teile der Vorstände noch „deutsch dominiert“ sind. Auch über diesen Umstand gehen die Meinungen und Beurteilungen weit auseinander. So argumentieren viele der Alteingesessenen, dass ihre bedeutend längeren und umfangreicheren Erfahrungen im Gemeindemanagement (u.a. in der Buchhaltung), aber auch die traditionell gewachsenen, guten Kontakte zwischen ihnen und den kommunalen Einrichtungen und Lokalpolitikern eine Präsenz in den Gemeindeleitungen nach wie vor unverzichtbar machen. Umgekehrt wird manchen der einheimischen Gemeindefunktionären vorgeworfen, an „ihren Sesseln zu kleben“ und nicht bereit zu sein, den Staffelstab an eine neue Generation von Gemeindegliedern - darunter viele mit russisch-jüdischem Hintergrund - übergeben zu wollen. In einigen Gemeinden sind diese Konflikte in bedauerlicher Weise eskaliert, während es umgekehrt lokale Gemeinden gibt, in denen sich eine hervorragende Zusammenarbeit zwischen Einheimischen und Zuwanderern mit beiderseits hohem Laien-Engagement ergeben hat.

Eine Reihe von Dissonanzen hat sich im Laufe der letzten 20 Jahre aber auch aus kulturellen und mentalen Unterschieden ergeben, die in dieser Intensität nicht vorhergesehen worden waren. Dies kann mit einem Interessenkonflikt darüber beginnen, ob das Gemeindejournal in Deutsch, Russisch oder aber zweisprachig erscheint, aber auch in welcher Sprache gemeinsame Veranstaltungen moderiert werden. In Gemeinden mit nur geringer Zahl von deutschsprachigen Mitgliedern, die sich in höherem Alter befinden, kann es durchaus zu Rückzugstendenzen der Alteingesessenen kommen, weil man/frau sich nicht mehr zu Hause fühlt. Spürbare Unterschiede ergeben sich zudem aus den Vorstellungen, wie Gemeindeleben außerhalb der Gottesdienste und sonstigen religiösen Feierlichkeiten gestaltet wird, insbesondere im künstlerisch-kulturellen Bereich. Das daraus resultierende „Nebeneinander statt Miteinander“ muss ernst genommen werden, auch wenn es ein Phänomen der ersten Generation bleiben sollte. Selbst wenn eine beträchtliche Zahl der russischsprachigen Juden zunächst mit einem relativ geringen Wissen über

jüdische Religion und Tradition – ein unsägliches Erbe von 70 Jahren kommunistischer Sowjetdiktatur und ihrer dezidiert religionsfeindlichen Politik – nach Deutschland gekommen ist, so hat ihr Zuzug dennoch Prozesse der inner-jüdischen Pluralisierung und Ausdifferenzierung verstärkt. Nicht zufällig formierten sich Mitte der 1990er Jahre in einigen westdeutschen Städten unabhängige Reformgruppen und -gemeinden, die sich später unter dem Dach der „Union Progressiver Juden in Deutschland“ (UPJ), einem Zweig der „World Union for Progressive Judaism“, zusammenschlossen. Wenn auch vorrangig von deutschen und in der Bundesrepublik lebenden amerikanischen Juden initiiert, so haben die Unions-Gemeinden doch – ähnlich den Zentralratsgemeinden – einen beträchtlichen Anteil von Neuzuwanderern aus der früheren Sowjetunion in ihren Reihen. Die mit Abstand erfolgreichste Unions-Gemeinde gründete sich 1995 in der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover und zählt heute mehr als 600 Mitglieder. In der Liberalen Jüdische Gemeinde Hannover (LJG) agieren Frauen und Männer in gleichberechtigter Weise, Anhänger und Mitglieder kommen aus 10 verschiedenen Nationen. Das schnelle Wachstum der Gemeinde und ihr sichtbarer Erfolg beim Aufbau einer heterogenen Vereinsstruktur wird nicht zuletzt auf ein sehr gutes Teamwork zwischen „Deutschen“ und „Russen“, hohes ehrenamtliches Engagement und ausgezeichnete Kontakte zu den kommunalen Einrichtungen der Stadt zurückgeführt. Im Januar 2009 konnte die LJG ein neues Gemeindezentrum („Etz Chaim“) eröffnen und erstmals einen Rabbiner fest anstellen. Die Hannoveraner sind Deutschland-weit auch die erste Unions-Gemeinde, die einen eigenen Kindergarten eröffnete.

Unabhängig von der Erfolgsgeschichte der LJG wirft gerade das Hannoveraner Beispiel die Frage auf, wie viele eigenständige Gemeinden das Judentum in einer heutigen deutschen (Groß-)Stadt schon verkraftet. Hannover verfügt heute über insgesamt vier Gemeinden – die Zentralratsgemeinde mit orthodoxer Ausrichtung, die Liberalen, eine Bucharische Gemeinde und schließlich ein Zentrum von Chabad Lubawitsch. In anderen deutschen Städten verlaufen die Entwicklungen zu mehr Pluralismus und Ausdifferenzierung in deutlich anderer Form: So hat die zum Zentralrat gehörende Jüdische Gemeinde in Frankfurt am Main es bis heute verstanden, sämtliche in der Stadt vorhandenen Gruppierungen und Strömungen unter einem Dach zu halten und das Modell der Einheitsgemeinde auch unter den neuen gesellschaftlichen Gegebenheiten und bei gewachsener Mitgliederzahl durchzuhalten. Die Gemeinde mit ihren fast 7.000 Mitgliedern arbeitet erfolgreich sowohl mit einem Egalitären Minjan – den eine Rabbinerin leitet – wie auch mit ultra-orthodoxen chassidischen Strömungen zusammen, ohne dass sie strukturelle Abspaltungen erleben musste.

Die Union Progressiver Juden beruft sich ihrerseits auf das liberale Judentum, so wie es in Deutschland vor 1933 viele jüdische Gemeinden geprägt und auf internationaler Ebene ihre Ausprägung mit der *World Union for Progressive Judaism* (WUPJ) gefunden hatte. Im Jahre 2002 gegründet, zählt die Union Progressiver Juden in Deutschland heute rund 20 lokale Gemeinden mit rund 4.500 Mitgliedern. Die meisten der UPJ-Gemeinden befinden sich in den alten Bundesländern, bemerkenswert groß ist der Anteil von Frauen in den Führungspositionen. Zu den viel beachteten Erfolgen der Union gehörte die Etablierung des Abraham Geiger Kollegs (AGK) in Potsdam sowie die Eröffnung einer Schule für Kantoren (dem AGK in Potsdam angegliedert). Auch die zionistische Bewegung „Arzenu“ und die Jugendbewegung „Jung und jüdisch“ sind mit der Union verbunden. Neben den Unions-Gemeinden existieren weitere liberale jüdische Vereine in Deutschland, wie beispielsweise *Beit Geshet* in Heidelberg, *Bustan Shalom* in Tübingen und *Etz Ami* in Gelsenkirchen.

Konflikte zwischen der UPJ und dem Zentralrat, die insbesondere eine Mit-Förderung der Unionsgemeinden aus dem Staatsvertrag zwischen der Bundesregierung und dem Zentralrat betrafen, konnten im Jahre 2005 weitgehend beigelegt werden. In religiöser Hinsicht hat sich eine

wichtige Übereinkunft in Bezug auf die in Deutschland tätigen Rabbiner-Konferenzen ergeben. So arbeiten die Orthodoxe Rabbinerkonferenz (ORD) und die liberal orientierte Allgemeine Rabbinerkonferenz (ARK) parallel im Land – und mit jeweiligem Fokus auf „ihre“ Gemeinden –, sind aber durch die Deutsche Rabbinerkonferenz (DRK) direkt mit dem Zentralrat verbunden.

Während eigenständige liberale Gemeinden am einen Ende der „jüdischen Landschaft“ in Deutschland für neue Impulse und innovative Bildungseinrichtungen gesorgt haben, gibt es am anderen Ende des Spektrums auch vitale Entwicklungen in der (Ultra-)Orthodoxie. Diese werden hauptsächlich von Bewegungen getragen, die im Laufe der 1990er Jahre aus den USA und/oder Israel nach Deutschland gekommen sind, an erster Stelle Chabad Lubawitsch und die Ronald S. Lauder Foundation. Chabad Lubawitsch arbeitet mittlerweile mit 13 regionalen Zentren quer durch die Bundesrepublik, die etablierten Bildungs- und Sozialprojekte werden vorrangig durch private Spender finanziert. In Berlin ist es Chabad Lubawitsch gelungen, attraktive Programme für nahezu jede Altersgruppe zu entwickeln, sich zentral zu verorten und auch mit der nichtjüdischen Umgebung kooperative Kontakte herzustellen. Das in Berlin-Wilmersdorf im September 2007 eröffnete „Jüdische Bildungs- und Familienzentrum“ ist das größte seiner Art in ganz Europa und beherbergt neben der Synagoge unter anderem eine Yeshiva, Bibliothek, Mikwe, Studienräume, Computerkabinett, koscheres Restaurant und Veranstaltungsräume. Wie in anderen Ländern auch, investiert Chabad in Berlin und anderen deutschen Städten viel in Outreach-Programme und in Öffentlichkeitsarbeit. So hat sich jährlich an Chanukkah das Zünden eines großen, öffentlichen Chanukkah-Leuchters in Stadtzentren, nicht selten im Beisein führender Stadtpolitiker - und in Berlin stets am Brandenburger Tor - zu einer festen Tradition entwickelt.

Vorrangige private finanzielle Förderung trägt auch die Arbeit der Ronald S. Lauder Foundation in Deutschland (im Folgenden kurz: Lauder). Ähnlich wie Chabad, setzt Lauder Schwerpunkte seiner Arbeit mit deutschen Juden in Großstädten, wie beispielsweise Berlin, Hamburg, Köln, Frankfurt am Main und Würzburg. In Berlin konnte Lauder Ende der 1990er Jahre ein Beit Midrasch eröffnen, und im Anschluss die Yeshiva „Beis Zion“, in Frankfurt am Main kam eine Midrascha hinzu. Das im Jahre 2005 ebenfalls an der Spree eröffnete „Hildesheimersche Rabbiner-Seminar zu Berlin“ knüpft bewusst an die Tradition der orthodoxen Rabbinerschule von Esriel Hildesheimer an. Das Torah-Zentrum von Lauder im sächsischen Leipzig hat eine besondere Bedeutung für die kleinen und mittleren Gemeinden im Osten Deutschlands. Im Umfeld der Yeshiva „Beis Zion“ in Ostberlin hat sich dagegen ein vitales Netzwerk junger, observanter Familien entwickelt („Lauder Yeshurun“), die fast alle im gleichen Stadtbezirk wohnen. Lauder Yeshurun besitzt ausgezeichnete Kontakte zu ähnlichen Zentren beispielsweise in Antwerpen und Zürich.

Weder Chabad Lubawitsch noch die Ronald S. Lauder Foundation treten in direkte Konkurrenz mit den Gemeinden des Zentralrates. Einige Rabbiner von Chabad Lubawitsch arbeiten unter dem Dach verschiedener Einheitsgemeinden, und das Hildesheimersche Seminar in Berlin bildet zielbewusst Rabbiner für orthodox orientierte Zentralrats-Gemeinden aus. Nicht wenige der Schlichim von Chabad Lubawitsch und der Rabbiner von Lauder sprechen Russisch, was ihnen den Zugang zur Gruppe der jüdischen Immigranten wesentlich erleichtert.

Eine zusätzliche Stärkung des Judentums in Berlin resultiert aus dem Engagement von Masorti, jener internationalen Bewegung, die der in den USA konservativ genannten jüdischen Richtung entspricht, ihre ursprünglichen Wurzeln aber aus einem Zweig der deutsch-jüdischen Reformbewegung des 19. Jahrhunderts bezog. Das Jewish Theological Seminary of America in New York City gilt weltweit als eine der wichtigsten Rabbiner- und Kantorenschule. In Berlin wurde im Jahre 2002 die erste Masorti-Gemeinde für Deutschland gegründet, sie wird seit 2007

von Rabbinerin Gesa Ederberg geleitet. 2003 eröffnete Masorti Berlin ein eigenes Lehrhaus, und im Jahre 2004 einen eigenen Kindergarten. Obwohl als eigene Bewegung in Deutschland noch relativ klein, kann Masorti aus theologischer Sicht als ideales Link zwischen liberalen und orthodoxen Bewegungen und Institutionen betrachtet werden.

Neben den kurz skizzierten religiösen Aufbrüchen und Erneuerungsbewegungen verschiedenster Art hat sich im wiedervereinigten Deutschland auch eine Reihe von jüdisch-säkularen Initiativen und Projekten formiert. Das prominenteste Beispiel war hierbei der „Jüdische Kulturverein“ in Berlin, den linke Intellektuelle vorrangig aus dem Osten der Stadt, Ende 1989 gegründet hatten und der über 20 Jahre hinweg Jüdinnen und Juden eine Plattform bot, die sich für jüdische Geschichte, Tradition, Kunst und auch Religion aus dezidiert *säkularer* Perspektive interessierten. Der Verein spielte in den 1990er Jahren eine wichtige Rolle bei der Integration russischsprachiger Juden, bot Raum für intellektuelle wie philosophische Diskussionen, war politisch sehr aktiv und versuchte sich im interkulturellen Dialog (Bachmann und Runge, 2009). Ende des Jahres 2009 stellte er seine Arbeit allerdings ein.

Von Gemeinde zu Gemeinde und von Verein zu Verein mag die Zufriedenheit der russischsprachigen Juden mit ihrer bisherigen Integration variieren. Während sich an manchen Orten ein hervorragendes Teamwork zwischen den „Alten“ und den „Neuen“ entwickelt hat, ist es anderswo zu ernstzunehmenden Konflikten zwischen den verschiedenen Gruppierungen gekommen (Peck 2006, Körber 2006/ 2009, Kessler 2008). Derartige Konflikte können zu erheblichen Zerreißproben führen, doch anders als beispielsweise in den USA haben die russischsprachigen Juden in Deutschland (bisher) *keine* eigenen Gemeinden gegründet. Eine überregionale - besser: internationale - Interessenvertretung ist allerdings seit einigen Jahren mit eigenem Büro in Berlin ansässig: der Weltkongress russischsprachiger Juden e.V. Der Kongress selbst wurde im Jahre 2002 in Moskau und Jerusalem gegründet. Er hat sich zum Ziel gesetzt, russischsprachige Juden weltweit bei ihren Integrationsbemühungen in die jeweiligen Aufnahmeländer zu unterstützen, andererseits auch bei der Bewahrung der russischen Sprache und Kultur und bei der Stärkung der jüdischen Identität behilflich zu sein. In Deutschland organisiert der Weltkongress Kinder- und Jugendfreizeiten, Solidaritätsaktionen für Israel, Gedenkveranstaltungen für jüdische Kriegsveteranen, und er kümmert sich in besonderer Weise um die Belange der zugewanderten nicht-halachischen Juden (d.h., jener Personen mit jüdischen Vorfahren, aber *nicht-jüdischer* Mutter).

In der *Medienszene* spiegelt sich der beschriebene Pluralismus im Judentum, wie er sich in Deutschland während der letzten 20 Jahre entwickelt hat, bisher kaum wider. Als einzige jüdische Wochenzeitung erscheint nach wie vor die 1946 gegründete „Jüdische Allgemeine“, die der Zentralrat der Juden in Deutschland herausgibt. Die „Jüdische Allgemeine“ bietet ein weites Spektrum an Informationen zur jüdischen Welt in Deutschland, Israel, in der Diaspora, zu jüdischer Geschichte, Kunst, Wissenschaft und zu neuen Entwicklungen in der deutschen Politik und Gesellschaft. Die Zeitung wird auch gelesen von interessierten nichtjüdischen Gruppierungen und Einzelpersonen, unter anderem von Wissenschaftlern und Intellektuellen, Theologen, Journalisten und Politikern. Auf der russischsprachigen Seite hat sich seit 2002 die Monatszeitung „Evreyskaya Gazeta“ („Jüdische Zeitung“) etabliert, die der russischsprachige Verlag Werner Media in Berlin herausgibt.⁸ Die Zeitung gilt als relativ populär unter den russischsprachigen jüdischen Immigranten, berichtet viel aus den Gemeinden, aus russischer Politik, Kunst und Kultur, packt

⁸ Vom gleichen Verlag wurde ab Sommer 2005 auch eine deutschsprachige Monatszeitung mit dem Titel „Jüdische Zeitung“ herausgegeben. Allerdings stellte diese Zeitung ihr Erscheinen Anfang 2009 aus wirtschaftlichen Gründen ein. Im Herbst 2009 startete sie einen neuen Versuch.

intellektuelle Themen an und beschäftigt sich ausführlich mit zeithistorischen Themen. In Frankfurt erscheint vierteljährlich die „Tribüne - Zeitschrift zum Verständnis des Judentums“. Daneben erscheinen einige deutschsprachige jüdische Periodica außerhalb der Bundesrepublik, die gleichwohl Themen aus der Bundesrepublik regelmäßig aufgreifen - wie beispielsweise das Wochenmagazin „Tachles“ in Zürich. Erst allmählich nimmt in Deutschland die Bedeutung jüdischer Webportale zu. Das bekannteste deutschsprachige Portal, „Ha Galil“, entwickelte Mitte der 1990er Jahre der Münchner David Gall. „Ha Galil“ versteht sich explizit als Wissensvermittler für jüdische wie nichtjüdische Interessierte, aber auch als Plattform für inner-jüdische Diskussionen. Das wohl am stärksten frequentierte russisch-jüdische Webportal aus Deutschland sind die „Zametki po evreyskoy istorii“ („Notizen zur jüdischen Geschichte“). Unbenommen seines Namens nimmt das Portal auch Gegenwarts-Themen auf und besitzt eine eigene Rubrik „Juden in Deutschland“. Die „Zametki po evreyskoy istorii“ werden weltweit frequentiert (v.a. auch in Israel und in den USA) und stützen damit die transnationale russisch-jüdische Diaspora auf der Ebene der online-Kommunikation. Der Produzent des Webportals, Evgueni Berkovitch, wohnt in Hannover und ist zudem Autor verschiedener Bücher zur russisch-jüdischen wie deutsch-jüdischen Geschichte.

Anders als in einigen anderen westlichen Ländern, gibt es in Deutschland bisher keine jüdischen Rundfunk- und Fernsehsender, abgesehen von lokalen Programmen wie *Babel TV* in Berlin (mit wöchentlicher Sendung). Versuche, ein unabhängiges, Deutschland-weites jüdisches Fernsehmagazin („die jüdische woche tv“) zu etablieren, scheiterten bisher an der Finanzierung.

Zusammenfassung

Fast über den gesamten Zeitraum der Geschichte der Juden in Deutschland haben sich Perioden von Inklusion und relativ friedlichem Miteinander mit der Mehrheitsgesellschaft mit solchen von Ausschluß und Verfolgung abgewechselt. Während der letzten 200 Jahre war das deutsche Judentum zudem durch vielerlei Fraktionierungen und innere Teilungen – oder positiv gewendet: durch einen wachsenden Pluralismus – charakterisiert. Ausdifferenzierungsprozesse vom Beginn der Haskalah-Bewegung ab Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Zuwanderung der „Ostjuden“ ab dem späten 19. Jahrhundert waren vorrangig *religiöser* Natur. Nach der Zuwanderung der „Ostjuden“, die bis in die Weimarer Republik hinein anhielt, entstand die größte Polarisierung auf kulturellem Gebiet – jene zwischen *Westjuden* und *Ostjuden*. Später gewannen ideologische, kulturelle und politische Ausdifferenzierungen an Bedeutung. Heute sind es wiederum kulturelle Merkmale, die den größten Unterschied zwischen den einheimischen Juden und den russischsprachigen Zuwanderern ausmachen, während sich auch religiöse Kontraste erhalten haben. In all diesen Tendenzen innerer Ausdifferenzierung und Teilung zeigt sich auch in der heutigen jüdischen Bevölkerung in Deutschland – bei allen historischen Brüchen und Veränderungen –, wie tief sie doch in Prozessen jüdischer Geschichte verankert bleibt. Andererseits kann das Judentum, wie es sich in Deutschland nunmehr formiert, *nicht* in der Tradition des originären deutschen Judentums gesehen werden, die vor 1933 bestanden hatte. Mit der Shoah ist tatsächlich die einstige deutsch-jüdische Geschichte abgebrochen. Doch die Erinnerungszeichen an die einstige, vitale deutsch-jüdische Gemeinschaft sind unauslöschlich vorhanden, und die Frage ergibt sich: Inwiefern sind „Deutschlands neue Juden“ motiviert und befähigt, die vor 70 Jahren entstandenen „Leer-Räume“ neu zu füllen und gleichzeitig als ein aktiver Teil an dieser heutigen (deutschen) Gesellschaft zu partizipieren? Oder werden sie eher eine Art Nischen-Kultur ausfüllen, kaum bemerkt von der Umgebungsgesellschaft? Wie im historischen Rückblick verdeutlicht, haben sich Juden in Deutschland seit der Haskalah häufig als *deutsche* Juden verstanden, in dem, wie sie handelten und auch innere Debatten führten. Sind die heutigen Juden in Deutschland gewillt, in die Spuren ihrer *Vorgänger* – doch weit weniger ihrer *Ahnen* – zu treten?

In der jüdischen Welt erscheint eine solche Situation in der Tat fast ohne historische Parallele, und dies keineswegs nur wegen der bedeutenden Anzahl an nicht-halachischen Juden unter den Immigranten und ihrer weitgehenden Entfremdung von ihrem jüdischen Erbe. Das ganz Spezielle an der Situation ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass sie plötzlich in die Rolle geraten, potentielle Erben des historischen deutschen Judentums zu sein, eines Judentums, das ihnen eigentlich unvertraut ist - obwohl das deutsche Judentum im größeren historischen Kontext auch nicht endlos weit entfernt vom osteuropäischen war. Doch hinzu kommt der Schatten der Shoah, und während die deutschen Juden durch die Nazis im „Land der Täter“ in besonderer Weise getroffen wurden, erlebten auch die osteuropäischen Juden ihr ganz spezielles Trauma. Juden kommen aus einem Land nach Deutschland, in dem deutsche Truppen 26 Millionen Menschen töteten, darunter mindestens 1,5 Millionen Juden (Gitelman, 2006). Mit anderen Worten: In der zweiten bzw. dritten Generation siedeln russischsprachige Juden in größerer Zahl in das Land ihrer früheren Mörder und Peiniger. Zu beachten ist auch, dass viele von denjenigen, die heute die Mehrheit in der jüdischen Bevölkerung Deutschlands ausmachen, starke Affinitäten zu mindesten noch zwei anderen Ländern besitzen. Viele haben Verwandte und Freunde in Israel, jenem Land, wo heute die größte Zahl der früheren sowjetischen Juden lebt, und zu dem sie besondere Bindungen empfinden. Nicht wenige der russischsprachigen Juden in Deutschland haben möglicherweise ebenso viele Verwandte und Freunde, die in den Nachfolgestaaten der früheren UdSSR zurückgeblieben sind, den einstigen Heimatländern also, mit denen starke sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeiten ebenso erhalten bleiben – und dies umso mehr in einer Zeit von verstärktem Transnationalismus, wo sich auch die Art von Migration deutlich ändern kann.

All diese Faktoren ergeben die Konturen für ein neues Judentum in Deutschland, das einheimische wie zugewanderte Juden zusammenbringt zu einer hochkomplexen Mischung von kollektiven Identitäten, sozialen Bindungen, Abgrenzungen und Theoremen, und zugleich doch zu einer bestimmten Entität. Mit anderen Worten: Die fast ideal-typische Konstellation für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit genau jenen Fragen, die die gesamte jüdische Welt in intensiver Weise beschäftigten – wie jene nach möglicher Einheit in der Vielfalt -, gleichzeitig aber auch mit Fragen, die zeitgenössische transnationale Diasporen und ihre Netzwerke allgemein aufwerfen.

Wir diskutieren diese Fragen zuerst anhand des Datenmaterials unserer Umfrage unter 1.200 jüdischen RespondentInnen und anhand der Darstellungen und Aussagen aus den 25 Interviews mit prominenten jüdischen Persönlichkeiten aus ganz Deutschland. Nach der Auswertung und Analyse dieser quantitativen und qualitativen Materialien in den Kapiteln 3-6 schließt sich in Kapitel 7 eine Vorstellung der heutigen jüdischen „Bildungslandschaft“ in Deutschland mit konkretem Bezug auf neuere Einrichtungen an.

Im Anhang 1 finden sich die Texte der Experten-Interviews, die an vielen Stellen Aufschluß über die heute größten Herausforderungen für Community Building und jüdische Bildungsarbeit wiedergeben, aber auch die Vielfalt der Meinungen präsentieren. Anhang 2 bietet die umfassende Übersicht (Mapping) zu jüdischen Bildungseinrichtungen und –projekten, wie wir sie heute in der Bundesrepublik Deutschland vorfinden (Stand 2010).

Kapitel 3. Eingliederung in die deutsche Gesellschaft

Ein zentraler Punkt unserer Untersuchung war die Frage nach dem Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft, oder konkreter: Inwiefern sind die heute in der Bundesrepublik lebenden Juden – Einheimische wie Zuwanderer – in der deutschen Gesellschaft „angekommen“? Dieser Aspekt ist doppelseitig. So wie Juden sich mit der Umgebungsgesellschaft identifizieren – oder sich von ihr abgrenzen – bestimmt ihr Selbstbild, ihre Identität, aber verweist indirekt auch auf die Verlässlichkeit (oder Nicht-Verlässlichkeit) der heutigen Umgebung.

Jüdische Wahrnehmungen

Im Allgemeinen beschrieben unsere Interviewpartner die heutige Einstellung der Politiker und der Behörden zur jüdischen Gemeinschaft in Deutschland als positiv und kooperativ (siehe die Interviews in Anhang 1). David Gall, Initiator des Webportals „Ha Galil“, geht davon aus, dass „die jüdischen Gemeinden und die offiziellen deutschen Stellen gut zusammenarbeiten“. Christian Böhme, der Chefredakteur der „Jüdischen Allgemeinen“, erläutert, wie sich die allgemein positive Haltung auch praktisch niederschlägt: „Im Großen und Ganzen ist die Zusammenarbeit sehr produktiv. Staat, Bundesregierung, aber auch regionale und kommunale Instanzen (zeigen) eine Menge Aufgeschlossenheit. Ablehnende Haltungen sind kaum anzutreffen (...) Alle Landesregierungen haben Staatsverträge mit den Landesverbänden der Jüdischen Gemeinden abgeschlossen, und diese Verträge haben Bestand und werden häufig noch verbessert.“ Rabbiner Yehuda Teichtal malt ein besonders positives Bild von der Hauptstadt: „Hier in Berlin haben wir ausgesprochen gute Kontakte auf Stadtbezirks- und Stadtebene, aber auch mit der Regierung selbst. Die Zusammenarbeit muss nicht immer und an jedem Ort funktionieren, aber es gibt den grundsätzlichen Willen, gemeinsam etwas erreichen zu wollen. Ich denke, das ist typisch für Berlin, quer durch alle Parteien.“ Gleichwohl bestätigten die Interviewpartner, dass es Unterschiede von Person zu Person und von Behörde zu Behörde geben mag. Außerdem gab es unterschiedliche Einschätzungen, *was* die deutschen Politiker und Behörden motiviert. David Gall stellt dazu fest: „Keine deutsche Institution oder Behörde möchte sich nachsagen lassen, dass ihr die noch verletzte, zarte Pflanze des jüdischen Neuanfangs in Deutschland egal wäre. Es mag vorkommen, dass Juden individuell schlecht behandelt werden, niemals aber deren offizielle Repräsentanten.“

Grundsätzlich sehen viele Juden die Aufgeschlossenheit der deutschen Politik gegenüber den Gemeinden und Organisationen als ein positives Kontinuum. Selbst die restriktiven Neuregelungen zur jüdischen Zuwanderung im Jahre 2005 scheinen dieses Bild nicht getrübt zu haben. Der Staat gilt als interessiert, heute in Deutschland lebenden Juden bei der Entwicklung eigener Strukturen und Institutionen (u.a. beim Bau von Gemeindezentren und Synagogen) behilflich zu sein, sie in das gesellschaftliche Leben intensiv einzubeziehen und keinen kulturellen Assimilationsdruck auszuüben. Entsprechend wohlmeinend gestalten sich viele Artikel, Reportagen und Kommentare in den Mainstream-Medien. Allerdings wird von einigen Interviewpartnern bemängelt, dass das Agenda-Setting der Medien noch häufig zu stark auf historische Themen fixiert sei. So hält es die Journalistin und Limmud-Aktivistin Toby Axelrod für bedauerlich, wenn „heutige, aktuelle jüdische Themen [immer noch] ein Stück verschwinden hinter den Berichten über die ‚toten Juden‘. Mediale Aufmerksamkeit ist gesichert, wenn neue Synagogen eröffnet werden oder große jüdische Kultur- und Filmfestivals stattfinden. Aber insgesamt ist der Anteil von Berichten zum Judentum doch eher gering.“ Auch Christian Böhme verweist auf dieses Ungleichgewicht: „Gedenkveranstaltungen und Berichte, die an früheres jüdisches Leben [in Deutschland] erinnern, sind hoch frequent. Aber der jüdische Alltag kam in den letzten Jahren viel

zu kurz. Man liest darüber heute so gut wie gar nichts. Dabei könnte soviel gezeigt werden vom heute und hier präsenten Judentum, von seinen neuen Facetten.“ Mikhail Goldberg, Chefredakteur der russischsprachigen Monatszeitung „Evreyskaya Gazeta“, betrachtet die allgemeine Medienberichterstattung sogar als „sehr einseitig“. Spürbares Interesse gebe es „entweder an den Hohen Feiertagen oder wenn jemand in einen schweren Skandal verwickelt ist (...) Nur selten gibt es tiefgründig recherchierte Berichte, die sich detailliert mit heutigem jüdischem Gemeindeleben beschäftigen.“ Charlotte Knobloch, die Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland, vermisst Beiträge über jüdisches Leben in der übrigen Diaspora, „mit Ausnahme von Berichten über die Bedrohung jüdischen Lebens durch Antisemitismus und Rechtsextremismus.“

Andere Stimmen attestieren den deutschen Medien eine konstruktive, solide Begleitung der neueren Entwicklungen. So meint die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Berlin, Lala Süsskind, dass „das nichtjüdische Interesse an der jüdischen Welt heute disproportional hoch“ liege. Süsskind's Eindruck ist, dass „Fernsehen und Printmedien über jüdische Themen ausführlicher berichten als beispielsweise über andere kulturelle und religiöse Minderheiten.“ Einschränkend stellt die Gemeindevorsitzende allerdings fest: "Was (...) manchmal nervt, ist die subtile Art von Sensationshascherei. Wenn ein Jude wegen eines kriminellen Vergehens verurteilt wird, sagen wir Diebstahl oder Bestechung, dann gibt dies meist einen großen Knall in den deutschen Medien. Niemand würde mit einer ähnlichen Akribie über einen katholischen Betrüger oder einen protestantischen Mafioso berichten – warum passiert dies mit Juden?“

Kritisch bewertete ein Teil unserer Interviewpartner das *Israel-Bild* in den deutschen Medien, insbesondere in Bezug auf den andauernden Nahostkonflikt. So betonte Charlotte Knobloch, dass die Berichterstattung über Israel und den israelisch-palästinensischen Konflikt „sehr einseitig“ ausfalle: „Durch die Art und inhaltliche Schwerpunktsetzung wird suggeriert, dass der Staat Israel die alleinige Schuld am Nahostkonflikt trage. Inner-palästinensische Konflikte, Antisemitismus in der arabischen Welt und der Umstand, dass die israelische Bevölkerung permanent Terror-Attacken erlebt, all dies wird weitgehend ausgeblendet. Positive Meldungen über Israel findet man eher klein gedruckt und auf den hinteren Seiten, während negative Schlagzeilen sich dick gedruckt auf den Titelseiten finden. Diese einseitig-tendenzielle oder auch ideologisch gefärbte Berichterstattung in deutschen wie generell westlichen Medien bedingt dann auch ein einseitiges Israel-Bild in der deutschen Gesellschaft.“ Rabbiner Yehuda Teichtal und Evgueni Berkovitch, der Initiator des russisch-jüdischen Webportals „Zametki po evreyskoy istorii“ („Notizen zur jüdischen Geschichte“) sehen dies ähnlich, auch wenn Berkovitch teilweise relativiert: „Während des Gaza-Konfliktes im Dezember 2008 und Januar 2009 bekam ich den Eindruck, dass die deutschen Medien eine Menge Verständnis für die israelischen Militäroperationen entwickelten und auch die Hintergründe aufhellten, welche überhaupt erst zu den israelischen Militäraktionen führten.“

So scheint ein Teil der Juden in Deutschland weniger durch die Medienberichterstattung über hiesiges jüdisches Leben, wohl aber über jene zu Israel verunsichert. Negative bis feindliche Haltungen gegenüber Israel werden aber auch in politischen Zusammenschlüssen und Bewegungen registriert, was das Engagement in solchen Netzwerken schwierig oder gänzlich unmöglich macht. Die Schriftstellerin Adriana Stern umreißt genau dieses Problem, was sie und möglicherweise viele andere Juden in Deutschland von einem Engagement in links-orientierten politischen Gruppierungen abhält. Stern berichtet: "Verschiedene Male war ich entschlossen, mich im linken politischen Spektrum zu engagieren (...) Das Problem beginnt damit, dass du in den weit links stehenden Gruppierungen nur Negatives erlebst, wenn du zum Thema Israel kommst (...) Der Antisemitismus der äußersten Linken ist einfach schrecklich. Wenn ich auf eine Demonstration [der

Linken] treffe und all die palästinensischen Tücher und Schals sehe und gleichzeitig die Parolen gegen Israel höre, dann ist das einfach unerträglich.“

Der Frankfurter Historiker Dmitri Belkin beschreibt zwei weitere Probleme, mit denen Juden in der deutschen Gesellschaft heute konfrontiert sind. Zum einen vermutet er, dass nicht wenige Juden ein Problem damit hätten, ihre Zugehörigkeit zum Judentum offen zu zeigen, „weil sie entweder Diskriminierungen befürchten oder weil sie auf Arbeit und anderswo in der Öffentlichkeit nicht angestarrt werden wollen.“ Zum anderen empfindet Belkin – verglichen mit anderen europäischen oder westlichen Ländern – eine schwierige Atmosphäre im Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden, die deutlich auf die traumatischen und belastenden Ereignisse im Zusammenhang mit Nationalsozialismus und Holocaust zurückgehe. „Es gibt hier ein konstantes Interesse [an jüdischen Themen], aber gleichzeitig kannst du Schuldgefühle [der Nichtjuden] spüren, und das kann schon eine sehr belastende Erfahrung sein. Manche Deutsche sind auch einfach sehr gehemmt, wenn es um Juden und Judentum geht. Es gibt wenig Raum für freie Diskussionen, und die traumatische Vergangenheit bleibt präsent.“

Schon diese wenigen Statements vermitteln einen Eindruck von der Komplexität der Faktoren, die mögliche Annäherungsprozesse zwischen nichtjüdischer Mehrheitsgesellschaft und jüdischer Minderheit erleichtern oder auch erschweren können. Erkennbar sind große Bemühungen von öffentlicher Seite, die jüdische Gemeinschaft als eigenständigen, bereichernden Teil der Gesamtgesellschaft zu verstehen und zu fördern. Andererseits lassen unsere Interviews den Schluß zu, dass es zur viel beschworenen „Normalität“ noch ein weiter Weg ist, unter anderem weil die Schatten der Vergangenheit in den Begegnungen präsent bleibt und die Art der öffentlichen Diskussion über den Nahostkonflikt – insbesondere in den Medien – neue Verunsicherungen in der jüdischen Gemeinschaft schafft.

Im gleichen Kontext haben wir anhand der Umfrage untersucht, wie Juden in Deutschland sich in Relation zur deutschen Gesellschaft sehen, wie sie sich selbst und die eigene (jüdische) Gemeinschaft erleben und inwiefern sie – als Individuen – motiviert sind, sich in die deutsche Mehrheitsgesellschaft zu integrieren.

Die Umfrage: Juden in Deutschland

Um Antworten auf die obigen Fragen und Aspekte zu finden, haben wir verschiedene Parameter ausgewählt, die auch in anderen Studien über die Integration von Minderheiten eine wichtige Rolle spielen: Sprachkenntnisse und Sprachanwendung; Art und Zusammensetzung der sozialen Netzwerke, gefühlte Gruppenzugehörigkeit, empfundene Vor- und Nachteile eines Lebens in der deutschen Gesellschaft, Haltung zu Deutschland und zur deutschen Gesellschaft. Diese Parameter haben wir dann in Relation zu individuellen Variablen gesetzt – dabei unter anderem Staatsbürgerschaft, Beschäftigung und (selbst eingeschätztes) Einkommenslevel. Wir stellen zuerst die Ergebnisse vor, die sich dabei auf empirischer Basis für das Gesamtsample ergeben haben, und gehen im Anschluss näher auf besondere Merkmale bei den russischsprachigen Juden ein, jener Gruppe also, die – adäquat zur heutigen Zusammensetzung in den Jüdischen Gemeinden – auch im Sample etwa 90% der Befragten ausgemacht hat.

Überblick zum Sample

Insgesamt haben an unserer Umfrage 1.185 Personen teilgenommen. Von diesen waren 88,7% in der Sowjetunion oder anderen Ländern Osteuropas geboren, während die restlichen 11,3% in Deutschland (9,4%) geboren waren oder aus einigen anderen Ländern (z.B. Israel und USA) stammten.

Im Kontext der für uns relevanten Unterscheidung zwischen „Einheimischen“ und „Zuwanderern“ unterteilten wir die von uns befragten Personen in vier verschiedene Kategorien je nach Aufenthaltsdauer in Deutschland.

- (1) Befragte, die in einem Alter von über 8 Jahren immigrierten und die sich in Deutschland weniger als 10 Jahre aufhalten - 49,9%;
- (2) Befragte, die in einem Alter von über 8 Jahren immigrierten und die sich in Deutschland seit 11-15 Jahren aufhalten – 25,6%
- (3) Befragte, die in einem Alter von über 8 Jahren immigrierten und die sich in Deutschland länger als 15 Jahre aufhalten – 9,3%
- (4) Befragte, die in Deutschland geboren wurden oder nach Deutschland kamen, als sie unter 8 Jahren alt waren. – 15,2%

Diese Zusammensetzung zeigt sehr deutlich, wie sich das Judentum in Deutschland während der letzten 20 Jahre transformiert hat. Wichtig ist auch zu vermerken, dass 31,5% der Befragten unter 40 Jahren alt sind, 26,4% zwischen 41-60 Jahren und 42,1% älter als 60 Jahre. Dies weist einmal mehr auf den hohen Altersdurchschnitt der Juden in der Bundesrepublik hin.

Wie häufig bei repräsentativen Umfragen, lag der Anteil der Männer auch bei unserer Umfrage etwas unter 50 Prozent, konkret lag er bei 45,5 Prozent. 60% der Befragten lebten mit Ehepartner/-in oder Partner/-in, zwei Drittel der Befragten (66,3%) hatten Kinder, und 63% verfügten über einen akademischen Abschluss. Mit anderen Worten: Die von uns befragten Frauen und Männer verkörpern typische Merkmale der sozialen Mittelklasse.

In Bezug auf Religiosität unterteilten wir in vier verschiedene Kategorien:

- „Orthodoxe“ (einschließlich ultra-orthodoxe), das heißt Juden, die wesentliche Teile ihres Lebens in Orientierung an der Halachah gestalten.
- „Liberale“, das heißt Juden, die sich mit der jüdischen Religion und Tradition identifizieren, ohne sämtliche halachische Regeln als verbindlich für ihre Lebensgestaltung zu betrachten.
- „Traditionelle“, das heißt Juden, die bestimmte jüdisch-religiöse Normen einhalten und Elemente der jüdischen Religion und Tradition pflegen, ohne sich selbst als religiös zu bezeichnen.
- „Säkulare“, das heißt Juden, die sich selbst als nicht-religiös und nicht-traditionell verstehen, selbst wenn sie Teile der jüdischen Religion hoch schätzen oder auch Mitglied einer jüdischen Gemeinde sind.

In unserer Umfrage bezeichnete sich nur eine Minderheit von 13,2% der Befragten als orthodox/ultra-orthodox. 22,3% fühlten sich dem liberalen Judentum (Reform oder konservativ) verbunden, während sich 32,2% als traditionell definierten. Ebenfalls fast ein Drittel der Befragten, nämlich 32,3%, bezeichneten sich als säkular.

Diese Verteilung zeigt, dass es im heutigen Judentum in Deutschland keine Polarisierung zwischen „Religiösen“ und „Nicht-Religiösen“ gibt, sondern eher einen ausgewogenen Pluralismus, der eine erstaunliche Diversität von Orientierungen anzeigt. Dennoch ist zu erkennen, dass eine deutliche Mehrheit sich als „nicht religiös“ einschätzt.

Interessanterweise erklärten fast zwei Drittel der Befragten (73,8%), dass sie aus Familien stammen, in denen beide Eltern jüdischer Abstammung sind. 26,2% der Befragten verwiesen auf nur einen jüdischen Elternteil. 62% der Befragten, die in einer Partnerschaft lebten, hatten einen

jüdischen Partner/eine jüdische Partnerin. In dieser Hinsicht weicht die jüdische Bevölkerung in Deutschland offenbar kaum von anderen jüdischen Populationen in der Diaspora ab.

Der überwiegende Teil unserer Befragten wohnt – wie Juden anderswo auch - in Großstädten (71,2%), während der Rest sich auf mittlere und kleine Städte verteilt. Nahezu ein Fünftel (19,3%) lebt in Berlin, während ein weiteres Fünftel (20,7%) in Ostdeutschland wohnt, dagegen aber 60% in Westdeutschland. Juden in Deutschland sind „Stadtmenschen“, aber verteilt auf die gesamte Bundesrepublik und weniger fixiert auf die Hauptstadt, wie dies in manchen anderen europäischen Ländern (z.B. Frankreich und England) der Fall ist.

Auffällig – und in starkem Kontrast zu anderen jüdischen Populationen in Westeuropa - ist der auch in unserer Befragung ermittelte hohe Anteil an Arbeitslosen: 34,1% der Befragten sind ohne Beschäftigung. 9,7% arbeiten in hoch qualifizierten Berufen und im Business-Bereich, 12,6% als Angestellte und Arbeiter. Knapp ein Fünftel, nämlich 18,6%, sind Studenten, und 24,9% sind Rentner.

Dass sich rund 60% der jüdischen Bevölkerung (Arbeitslose plus Rentner) außerhalb des Arbeitsmarktes befinden, ist für jüdische Populationen eher untypisch. Hier kommen zwei wesentliche Einflussfaktoren zusammen: der relativ hohe Altersdurchschnitt (vor allem unter den Immigranten) und die Schwierigkeiten, trotz enorm hoher beruflicher Qualifikation (63% mit akademischem Abschluss) adäquate Beschäftigungsmöglichkeiten zu finden (auch dies ein vordergründiges Problem der russisch-jüdischen Zuwanderer). Mit diesen Schwierigkeiten korreliert eindeutig auch die relativ schwache Einkommens-Situation. 59,1% der Befragten schätzen, dass ihr Einkommen unter dem bundesdeutschen Durchschnitt liegt, was wiederum sehr untypisch im Vergleich zu jüdischen Populationen in den meisten Ländern der Welt ist. Mit der spezifischen deutschen Situation und der relativ starken Zuwanderung russischsprachiger Juden während der letzten 20 Jahre hängt auch die ungewöhnliche Verteilung der Staatsbürgerschaften zusammen. Nur 25,5% der Befragten besitzen einen deutschen Pass. 35,3% besitzen die ukrainische Staatsbürgerschaft, 22,7% die russische.

Umfrage- Ergebnisse

Sprachkenntnisse und Sprachanwendung

Wie Tabelle 3.1.1. zeigt, ist Russisch derzeit die unter Juden in Deutschland am häufigsten gesprochene Sprache. Russisch steht zumindest an erster Stelle beim Lesen, der Kommunikation mit dem (Ehe-)Partner, der Unterhaltung mit den Kindern, aber auch bei der Kommunikation der Kinder untereinander. Die einzige Lebenssphäre, bei der bisher eine Parität der Sprachen (Russisch, Deutsch) besteht, betrifft das Fernsehen. Andererseits kann davon ausgegangen werden, dass die primär benutzte Sprache auf Arbeit Deutsch ist, doch steht – wie beschrieben – im Moment nur eine Minderheit der Befragten direkt in Tätigkeiten am Arbeitsmarkt.

Dennoch lässt sich an Tabelle 3.1.1. auch ablesen, dass der Gebrauch der deutschen Sprache zunimmt. Addiert man die Nutzung von „Deutsch“ und „Deutsch und Russisch“, dann erhält man nicht nur Mehrheiten bzw. große Mehrheiten beim TV-Konsum, sondern auch beim Lesen und bei der Kommunikation unter den Kindern. Von daher zeichnet sich – trotz der Dominanz der russischen Sprache insgesamt – eine Zunahme von *additivem Bilingualismus* ab. Dieser zunehmende Bilingualismus lässt sich in Tab. 3.1.2. erkennen. Russisch ist verständlicherweise die Sprache, welche die russischsprachigen Juden in Deutschland – und damit die überwältigende Mehrheit der jüdischen Population – am Besten beherrschen. Immerhin bezeichnet aber auch ein

gutes Drittel der Zuwanderer die eigenen Deutsch-Kenntnisse mindestens als „gut“. Gleichzeitig schätzen die Befragten ihre Kenntnisse der jüdischen Sprachen – Jiddisch und Hebräisch – jeweils als minimal ein.

Heterogene Freundeskreise

Juden in Deutschland bilden keineswegs eine isolierte soziale Gruppe, weder die „Alteingesessenen“ noch diejenigen Juden, die erst seit kurzem im Lande leben. Eine beträchtliche Zahl an Personen – auch unter den Immigranten aus der früheren Sowjetunion – beherrscht die deutsche Sprache und wendet sie entsprechend an. Doch inwiefern korreliert dies mit einer Öffnung und Erweiterung der eigenen sozialen Netzwerke? Welche Einflußfaktoren spielen - neben der individuellen Sprachkompetenz - eine wesentliche Rolle für die Zusammensetzung des jeweiligen Freundeskreises? Tabelle 3.1.3. zeigt, dass eine große Mehrheit der Juden in Deutschland Freunde sowohl unter Juden wie unter Nichtjuden besitzt, während immerhin ein Drittel der Befragten ausschließlich auf jüdische Freunde verweist. Bei mehr als der Hälfte der befragten Personen waren die engsten Freunde russischsprachig – jüdisch wie nichtjüdisch -, während die knappe Hälfte dieser Befragten ausschließlich auf *jüdische* Freunde verwies. Insgesamt zeigen diese Daten, dass sich weder unter den einheimischen noch unter den zugewanderten Juden „Enklaven“ oder „Ghettos“ bilden, es aber in beiden Gruppen eine bemerkenswerte Zahl an Personen gibt, die einen jüdischen Freundeskreis bevorzugen. Ein erstaunliches, wenn auch statistisch kaum signifikantes Phänomen sind jene 1-3 Prozent von Befragten, deren engste Freunde ausschließlich Nichtjuden sind (ebenfalls Tabelle 3.1.3.)

Haltung zur deutschen Gesellschaft

Eine leichte Mehrheit aller befragten Personen (52%) beschreibt ihre Verankerung in der deutschen Gesellschaft als befriedigend oder sehr befriedigend. Eine noch größere Zahl der Befragten (54.8%) stimmt der Aussage zu, dass ein Leben als Jude/Jüdin in Deutschland heute unproblematisch sei. Für eine klare Mehrheit der jüdischen Eltern hat es Bedeutung, dass ihre Kinder sich die deutsche Kultur aneignen: für 44.2% der Eltern ist dies wichtig und für 29.3% sogar sehr wichtig. Zum Vergleich: „Nur“ 23.8% der Eltern halten es für wichtig, dass ihre Kinder eine jüdische Bildung erhalten, für 28.1%, ist dies sehr wichtig. Vordergründig betrachtet, läßt dies den Schluß zu, dass die Befragten für ihre Kinder *insgesamt* der Aneignung der deutschen Kultur mehr Bedeutung beimessen als der jüdischen Bildung (und Kultur). Der vergleichsweise hohe Prozentsatz von Personen, die sich mit der deutschen Gesellschaft identifizieren bzw. sich in Deutschland zu Hause fühlen, gründet sich offenbar auf eine ganzen Reihe von objektiven Gegebenheiten. Tabelle 3.1.4 zeigt, dass nicht wenige der Befragten die politischen Rahmenbedingungen, die ökonomischen Verhältnisse, die Perspektiven für die eigenen Kinder, das Sozialsystem und die allgemeine Lebensqualität in der Bundesrepublik als positiv oder sehr positiv bewerten. Tabelle 3.1.5. zeigt dagegen Faktoren an, die für Juden in Deutschland sehr problematisch wirken können – so unter anderem Schwierigkeiten, eine passende Arbeit zu finden, soziale Barrieren von Seiten der Nichtjuden und Formen von Antisemitismus. Ein Teil der Befragten bestätigte zudem in der Umfrage, dass die Erinnerung an die Shoah ihr Leben in Deutschland schwieriger mache.

Alles in allem aber hat sich gezeigt, dass unangenehme Aspekte des Lebens in Deutschland in ihrer Intensität wesentlich weniger auf die Befragten einwirken als die positiven Aspekte und Rahmenbedingungen. Die Einstellung gegenüber Deutschland und der heutigen deutschen Gesellschaft kann daher als eine grundsätzlich positive eingeschätzt werden.

Tabelle 3.1: Verankerung in der deutschen Gesellschaft, Gesamtsample (Antwortzahl in Klammern)

3.1.1. Präferierte Sprache(n) in unterschiedlichen Lebensbereichen (in Prozent)					
	Buch- /Zeitungslektüre	Fernsehen (1158)	Mit Partner/-in (890)	Mit Kindern (771)	Kinder unter sich (696)
Deutsch	18.1	33.0	10.6	3.9 ¹	16.8 ¹
Russisch	47.2	32.7	80.1	85.2	59.1
Beides	33.2	32.7	7.6	9.1	22.4
Andere	1.4	1.6	1.7	1.8	1.7
Total	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0
3.1.2. Selbsteinschätzung der jeweiligen Sprachkompetenzen (in Prozent)					
	Hebräisch (n=1049)	Jiddisch (n=1058)	Deutsch (n=964) *	Russisch (n=958) *	
Wenig	81.4	80.4	31.6	0.4	
Etwas	11.3	14.4	34.3	1.4	
Gut	4.5	3.8	19.8	13.2	
sehr gut	2.8	1.4	14.2	85.1	
Total	100.0	100.0	100.0	100.0	
3.1.3. Herkunft und Sprachpräferenz der engsten Freunde (in Prozent)					
	Engste Freunde (1174)		Russischsprachige Freunde (1167)		
Jüdisch	35.9		43.8		
Nicht	3.1		1.4		
Beide	61.1		54.8		
Total	100.0		100.0		
3.1.4. Positiv herausgehobene Aspekte in der heutigen deutschen Gesellschaft (in Prozent)					
	Politik (1140)	Ökonomie (1108)	Zukunft für die Kinder (815)	Soziale Sicherheit (1129)	Lebensqualität (1136)
Überhaupt nicht	7.1	3.7	3.9	2.1	2.4
Wenig	13.9	11.5	4.2	4.9	4.3
Stark	29.9	30.7	16.0	20.6	23.1
Sehr stark	49.1	54.2	76.0	72.4	70.2
Total	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0
3.1.5. Als unangenehm bewertete Aspekte in der heutigen deutschen Gesellschaft (in Prozent)					
	Schwierigkeiten bei der Jobsuche (1045)	Barrieren von Seiten der Nichtjuden (1096)	Erinnerung an die Shoah (1129)	Antisemitismus in Deutschland (1123)	Eigene Erfahrungen mit Antisemitismus (1064)
Überhaupt nicht	28.8	30.6	12.0	14.2	38.0
Wenig	12.9	20.8	21.1	24.2	23.8
Stark	17.3	25.0	26.6	25.4	19.1
Sehr stark	41.0	23.6	40.3	36.2	19.2
Total	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0

* Russischsprachige Juden, die im Alter von über 8 Jahren nach Deutschland kamen.

Das russischsprachige Sample für sich

Betrachten wir in unserem Sample die russischsprachigen Juden – ohnehin die überwältigende Mehrheit - für sich getrennt, dann ergibt sich auf Grund des migratorischen Hintergrundes eine (gegenwärtig noch) geringere Verankerung in der deutschen Gesellschaft, als dies bei den Einheimischen der Fall ist. Dennoch beschreibt auch in diesem Teil-Sample fast die Hälfte der Befragten (45.3%) ihre hiesige Verankerung als befriedigend oder sehr befriedigend. Etwas mehr als die Hälfte (54.5%) betrachtet ihr Leben in Deutschland als unproblematisch. Aufschlußreich ist im gleichen Zusammenhang, dass 49.4% der befragten Immigranten aus der früheren UdSSR (die nach dem 8. Lebensjahr nach Deutschland kamen) betonten, sie fühlten sich in Deutschland mehr zu Hause als in ihrem Herkunftsland, während eine kleine Minderheit das Gegenteil sagt (11.3%), und rund ein Viertel der Befragten (mit Migrationshintergrund), nämlich 26.5%, sich in Deutschland wie im eigenen Herkunftsland gleich wohl fühlen.

Im Vergleich zu den einheimischen Juden treten bei den Immigranten aus der ehemaligen Sowjetunion aber auch markante Unterschiede zutage. So besitzen nur ganze 24,8% der von uns befragten Zuwanderer (bereits) die deutsche Staatsbürgerschaft. 64,6% von ihnen rechnen sich zu Einwohnern mit unterdurchschnittlichem Einkommen. 46,1% geben an, nicht in ihrem Originalberuf zu arbeiten. 41,6% stehen überhaupt nicht im Arbeitsbetrieb, 39,8% erhalten Sozialhilfe.

Die überwiegende Mehrheit jener Juden, die schon lange vor dem Ende des Kalten Krieges, der deutsch-deutschen Wiedervereinigung und der russisch-jüdischen Zuwanderung in der Bundesrepublik lebte, unterscheidet sich von den Immigranten u.a. durch ihren sozio-ökonomischen Status, durch Sprachkompetenz und –anwendung wie auch kulturelle Orientierung. Bei grundsätzlich interessierenden Parametern in unserer Umfrage spielt diese Gruppe auf Grund ihrer kleinen Größe im Sample – statistisch gesehen – aber eine weitgehend untergeordnete Rolle. Wir konzentrieren uns daher bei der Umfrage-Auswertung zunächst auf die Gruppe der russischsprachigen Juden (ca. 90% der Juden in Deutschland) und die internen Unterschiede und Differenzen in diesem Sample. Anschließend wird die Minderheit der Einheimischen in wichtigen kontextualen Zusammenhängen ebenfalls betrachtet.

Einflußfaktor Religiosität

Wir gewannen in der Umfrage ein ganzes Set an Daten, an dem sich statistisch signifikante Unterschiede in den Ansichten und Haltungen unserer Befragten je nach Religiosität (Orthodox/Ultra-Orthodox; liberal, traditionell, säkular) ablesen lassen. Grundsätzlich zeigte sich, dass die Korrelationen zwischen Religiosität und sozialen Haltungen eher graduell ausfielen, während die jeweiligen „Ränder“ in der gewählten Kategorisierung – zum einen (Ultra-)Orthodox, zum anderen Säkular – auch die jeweiligen Extreme in der Beständigkeit bestimmter sozialer Haltungen zeigten. Unsere Tabellen präsentieren die Daten aus allen untersuchten Teilgruppen, während wir in der Analyse vorrangig auf die Kontraste zwischen den „Rand“-Kategorien ([ultra-]orthodox; säkular) eingehen.

Sprache und Netzwerke in Korrelation zur Religiosität

Erstaunliche Korrelationen ließen sich zwischen Sprachverhalten und Religiosität feststellen. So mag es regelrecht paradox erscheinen, dass die von uns befragten Personen mit orthodoxer Ausrichtung ihre Deutschkenntnisse besser bewerteten als die säkularen, während die übrigen Richtungen (liberal, traditionell) auch in diesem Kontext (Sprachkompetenz Deutsch) eine mittlere Position einnahmen (Tab. 3.2.1). Eine ähnliche Tendenz zeigt sich im relativ hohen Prozentsatz der Kinder orthodoxer Eltern, die untereinander Deutsch sprechen (Tab. 3.2.2) wie auch in der Selbsteinschätzung der Orthodoxen, beim Erwerb der deutschen Sprache relativ geringe Probleme zu haben (Tab. 3.2.3).

Zumindest teilweise scheint der unterschiedlich starke Gebrauch von Deutsch und Russisch bei orthodoxen und säkularen Juden in Deutschland in der unterschiedlichen Altersstruktur begründet. So liegt der prozentuale Anteil der jüngeren Altersgruppen (bis 40 Jahre und 41-60 Jahre) bei den Orthodoxen deutlich höher als bei den Säkularen (36,1% und 34% gegenüber 19,1% und 28,8%, respektive). Umgekehrt ist der Prozentsatz der Älteren (Altersgruppe 61+) unter den Säkularen bedeutend höher als unter den Orthodoxen (52,1% gegenüber 29,9%,). Darüber hinaus schätzten die orthodoxen Befragten aber auch ihre Kenntnisse des Hebräischen und Jiddischen besser ein, als dies die säkularen Befragten taten. Interessant auch, dass mehr als drei Viertel der Freunde von säkularen Befragten in Deutschland russischsprachig waren, während der äquivalente Anteil russischsprachiger Freunde bei den Orthodoxen nur knapp über 50 Prozent reichte. (Tab. 3.2.4).

Allgemeine Verbundenheit mit der deutschen Gesellschaft

Im Kontrast zum relativ geringen Gebrauch der deutschen Sprache (bzw. umgekehrt: dem relativ starken Weitergebrauch der russischen Sprache) demonstrieren die säkularen Juden eine deutlich stärkere allgemeine Verbundenheit mit Deutschland und der deutschen Gesellschaft, als dies die orthodoxen tun. Die lässt sich unter anderem daran ablesen, wie unproblematisch/problematisch es die jeweiligen Gruppen einschätzen, in Deutschland zu leben (Tab. 3.2.5); wie viel Wert man darauf legt, dass die eigenen Kinder die deutsche Kultur erlernen (Tab. 2.3.6); wie optimistisch man die Zukunftsperspektiven für die eigenen Kinder in Deutschland betrachtet (Tab. 2.3.7); wie hilfreich man das deutsche Sozialsystem einschätzt (Tab. 2.3.8) und wie positiv man die allgemeine Lebensqualität in Deutschland sieht (Tab. 2.3.9).

Tabelle 3.2: Verankerung der russischsprachigen Juden in der deutschen Gesellschaft (unterschieden nach religiöser Ausrichtung)

3.2.1. Kenntnisse der deutschen Sprache (861 ;%; Chi sq=0.001)				
	(ultra-)orthodox	Liberal	Traditionell	Säkular
Wenig	18.3	30.1	29.6	36.9
Etwas	29.8	37.7	36.5	32.2
Gut	32.7	21.3	19.6	14.3
Sehr gut	19.2	10.9	14.2	16.6
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.2. Bevorzugte Sprache der Kinder untereinander (600 ;%; Chi sq=0.089)				
Deutsch	24.6	15.9	13.0	14.0
Russisch	47.8	60.6	62.5	64.2
Beide Sprachen	24.6	23.5	24.5	20.5
Andere	2.9	0.0	0.0	1.4
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.3. Schwierigkeiten beim Erwerb der deutschen Sprache (863 ;%; Chi sq=0)				
Gar keine	16.7	11.4	13.3	12.7
Kaum	44.1	23.4	18.6	25.8
Einige	25.5	37.5	38.8	27.7
viele	13.7	27.7	29.3	33.8
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.4. Sprachpräferenz der engsten jüdischen Freunde in Deutschland (876; %; Chi sq=0)				
Russisch	55.6	72.7	77.7	77.6
Deutsch.	2.8	0.5	0.4	0.3
Beide Sprachen	41.7	26.7	22.0	22.1
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.5. "Das Leben als Jude/Jüdin in Deutschland ist..." (878; %; Chi sq=0)				
Sehr problematisch	9.1	5.9	3.4	10.5
Problematisch	50.0	39.4	44.5	31.4
Unproblematisch	40.9	54.8	52.1	58.1
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.6. "Es ist wichtig, dass die Kinder die deutsche Kultur erlernen." (718 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	27.9	11.5	10.2	11.5
Etwas	20.9	9.1	14.4	6.7
Wichtig	27.9	46.1	49.3	49.6
Sehr wichtig	23.3	33.3	26.0	32.1
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.7. Gute Zukunftsperspektiven für die Kinder in Deutschland (660 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	4.9	7.8	0.5	2.6
Etwas	4.9	1.3	0.5	0.4
Gut	24.4	10.4	14.5	13.4
Sehr gut	65.9	80.5	84.5	83.5
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

3.2.8. Besondere Wertschätzung des deutschen Sozialsystems (849 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	1.9	2.2	1.1	3.0
Etwas	8.7	2.2	0.8	2.7
Stark	22.3	15.2	19.2	10.0
Sehr stark	67.0	80.4	78.9	84.4
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.9. Besondere Wertschätzung für hohe Lebensqualität in Deutschland (855 ;%; Chi sq=0.001)				
Gar nicht	4.8	2.7	1.1	3.0
Etwas	3.8	1.6	1.9	2.6
Stark	29.5	18.3	20.3	10.9
Sehr stark	61.9	77.4	76.6	83.5
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.10. Gefühl der Zugehörigkeit zur Nation des Herkunftslandes (850 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	50.5	30.9	25.1	22.8
Wenig	27.2	22.7	30.2	26.4
Stark	15.5	33.1	36.5	36.0
Sehr stark	6.8	13.3	8.2	14.8
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
3.2.11. Gefühl der Zugehörigkeit zur russischsprachigen Community in Dtl. (779 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	36.7	17.9	16.7	21.1
Wenig	29.6	27.4	23.6	19.6
Stark	27.6	41.1	41.2	37.9
Sehr stark	6.1	13.7	18.5	21.4
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

So erklären 58.1% der säkularen Befragten, dass es unproblematisch sei, heute in Deutschland zu leben, während dies nur 40,9% der orthodoxen so sehen (Tab. 3.2.5). 84,4% der säkularen Befragten betonen eine sehr starke Wertschätzung für das deutsche Sozialsystem, während dies nur 67% der Orthodoxen tun (Tab. 3.2.8). Andererseits zeigen die Säkularen auch eine stärkere Verbundenheit zu ihren Herkunftsländern (in der früheren UdSSR) und zur russischsprachigen Community in Deutschland, als dies bei den Orthodoxen der Fall ist. So fühlen 50.5% der orthodoxen Befragten keinerlei Zugehörigkeit mehr zum einstigen Herkunftsland, während dies nur 22,8% der Säkularen für sich bestätigen. (Tab. 3.2.10). Darüber hinaus fühlen 21,4% der Säkularen sich sehr stark verbunden mit bzw. als Teil der russischsprachigen Community in Deutschland, während die korrespondierende Ziffer für die Orthodoxen nur ganze 6,1% beträgt (Tab. 3.2.11). Kurzum: Säkulare Befragten schätzen ihr heutiges (deutsches) gesellschaftliches Umfeld mehr als die orthodoxen, deren Bindung an Deutschland und die deutsche Gesellschaft geringer ist. Andererseits fühlen sich die Säkularen auch weniger entfernt vom Herkunftsland und seinen kulturellen und sprachlichen Traditionen, als dies bei den Orthodoxen der Fall ist.

Einflußfaktor Alter

Sprachkenntnisse und Sprachgebrauch

Weniger überraschend als andere Ergebnisse war, dass der Gebrauch der deutschen Sprache wesentlich intensiver bei den Befragten im Alter unter 40 Jahren ist, während der Gebrauch des Russischen in der Altersgruppe von 60+ deutlich dominiert. In der Altersgruppe 61+ bleibt Russisch die eindeutig bevorzugte Sprache, sowohl bei der Lektüre von Büchern und Periodica (Tab. 3.3.1) wie beim Fernsehkonsum (Tab. 3.3.2), aber auch bei der Kommunikation mit Partner/-in (Tab. 3.3.3), bei der Kommunikation mit den Kindern (Tab. 3.3.4) wie auch bei den Kindern dieser Befragten in ihrer Kommunikation untereinander (Tab. 3.3.5). Russisch ist die Sprache, in der mit den engsten jüdischen Freunden kommuniziert wird (Tab. 3.3.6). Wenig verwunderlich auch, dass in der Befragten-Gruppe mit Alter 61+ die Schwierigkeiten beim Erwerb der deutschen

Sprache am stärksten betont werden (Tab. 3.3.7), und dass umgekehrt die Affinität zur russischen Sprache am stärksten bleibt (Tab. 3.3.8). Die Unterschiede zu den anderen Altersgruppen sind teils sehr beträchtlich. So nutzen beispielsweise 14.7% der Befragten im Alter unter 40 Jahren ausschließlich die deutsche Sprache für Lektüre, während der entsprechende Anteil unter den Befragten im Alter von 61+ bei ganzen 1,5% liegt. 14,1% der unter Vierzigjährigen sprechen mit Partner/-in ausschließlich in Deutsch, aber auch hier tun dies nur 1,5% der Befragten aus der Altersgruppe 61+. 70.1% aus der Altersgruppe 61+ lesen ausschließlich in Russisch, während dies nur 28.4% aus der Altersgruppe unter 40 tun. 95.7% der Befragten im Alter von über 60 Jahren sprechen mit Partnerin ausschließlich auf Russisch, während dies bei jenen im Alter unter 40 Jahren nur 69.6% sind. (Doch unabhängig von den großen Unterschieden, die hier zutage getreten sind, bleibt für alle Altersgruppen der Immigranten sichtbar, dass russisch die dominante Sprache in der Ehe- bzw. Partner-Kommunikation ist.) Ein recht starker Kontrast ergibt sich nochmals, wenn wir beachten, dass immerhin 75.8% der Befragten im Alter von unter 40 Jahren ihre Kenntnisse der deutschen Sprache als sehr gut oder gut einschätzen, während dies in der Altersgruppe von 61+ nur ganze 8.8% tun (Tab. 3.3.9). Somit bestätigt sich sehr deutlich, dass in den jüngeren Altersgruppen der russisch-jüdischen Immigranten die Kompetenz und Anwendung der deutschen Sprache stetig zunimmt, während bei den über 60jährigen ein Großteil in fast sämtlichen Lebensbereichen auch nach der Emigration weiterhin auf Russisch kommuniziert. Dennoch behält das Russische auch in den jüngeren Altersgruppen für bestimmte Lebensbereiche und –situationen noch eine relativ starke Bedeutung.

Einstellungen gegenüber Deutschland in Korrelation zum Alter

Unser Datenmaterial hat eher „vermischte“ Tendenzen ergeben, was die Einstellungen und die Beziehungen der einzelnen Altersgruppen zu Deutschland und zur deutschen Gesellschaft als solcher betrifft. So konstatieren wir zunächst eine stärkere Verbundenheit mit der deutschen Gesellschaft bei der Altersgruppe der unter 40jährigen. Dies ergibt sich zunächst aus der geäußerten Zufriedenheit mit der (bisherigen) Verankerung in der deutschen Gesellschaft (Tab. 3.3.10). Es ist zudem die Gruppe der unter 40jährigen, die unangenehmen Aspekten des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland - wie Problemen am Arbeitsmarkt, der Erinnerung an die Shoah (Tab. 3.3.11) und Erscheinungen von Antisemitismus in Deutschland (Tab. 3.3.12) - eine vergleichsweise geringe Bedeutung beimißt.

Tabelle 3.3. Altersgruppen und ihre Einstellung zur deutschen Gesellschaft (40-; 41-60; 61+)

3.3.1. Sprachpräferenz bei der Lektüre von Büchern und Periodica (935 ;%; Chi sq=0)			
	Alter 40-	Alter 41-60	Alter 61+
Deutsch	14.7	2.5	1.5
Russisch	28.4	56.7	70.1
Deutsch & Russisch	54.8	40.8	28.0
Andere Sprachen	2.0	0.0	0.4
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.2. Sprachpräferenz beim Fernsehen (922 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	42.3	22.2	15.3
Russisch	17.5	31.6	52.6
Deutsch & Russisch	38.6	45.8	31.7
Andere Sprachen	1.6	0.4	0.4
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.3. Genutzte Sprache bei Kommunikation mit (Ehe-)Partner/-in (748 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	14.1	3.8	0.5
Russisch	69.6	92.4	95.7
Deutsch & Russisch	13.3	3.8	3.2
Andere Sprachen	3.0	0.0	0.5
Total	100.0	100.0	100.0

3.3.4. Genutzte Sprache bei Kommunikation mit den Kindern (706 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	4.3	1.3	1.5
Russisch	70.0	89.0	92.5
Deutsch & Russisch	21.4	9.3	5.8
Andere Sprachen	4.3	0.4	0.3
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.5. Genutzte Sprache bei Kommunikation der Kinder untereinander (638 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	16.9	20.0	10.3
Russisch	33.9	58.1	69.1
Deutsch & Russisch	42.4	21.9	20.1
Andere Sprachen	6.8	0.0	0.5
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.6. Sprachpräferenz der engsten jüdischen Freunde in Deutschland (926 ;%; Chi sq=0)			
Russisch-sprachig	62.6	79.3	80.3
Deutsch/nicht russisch-sprachig	1.5	0.4	0.2
Beide	35.9	20.4	19.5
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.7. Schwierigkeiten beim Erwerb der deutschen Sprache (914 ;%; Chi sq=0)			
Überhaupt nicht	34.7	10.6	3.1
Wenig	35.3	31.8	14.2
Einige Probleme	23.7	36.1	36.7
Starke Probleme	6.3	21.5	46.0
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.8. Selbsteinschätzung der Kenntnisse der russischen Sprache (908 ;%; Chi sq=0)			
wenig	0.5	0.4	0.4
Etwas	3.7	0.7	0.9
Gut	28.3	6.3	10.2
Sehr gut	67.4	92.6	88.4
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.9. Selbsteinschätzung der Kenntnisse der deutschen Sprache (912 ;%; Chi sq=0)			
wenig	7.4	19.2	51.2
Etwas	16.8	37.6	39.9
Gut	33.7	27.7	7.5
Sehr gut	42.1	15.5	1.3
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.10. Verankerung in der deutschen Gesellschaft (930 ;%; Chi sq=0)			
nicht befriedigend	8.6	15.2	21.7
Wenig befriedigend	28.4	39.9	42.2
befriedigend	31.0	33.7	33.5
Sehr befriedigend	32.0	11.2	2.6
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.11. Negatives Lebensgefühl in Deutschland durch Erinnerung an die Shoah? (892 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	16.1	9.7	9.7
Wenig	33.9	14.1	6.7
stark	30.2	32.0	23.7
Sehr stark	19.8	44.2	59.9
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.12. Negatives Lebensgefühl durch Antisemitismus in Deutschland? (884 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	15.1	15.4	12.4
Wenig	35.4	19.2	11.5
Stark	29.2	30.1	19.7
Sehr stark	20.3	35.3	56.3
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.13. Europäische/deutsche Kultur als positiver Aspekt im eigenen Leben? (921 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	13.4	5.8	5.5
Wenig	26.3	17.9	7.7
Stark	33.5	34.7	39.7
Sehr stark	26.8	41.6	47.0

Total	100.0	100.0	100.0
3.3.14. "Es ist wichtig, dass die Kinder die deutsche Kultur erlernen." (757 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht wichtig	20.3	10.2	9.7
Nicht sehr wichtig	21.8	8.6	7.9
Wichtig	38.3	51.2	46.6
Sehr wichtig	19.5	29.9	35.8
Total	100.0	100.0	100.0
3.3.15. Politische Stabilität als besonders positiver Aspekt des Lebens in Deutschland? (905 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	5.2	6.9	7.5
Wenig	19.2	7.7	5.7
Stark	36.8	24.8	25.6
Sehr stark	38.9	60.6	61.2
Total	100.0	100.0	100.0

In der Altersgruppe unter 40 beschreiben 32% der Befragten ihre Verankerung in der deutschen Gesellschaft als sehr zufrieden stellend, während dies nur ganze 2,6% aus der Altersgruppe (61+) so für sich einschätzen (Tab. 3.3.10). Ein großer Unterschied tut sich auch auf, wenn es zur Erinnerung an die Shoah kommt. Während fast 60% der über 61jährigen Befragten bestätigen, dass die Erinnerung an den Holocaust ihre Lebensgefühl in Deutschland negativ beeinflusst, sind dies in der Altersgruppe von unter 40 Jahren nur 20% (Tab. 3.3.11).

Auf der anderen Seite ist die Aufgeschlossenheit der über 60jährigen deutlich größer als in den anderen Altersgruppen, wenn es um die europäische und deutsche Kultur als positivem Aspekt des hiesigen Lebens in neuer Umgebung geht (Tab. 3.3.13). Folglich finden sich in der Altersgruppe 61+ die meisten Befragten, die für eine entschiedene Aneignung der deutschen Kultur durch die Kinder plädieren. 35.8% aus der Altersgruppe (61+) halten es für wichtig, dass die Kinder sich die deutsche Kultur aneignen, während nur 19,5% aus der Altersgruppe (-40) dies als ebenso wichtig empfinden. (Tab. 3.3.14) Es sind zudem die über 60jährigen, die den politischen Verhältnissen in Deutschland eine besondere Wertschätzung und Bedeutung zukommen lassen, verglichen mit den jüngeren Altersgruppen (Tab. 3.3.15).

Insgesamt gesehen, ist die Haltung der jüngeren, unter 40jährigen Befragten, aber die allgemein positivste gegenüber der deutschen Gesellschaft – sie empfinden generell mehr Vorteile als Nachteile im hiesigen Umfeld. Die älteren Altersgruppen stehen diesem Trend aber keineswegs entgegen. Auch sie finden in Deutschland ein Land, das wichtige Vorzüge zu bieten hat, wie beispielsweise stabile politische Verhältnisse, kulturelle Ähnlichkeiten zum Herkunftsland und – gerade bei schwierigen sozio-ökonomischen Anpassungsprozessen wichtig – ein leistungsfähiges Sozialsystem.

Einflußfaktor Aufenthaltsdauer

Umso länger Juden in Deutschland leben, umso mehr verändern sie auch ihre Haltungen zur deutschen Gesellschaft. Im Falle der russischsprachigen jüdischen Zuwanderer kommen Aspekte hinzu, die relativ typisch für Migrantengruppen im Allgemeinen sind, zum Beispiel auch die Frage der Sprachanwendung und der Art der Kommunikation mit der Bevölkerungsmehrheit im Aufnahmeland. Für eine Analyse im Kontext bisheriger Aufenthaltsdauer hielten wir eine Einteilung in Kategorien von „bis zu 10 Jahren“, „11 bis 15 Jahren“ und „über 16 Jahren“ für sinnvoll.

Sprachkenntnisse und –anwendung in Relation zur Aufenthaltsdauer

Wie erwartet, haben jüdische Immigranten mit einer Aufenthaltsdauer in Deutschland von 16 oder mehr Jahren die besten Deutschkenntnisse, und sie wenden diese Kenntnisse umfassend an. Umgekehrt bestätigte sich, dass unter denjenigen Immigranten, die weniger als 11 Jahre hier wohnen, die russische Sprache am intensivsten zur Anwendung kommt. Deutlich werden die Unterschiede insbesondere im Leseverhalten (Tab. 3.4.1). In der Kategorie „16 Jahre+“ lesen beispielsweise 13.3% der Befragten ausschließlich in deutscher Sprache, während es in der Kategorie „bis 10 Jahre“ nur ganze 2,9% sind. Umgekehrt lesen 65.6% aus der Kategorie „bis 10 Jahre“ nur in russischer Sprache, während dieser Prozentsatz bei der Kategorie „16 Jahre +“ auf 28.6% gesunken ist. Ähnliche Trends der Sprachnutzung in Korrelation zur zunehmenden Aufenthaltsdauer zeigen sich in der Umgangssprache mit den Kindern (Tab. 3.4.2) und bei der Kommunikation der Kinder untereinander (Tab. 3.4.3). 38.5% der Kinder aus der Kategorie „16 Jahre+“ benutzen untereinander nur Deutsch, während der korrespondierende Anteil in der Aufenthaltskategorie „bis 10 Jahre“ nur ganze 8,5% beträgt. Umgekehrt sprechen 69% der Kinder aus der letztgenannten Kategorie („bis 10 Jahre“) untereinander ausschließlich in Russisch, während die korrespondierende Zahl für die Kategorie „16 Jahre+“ nur bei 36,9% liegt. Im gleichen Kontext ergibt sich, dass 59,1% der Befragten aus der Kategorie „16 Jahre+“ ihre Deutschkenntnisse als gut oder sehr gut einschätzen, während der diesbezügliche Anteil in der Aufenthalts-Kategorie „bis 10 Jahre“ nur bei 24,3% liegt (Tab. 3.4.4).

Insgesamt läßt sich klar erkennen, dass die Deutschkenntnisse und der Gebrauch der deutschen Sprache mit zunehmender Aufenthaltsdauer der Immigranten sukzessive zunehmen, und dies in ganz verschiedenen Lebensbereichen. Dennoch bleibt die Nutzung der russischen Sprache - zumindest im Kontext sozialer Aktivitäten - selbst unter jenen bedeutsam, die vor nahezu 20 Jahren nach Deutschland gekommen sind. Mit anderen Worten: Die deutsche Sprache wird immer intensiver und erfolgreicher genutzt, wobei die russische Sprache nicht einfach „abgelegt“ wird.

Einstellungen zu Deutschland in Korrelation zur Aufenthaltsdauer

Unser Datenmaterial belegt, dass die Einstellung zur deutschen Gesellschaft sich in Korrelation mit der Aufenthaltsdauer verbessert und in der Aufenthaltskategorie „16 Jahre+“ am positivsten ausfällt. Dies zeigt sich unter anderem in der Zufriedenheit über die eigene Verankerung in der deutschen Gesellschaft (Tab. 3.4.5); aber auch in dem geäußerten Maß, wie stark man sich in Deutschland „zu Hause“ fühlt (Tab. 3.4.6). Bei einzelnen Items legt gleichwohl die Gruppe der Aufenthaltsdauer „bis 10 Jahre“ die größte Wertschätzung für die deutsche Gesellschaft an den Tag, so mit Blick auf die Zukunftsperspektiven für die eigenen Kinder, auf das dicht geknüpfte Sozialsystem und sogar auf die Haltung der Alteingesessenen gegenüber den Neuzuwanderern innerhalb lokaler jüdischer Gemeinden. Insgesamt wird deutlich, dass die Aufenthaltskategorie „16 Jahre+“ die positivste Einstellung zur Bundesrepublik entwickelt hat, basierend auf eigenen Erfahrungen, während auch Immigranten mit noch relativ kurzer Verweildauer dem Land und seinen Gegebenheiten sehr positive Merkmale abgewinnen.

Tab. 3.4. Verankerung jüdischer Immigranten in Deutschland nach Aufenthaltsdauer

3.4.1. Sprachpräferenz beim Lesen (980 ;%; Chi sq=0)			
	bis zu 10 Jahre im Land	11-15 Jahre im Land	16 Jahre „plus“ im Land
Deutsch	2.9	7.0	13.3
Russisch	65.6	46.0	28.6
Deutsch & Russisch	30.7	46.6	57.1
Andere Sprachen	0.9	0.3	1.0

Total	100.0	100.0	100.0
3.4.2. Sprachpräferenz bei der Kommunikation mit den Kindern (739 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	0.7	0.9	12.2
Russisch	93.1	86.6	62.2
Deutsch & Russisch	6.0	10.3	25.7
Andere Sprachen	0.2	2.2	0.0
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.3. Sprachpräferenz der Kinder bei Kommunikation untereinander (668 ;%; Chi sq=0)			
Deutsch	8.5	20.2	38.5
Russisch	69.0	52.2	36.9
Deutsch & Russisch	21.3	26.6	24.6
Andere Sprachen	1.3	1.0	0.0
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.4. Selbsteinschätzung der Deutschkenntnisse (955 ;%; Chi sq=0)			
Wenig	40.2	21.7	9.7
Etwas	35.4	33.6	31.2
Gut	16.2	24.7	24.7
sehr gut	8.1	20.0	34.4
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.5. Verankerung in der deutschen Gesellschaft (974 ;%; Chi sq=0)			
Nicht befriedigend	20.6	13.8	4.1
Wenig befriedigend	42.0	34.9	22.7
befriedigend	30.7	34.2	47.4
Sehr befriedigend	6.7	17.1	25.8
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.6. "Wo fühlen Sie sich mehr zu Hause?" (945 ;%; Chi sq=0)			
In Deutschland	40.2	61.0	69.2
Im Herkunftsland	14.9	6.5	4.4
In beiden Ländern gleich	31.3	20.2	17.6
In keinem der Länder	13.5	12.3	8.8
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.7. Tätig im eigenen Beruf? (943 ;%; Chi sq=0)			
Nein	44.2	50.3	44.6
Ja	7.3	15.3	33.7
Nicht berufstätig	48.5	34.4	21.7
Total	100.0	100.0	100.0
3.4.8. "Soziale Sicherheit in Deutschland spielt eine wichtige Rolle." (937 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	1.3	1.4	7.4
Wenig	2.7	2.1	5.3
wichtig	13.0	16.3	24.5
Sehr wichtig	83.0	80.2	62.8
Total	100.0	100.0	100.0

Einflußfaktor Endogame/Exogame Partnerschaften

Da eine nicht geringe Zahl der russischsprachigen Juden mit einem nichtjüdischen Ehepartner bzw. Lebensgefährten lebt, wollten wir herausfinden, ob dieser Umstand einen signifikanten Einfluß auf die Verankerung in der deutschen Gesellschaft, die Zusammensetzung sozialer Netzwerke und allgemeine Haltungen der betreffenden Personen hat. Differenzen zum übrigen Sample fanden sich – was diese Haltung zu Deutschland und die soziale Verankerung betrifft – aber eher selten. Unterschiede zu russischsprachigen Juden, die mit jüdischem Partner leben, ergaben sich noch am ehesten in der Zusammensetzung der sozialen Netzwerke und der Freundeskreise. Bei 40.5% derjenigen mit jüdischem Partner sind die meisten engeren Freunde jüdischer Herkunft, wobei diese Zahl bei denjenigen mit nicht-jüdischem Partner allerdings nur 24.8% beträgt (Tab. 3.5).

Tabelle 3.5. Endogame versus exogame Partnerschaften und ihr Einfluß auf Freundeskreise

„Enge Freunde in Deutschland sind vorrangig...“ (699; %; Chi sq=0)		
	Nichtjüdische(r) Partner(in)	Jüdische(r) Partner(in)
Jüdisch	24.8	40.5
Nicht jüdisch	1.1	1.1
Sowohl jüdisch als auch nichtjüdisch	74.0	58.4
Total	100.0	100.0

Einflußfaktor Wohnort

Deutschland gilt als attraktives Zuwanderungsland, weist aber Städte, Regionen und Bundesländer mit sehr unterschiedlichem ökonomischem, kulturellem und sozialem Profil auf. Dies wirkt sich auch auf die Migranten aus. 20 Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung existieren weiter deutliche sozio-ökonomische Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland, u.a. was individuelle Entwicklungschancen (Arbeit, Karriere, Einkommen) betrifft. Einen Sonderfall auf der deutschen Karte bildet wiederum Berlin, wo „West“ und „Ost“ direkt aufeinander treffen und die Stadt einen wichtigen geographischen Knotenpunkt gerade auch für Migranten darstellt. Als Ergebnis der Verteilungsregelung für jüdische Zuwanderer aus der früheren Sowjetunion („Königsteiner Schlüssel“) finden sich heute russischsprachige Juden (wie auch einheimische) in allen erwähnten Teilregionen. Entsprechend haben wir unser Sample in drei verschiedene Kategorien von Wohnorten unterteilt: Die Hauptstadt Berlin, Ostdeutschland (d.h., die neuen Bundesländer) und Westdeutschland (d.h., die alten Bundesländer). Erkennbare Unterschiede ergaben sich für die russischsprachigen Juden in diesen jeweiligen Wohnorten nicht nur in sozio-ökonomischer Hinsicht, sondern auch in Bezug auf soziale Beziehungen, Netzwerke und Freundeskreise. So gaben nur 20,1% der Befragten in Ostdeutschland an, dass ihre engsten Freunde vorrangig jüdischer Herkunft seien, während dieselbe Aussage von 38% der Befragten in Berlin und von 44% der Befragten in Westdeutschland getroffen wurde. (Tab. 3.6.1).

Tab. 3.6. Wohnort und Verankerung in der deutschen Gesellschaft

3.6.1. „Engste Freunde in Deutschland sind vorrangig...“ (973; %; Chi sq=0)			
	Berlin	Ostdeutschland	Westdeutschland
Jüdisch	44.0	20.1	38.0
Nicht jüdisch	2.2	1.3	1.2
Jüdisch <i>und</i> nichtjüdisch	53.7	78.6	60.8
Total	100.0	100.0	100.0
3.6.2. Sprachpräferenz der eigenen Kinder untereinander (668 ;%; Chi sq=0.04)			
Deutsch	20.7	11.3	15.0
Russisch	58.7	71.3	57.5
Deutsch & Russisch	19.6	17.3	26.1
Andere Sprachen	1.1	0.0	1.4
Total	100.0	100.0	100.0
3.6.3. Ökonomische Situation in Deutschland als positiv bewertet (918; %; Chi sq=0)			
Gar nicht	2.5	3.9	2.6
Wenig	8.3	3.0	7.4
Stark	42.5	21.6	29.8
Sehr stark	46.7	71.4	60.1
Total	100.0	100.0	100.0
3.6.4. Tätig im eigenen Beruf? (943; %; (Chi sq=0)			
Nein	57.5	32.2	49.2
Ja	15.0	10.3	12.5
Nicht berufstätig	27.6	57.5	38.3
Total	100.0	100.0	100.0

Der relativ niedrige Prozentsatz russischsprachiger Juden mit vorrangig jüdischen Freunden in Ostdeutschland dürfte zum einen daraus resultieren, dass die lokalen jüdischen Gemeinden dort sehr klein sind und ihre Infrastruktur erst entwickeln müssen. Abgesehen von einigen wenigen Orten wie Leipzig und Dresden finden sich kaum (Groß-)Städte mit größerer jüdischer Bevölkerung. Dadurch weniger mit „eigenen“, jüdischen Netzwerken verbunden, kommt es zwangsläufig zu stärkeren Kontakten mit dem nichtjüdischen Umfeld als anderswo. Für einen Teil der Immigranten mag der Kontaktaufbau mit Einheimischen in Ostdeutschland auch besser gelingen, da Russisch hier als Pflichtfach in der Schule gelernt wurde und als Kommunikationsmittel eingesetzt werden kann. Erstaunlich ist dagegen der große Prozentsatz von Immigranten-Kindern im Osten, die untereinander vorrangig in Russisch zu kommunizieren.

Doch unabhängig davon, wie soziale Verankerung, Sprachverhalten und Netzwerkstruktur in Ostdeutschland bewertet werden – es bleibt der Umstand, dass die russischsprachigen Juden hier am wenigstens am Arbeitsmarkt integriert sind (Tab. 3.6.4.). In Anbetracht dessen erscheint es fast paradox, dass gerade im Osten die Vorzüge der Ökonomie in Deutschland betont werden, etwas stärker als im Westen und deutlich mehr als bei den Befragten in Berlin (Tab. 3.6.3). Dennoch bleibt festzuhalten, dass die Befragten in sämtlichen Regionen in Deutschland die ökonomischen Bedingungen als grundsätzlich positiv einschätzten.

Einflussfaktor Gemeinde-Größe

Wie schon im Vorwort erwähnt, haben wir unser Sample in Jüdischen Gemeinden mit deutlich unterscheidbarer Größe der Mitgliederzahl (sowie ihrem Umfeld) rekrutiert. Wir unterteilten die Gemeinden in folgende Größen-Kategorien:

Große Gemeinden, deren Mitgliederzahl über 4.000 liegt. In unserem Sample waren dies Berlin (11.000 Mitglieder), Frankfurt am Main, Düsseldorf und München

Mittelgroße Gemeinden, deren Mitgliederzahl zwischen 1.000 und 4.000 liegt. In unserem Sample waren dies Bremen, Leipzig, Dortmund und Hannover.

Kleine Gemeinden mit weniger Mitgliedern als 1.000. In unserem Sample waren dies Potsdam, Rostock, Frankfurt an der Oder und Chemnitz.

Auch hier trafen wir auf das Paradox, dass befragte Personen aus großen Gemeinden etwas kritischer auf die deutsche Gesellschaft schauten (zumindest was Antisemitismus und Ökonomie betrifft, siehe Tab. 3.7.2.), während ihre Integration am Arbeitsmarkt besser entwickelt schien als in der Peripherie (Tab. 3.7.1)

Tabelle 3.7. Größe der Jüdischen Gemeinden, Arbeitsmarkintegration, Sicht auf Ökonomie

3.7.1. Tätigkeit im eigenen Beruf? (943 ;%; Chi sq=0.003)			
	Große Gemeinde	Mittelgroße Gemeinde	Kleine Gemeinde
Nein	52.3	41.7	36.9
Ja	12.1	12.5	12.3
Nicht beschäftigt	35.5	45.8	50.8
Total	100.0	100.0	100.0
3.7.2. Ökonomische Situation in Deutschland als positiv bewertet (918 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	2.1	2.8	6.3
Wenig	8.5	5.1	3.1
stark	35.7	24.1	22.7
Sehr stark	53.8	68.0	68.0
Total	100.0	100.0	100.0

Vergleich der jungen Generationen von einheimischen und zugewanderten Juden

In der bisherigen Auswertung haben wir uns vor allem darauf konzentriert, wie sich die Juden in Deutschland heute – zu 90% russischsprachige Juden – in der hiesigen Gesellschaft verankern, wie sie das Land in seinen verschiedenen Facetten betrachten, sich am Arbeitsmarkt integrieren, aber auch eigene Netzwerke gestalten. Offen ist dabei noch geblieben, an welchen Stellen sich die Haltungen der einheimischen Juden und der russischsprachigen Zuwanderer signifikant unterscheiden. Um hier ein möglichst scharfes Bild zu erhalten, haben wir uns vor allem auf die *junge* Generation in beiden Teil-Gruppen konzentriert, d.h., auf jene Befragten im Alter von 40 Jahren und darunter - im Prinzip jene Generation, von der die Zukunft organisierten jüdischen Lebens in Deutschland entscheidend abhängen wird.

Sozioökonomische Unterschiede

Ein erster wesentlicher Kontrast ist, dass sich einheimische und zugewanderte Juden in der Altersgruppe unter 40 klar bei der Einschätzung ihres Einkommens (gemessen am deutschen Durchschnitt) unterscheiden. Knapp über 50 Prozent der Zuwanderer schätzen ihr Einkommen als „unter dem Durchschnitt“ ein, während fast drei Viertel der Einheimischen sich in dieser Frage „über dem deutschen Durchschnitt“ sehen (Tab. 3.8.1). Auch in der jüngeren Generation scheint so der sozioökonomische Status der Einheimischen deutlich besser als jener der russischsprachigen Neuzuwanderer, und bei Einbeziehung der höheren Altersgruppen würden sich diese Unterschiede noch deutlich verschärfen. Der Unterschied zu den höheren Altersgruppen mag darin liegen, dass in der Generation „unter 40“ das sozio-ökonomische Gefälle noch beträchtlich ist, aber keine Polarisierung vorliegt. Es ist deutlich erkennbar, dass die jüngere Generation der russischsprachigen Juden schon jetzt eine bessere Integration am Arbeitsmarkt wie auch ein besseres Einkommen vorweist als die ältere Generation. Auf Grund von Bildungsabschlüssen, die teilweise bereits in Deutschland erworben wurden, hoher Mobilität und größerer Sprachkompetenz ist anzunehmen, dass sich die Unterschiede zu den höheren Altersgruppen der russischsprachigen Juden weiter vergrößern und die Unterschiede zur Vergleichsgruppe der Einheimischen („unter 40“) weiter verringern werden.

Unterschiede im Sprachgebrauch

Neben (noch) bestehenden Unterschieden im sozio-ökonomischen Status scheint das Sprachverhalten den zweiten großen, markanten Unterschied zwischen russischsprachigen und einheimischen Juden in der Altersgruppe „unter 40“ auszumachen (Tab. 3.8.2-4). Ähnlich wie bei den höheren Altersgruppen, treten bei Einheimischen und Zuwanderern unterschiedliche Sprachpräferenzen zutage (Russisch, Deutsch) – und besonders deutlich ist dies nach wie vor im Familien- und Privatleben. Darüber hinaus gibt es aber auch unterschiedliche Sprachpräferenzen innerhalb der jeweiligen sozialen Netzwerke, und selbst unter dem gemeinsamen Dach mancher lokaler jüdischer Gemeinden bestehen so zwei unterschiedliche „Sprach-Gemeinschaften“.

In bestimmten Lebensbereichen und -situationen wird allerdings deutlich, dass die russischsprachigen Juden im Alter „unter 40“ längst beide Sprachen gemeinsam nutzen – wie etwa bei der Lektüre von Büchern und Printmedien und beim Fernsehen – und dass sie ihr eigenes Sprachvermögen in Deutsch als relativ solide einstufen. Insofern die Nutzung von Printmedien und Fernsehen etwas über kulturelle Orientierungsmuster aussagt, kann geschlussfolgert werden, dass die jüngere Generation der russischsprachigen Juden sich der Alltagskultur der Einheimischen (Juden wie Nichtjuden) allmählich annähert – ohne dabei auf eine Beibehaltung der russischen Sprache und Kultur gänzlich zu verzichten.

Verbundenheit mit der deutschen Nation

Auch bei der recht brisanten Frage, inwiefern sich Juden in Deutschland heute „als Teil der deutschen Nation“ fühlen, stoßen wir auf deutliche Unterschiede zwischen Einheimischen und Zuwanderern in der Altersgruppe „unter 40“, wobei diese Unterschiede wiederum keine diametralen Positionen markieren. Generell fällt auf, dass Einheimische stärker dazu neigen, sich als Teil der deutschen Nation zu fühlen, als dies (bisher) bei den Zuwanderern der Fall ist. Zu vermerken ist allerdings, dass rund 50 Prozent der einheimischen Juden und rund 70 Prozent der russischsprachigen Juden sich überhaupt nicht oder nur sehr bedingt als „Teil der deutschen Nation“ sehen (Tab. 3.8.5.) Dies ist umso erstaunlicher, da ein beträchtlicher Teil aus *beiden* Gruppen das Land aus der Kindheit, Jugend oder zumindest dem jungen Erwachsenenalter kennt.

Doch unabhängig vom Grad nationaler Verbundenheit schätzen beide Befragten-Gruppen die gesellschaftliche Realität im heutigen Deutschland in vielerlei Hinsicht als positiv ein (Tab. 3.8.6-10). Es ist kein sonderlicher Enthusiasmus über die gesellschaftlichen Gegebenheiten in Deutschland, aber doch ein hoher Grad an Zufriedenheit unter den Befragten erkennbar. Gleichwohl sind kleinere Unterschiede bei der Beurteilung der deutschen Gesellschaft zwischen den beiden Teilgruppen höchst interessant. So bringen die russischsprachigen Juden den politischen Rahmenbedingungen in der Bundesrepublik eine noch höhere Wertschätzung entgegen als die Einheimischen, offensichtlich ein Ergebnis des Vergleiches mit politischen Verhältnissen in der früheren Sowjetunion, ihren Nachfolgestaaten oder auch generell in Osteuropa. Eine durchschnittlich höhere Wertschätzung kommt von Seiten der russischsprachigen Juden auch in bezug auf die ökonomischen Verhältnisse in Deutschland, auf das Sozialsystem, die Entwicklungschancen der Kinder und die generelle Lebensqualität. In all diesen Punkten dürften sie – ähnlich wie in politischen Fragen – Vergleiche zu den heutigen GUS-Staaten ziehen und auch die Erfahrungen ihrer Eltern mit der früheren Sowjetunion einbeziehen. Doch auch wenn sich die Wertschätzung der in Deutschland aufgewachsenen Juden für hiesige politische, ökonomische und soziale Verhältnisse nicht in gleicher Intensität ausdrückt, gibt es keine gravierenden Divergenzen zur Einschätzung der Immigranten, und erst recht keine Entfremdung von der deutschen Gesellschaft.

Kulturelle Konvergenzen und kritische Sichten

Dennoch war es uns wichtig, mögliche unterschiedliche Sichtweisen von Einheimischen und Zuwanderern herauszufiltern, wenn es um kritische Aspekte des Lebens in Deutschland geht (Tabelle 3.8.11). Freilich bleibt hier nochmals zu vermerken, dass für eine Mehrheit der Befragten aus *beiden* Teil-Gruppen ein Leben als Jude/Jüdin in Deutschland heute „nicht problematisch“ ist. Dies trifft für alle Altersgruppen im Sample zu, und daraus erklärt sich auch die Befürwortung in beiden Gruppen, die eigenen Kinder mögen sich die deutsche Kultur aneignen. Allerdings wird die Bedeutung der Aneignung der deutschen Kultur (durch die Kinder) von den russischsprachigen Juden viel höher eingestuft als von den Einheimischen – denkbar, weil erstere sich im allgemeinen noch nicht sicher in der deutschen Kultur bewegen. Unser Datenmaterial zeigt aber auch, dass die jüngere Generation der russischsprachigen Juden einer intensiven Aneignung der deutschen Kultur bereits weniger Bedeutung beimisst, offensichtlich, weil die Befragten mit dieser Kultur (und Sprache) schon besser vertraut sind als die älteren. Damit gibt es in der Altersgruppe „unter 40“ auch in dieser Hinsicht eine allmähliche Annäherung, ebenso wie bei der graduell geringeren Begeisterung für Politik, Ökonomie und Soziales im Land. In Einzelaspekten schätzen die Zuwanderer „unter 40“ das Leben in Deutschland dennoch kritischer ein als ihre einheimischen Altersgenossen – so in Bezug auf die Beschäftigungssituation (v.a. bezüglich berufsadäquater

Tätigkeit), sozialer Barrieren von Seiten nichtjüdischer Deutscher, in Bezug auf die Präsenz der Vergangenheit (Shoah) und auf gegenwärtigen Antisemitismus im Land.

Tabelle 3.8. Russischsprachige u. einheimische Juden der jüngeren Generation (unter 40)

	Russische Juden	Einheimische Juden	p-value
3.8.1. Selbsteinschätzung des Einkommens im Vgl. zum Landesdurchschnitt (%)			
	(n=189)	(n=111)	
Unter dem deutschen Durchschnitt	51.9	27.0	0.00
Deutscher Durchschnitt und darüber	48.1	73.0	0.00
Total	100.0	100.0	
3.8.2. Sprachpräferenz bei der Kommunikation mit (Ehe-)Partner(in) (%)			
	(n=135)	(n=65)	
Deutsch	14.1	60.0	0.00
Russisch	69.6	4.6	0.00
Deutsch & Russisch	13.3	26.2	0.09
Andere Sprachen	3.0	9.2	0.22
Total	100.0	100.0	
3.8.3. Sprachpräferenz beim Lesen von Büchern und Periodica (%)			
	(n=197)	(n=151)	
Deutsch	14.7	86.1	0.00
Russisch	28.4	0.7	0.00
Deutsch & Russisch	54.8	9.3	0.00
Andere Sprachen	2.0	4.0	0.45
Total	100.0	100.0	
3.8.4. Sprachpräferenz beim Fernsehen (%)			
	n=189)	(n=147)	
Deutsch	42.3	82.3	0.00
Russisch	17.5	0.0	0.00
Deutsch & Russisch	38.6	10.9	0.00
Andere Sprachen	1.6	6.8	0.06
Total	100.0	100.0	
3.8.5. "Fühlen Sie sich als Teil der deutschen Nation?" (%)			
	(n=196)	(n=151)	
Gar nicht	45.4	16.6	0.00
Wenig	25.5	33.1	0.24
Stark	24.0	39.7	0.01
Sehr stark	5.1	10.6	0.14
Total	100.0	100.0	
3.8.6. Besondere Wertschätzung für die politischen Rahmenbedingungen in Deutschland (%)			
	(n=193)	(n=150)	p-value
Gar nicht	5.2	7.3	0.58
Wenig	19.2	40.7	0.00
Stark	36.8	39.3	0.71
Sehr stark	38.9	12.7	0.00
Total	100.0	100.0	
3.8.7. Ökonomische Situation in Deutschland als besonders positiv bewertet (%)			
	(n=189)	(n=147)	
Gar nicht	3.7	6.8	0.37
Wenig	10.6	42.9	0.00
Stark	31.7	36.1	0.56
Sehr stark	54.0	14.3	0.00
Total	100.0	100.0	

3.8.8. Positive Zukunftsperspektiven der Kinder in Deutschland (%)			
	(n=104)	(n=59)	
Gar nicht	1.9	6.8	0.31
Wenig	5.8	30.5	0.00
Stark	21.2	40.7	0.03
Sehr stark	71.2	22.0	0.00
Total	100.0	100.0	
3.8.9. Soziale Sicherheit/soziales System in Deutschland als besonders positiver Aspekt (%)			
	(n=192)	(n=147)	
Gar nicht	1.0	2.0	0.61
Wenig	5.2	15.6	0.01
Stark	22.9	50.3	0.00
Sehr stark	70.8	32.0	0.00
Total	100.0	100.0	
3.8.10. Allgemeine Lebensqualität in Deutschland als besonders positiver Aspekt (%)			
	(n=192)	(n=148)	
Gar nicht	1.6	0.7	0.58
Wenig	2.1	12.2	0.00
Stark	20.3	48.0	0.00
Sehr stark	76.0	39.2	0.00
Total	100.0	100.0	
3.8.11. Geringe Chance auf passenden Job als Negativfaktor in Deutschland (%)			
	(n=185)	(n=144)	
Gar nicht	16.2	66.7	0.00
Wenig	15.7	21.5	0.33
Stark	27.6	9.7	0.00
Sehr stark	40.5	2.1	0.00
Total	100.0	100.0	

Schlußfolgerungen

Sowohl die Ergebnisse der Umfrage wie auch unsere Interviews mit führenden jüdischen Repräsentanten zeigen die ganze Komplexität des Verhältnisses zwischen Juden und Nichtjuden im heutigen Deutschland. Eine offiziell sehr positive Haltung des deutschen Staates und der Politik ist verbunden mit dem Schatten der Vergangenheit und der häufig formulierten Verantwortung, das Verhältnis zu Juden und Judentum neu zu gestalten. Bestimmte Unsicherheiten bestehen auf beiden Seiten weiter, und diese Unsicherheiten nehmen teilweise zu, wenn es nicht nur um jüdisches Leben in Deutschland heute, sondern auch um Israel und den Nahostkonflikt geht - was wiederum auch das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in anderen Ländern der Diaspora stark beschäftigt.

Zu den Besonderheiten in Deutschland gehört aber nicht nur der Schatten der Shoah, sondern auch ein Judentum, das sich in den letzten 20 Jahren in vielerlei Hinsicht verändert und neu formiert hat. Juden in Deutschland verändern ihre organisatorischen Strukturen, ihre Haltungen gegenüber der nichtjüdischen Umwelt, aber auch ihr Selbstverständnis und ihre Einstellungen zur übrigen jüdischen Welt. Insofern erfaßt die vorliegende Studie einen dynamischen Prozess, der enorme Chancen, aber auch große Risiken für die jüdische Zukunft in Deutschland birgt.

In genau diesem Kontext richten wir unser Augenmerk auf die jüdischen Haltungen selbst und betrachten deren Zukunftsvorstellungen in beide Richtungen: in Bezug auf die eigene, jüdische Gemeinschaft wie auch in Bezug auf gesellschaftliche Partizipation.

Das vorliegende Datenmaterial belegt den Charakter der Veränderungen im Judentum in Deutschland heute und den wachsenden Pluralismus in Bezug auf Religiosität, Kultur und auch Säkularität. Es besteht kein Zweifel, dass sich die große Mehrheit der Juden in Deutschland heute als *nicht* religiös betrachtet. Wir haben es außerdem mit einer jüdischen Bevölkerung zu tun, in der Mischehen bzw. exogame Partnerschaften keineswegs außergewöhnlich sind. Die Mehrheit der Juden in Deutschland lebt – wie an den meisten anderen Plätzen auch – in großen Städten. Eher ungewohnt ist, dass nicht weniger als ein Drittel der jüdischen Bevölkerung arbeitslos ist und viele der Betroffenen abhängig von Sozialhilfe sind. Russisch ist die in vielen Orten (und sogar Jüdischen Gemeinden) dominierende Sprache, aber Spracherwerb und Nutzung der deutschen Sprache nehmen auch unter den jüdischen Immigranten sukzessive zu. Trotz der Probleme am Arbeitsmarkt und der teilweise (noch) vorhandenen sprachlichen und kulturellen Barrieren von Seiten der nichtjüdischen Gesellschaft besteht nicht die Gefahr der Marginalisierung und Isolierung. Freundschaften werden geschlossen und Netzwerke geknüpft, die teils weit in die deutsche Gesellschaft hineinreichen.

Die meisten der von uns befragten Personen besitzen Freunde sowohl in der jüdischen wie auch in der nichtjüdischen Bevölkerung, während für ein Drittel der Befragten die engsten Freunde ausschließlich Juden sind. Mehr als die Hälfte unserer Befragten erklärte, dass ihre engsten Freunde russischsprachig seien. Eine leichte Mehrheit der Befragten beschreibt ihre Verankerung in der deutschen Gesellschaft als zufrieden stellend oder sehr zufriedenstellend, und eine noch deutlich größere Mehrheit erklärt, dass ein Leben als Jude/Jüdin in Deutschland heute nicht (mehr) problematisch sei. Eine Mehrheit der Befragten legt Wert darauf, dass sich ihre Kinder nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch die deutsche Kultur aneignen. Russisch-jüdische Befragte, die nach dem achten Lebensjahr nach Deutschland emigriert sind, fühlen sich in ihrer Mehrheit mehr in Deutschland zu Hause als in ihrem Herkunftsland.

Die heutige gesellschaftliche Realität in Deutschland wird von den meisten unserer Befragten positiv beurteilt, und dies betrifft insbesondere deren Wertschätzung für die politischen Rahmenbedingungen, die ökonomischen Bedingungen, die Entwicklungschancen für die eigenen Kinder, das Sozialsystem und die allgemeine Lebensqualität – selbst dann, wenn die Befragten sich noch in schwierigen sozialen und ökonomischen Situationen befinden.

Wenn wir ausschließlich das Sample der russischsprachigen jüdischen Immigranten betrachten, stoßen wir auf knapp 50 Prozent, die ihre Integration in die deutsche Gesellschaft als zufrieden stellend oder sehr zufrieden stellend betrachten. Dies zeigt einen Trend an, sich funktional mehr oder weniger erfolgreich in die neue Umgebung zu integrieren – und dabei neue Netzwerke zu erschließen -, wobei häufig ein enger Kontakt zu russischsprachigen Netzwerken erhalten bleibt. Dennoch sind die meisten sozialen Netzwerke, in denen sich die Befragten befinden, heterogen und bestehen keineswegs ausschließlich aus russischsprachig-jüdischen/jüdischen Freunden. Die Netzwerke schließen im Allgemeinen mehr Nichtjuden ein, wenn auch der Partner nichtjüdischer Herkunft ist.

Die Situation gestaltet sich regional dennoch oft sehr unterschiedlich, und dies betrifft sowohl allgemeine Belange der sozialen, ökonomischen wie kulturellen Partizipation, als auch die Entwicklung der jüdischen Gemeinden vor Ort. Im Allgemeinen haben die jüdischen Gemeinden in Ostdeutschland den schwersten Stand, angefangen von peripherer Lage, Personalmangel, niedriger Mitgliederzahl bis hin zu fehlender Infrastruktur. Zuwanderer und Gemeindemitglieder im Osten neigen eher dazu, (weiterhin) Russisch zu sprechen, was möglicherweise aus der höheren Arbeitslosigkeit resultiert. Offensichtlich ist damit auch die Abhängigkeit von (nichtjüdischen) Umgebungsstrukturen größer.

Aber auch die befragten Juden in Ostdeutschland teilten die überwiegend positive Beurteilung der heutigen gesellschaftlichen Realität in Deutschland, wie oben beschrieben. Dies hinderte unsere Befragten allerdings nicht daran, auch unangenehme Aspekte des Lebens in Deutschland zu benennen, so die stockende Arbeitsmarktintegration vor allem für die erste Generation der russischsprachigen jüdischen Immigranten in der Bundesrepublik, aber auch (deutschlandweite) allgemeine Erscheinungen von Antisemitismus oder individuelle Erfahrungen mit Antisemitismus. Überraschenderweise war die Kritik an bestimmten Missständen in der deutschen Gesellschaft aber dort besonders hoch, wo die Befragten in metropolitanen Städten wie Berlin zu Hause waren.

Um unseren Blick auf die heutige jüdische Bevölkerung in Deutschland zu schärfen, richteten wir das Augenmerk besonders auf die jüngere Generation (Altersgruppe „unter 40“) in beiden Teil- Samples – die einheimischen (in Deutschland aufgewachsenen) Juden wie auch die russischsprachigen jüdischen Zuwanderer. Dabei zeigte sich, dass Einheimische und Zuwanderer in „ihren 20ern und 30ern“ sich an einigen Stellen (noch) deutlich voneinander unterscheiden, insbesondere beim gegenwärtigen Einkommen wie auch bei den Sprachpräferenzen im privaten Umfeld. Dennoch zeigen die russischsprachigen Juden „unter 40“ – verglichen mit den höheren Altersgruppen der Immigranten – eine deutlich stärkere Öffnung hin zur einheimischen Gesellschaft, was was sich u.a. an einer allmählichen Annäherung an Sprache und Kultur des Aufnahmelandes zeigt.

Für eine allmähliche Konvergenz von einheimischen und russischsprachigen Juden speziell in der Altersgruppe „unter 40“ finden sich zahlreiche Belege, umgekehrt aber auch Argumente (u.a. auch aus den Experten-Interviews), dass auch bei den jüngeren Altersgruppen zwei unterschiedliche Formen von Judentum in Deutschland nebeneinander existieren könnten. Unsere eigenen Schlussfolgerungen sind allerdings, dass sich die festgestellte Konvergenz-Tendenz in der jüngeren Generation fortsetzen wird und sich dabei langfristig eine jüdische Gemeinschaft herauskristallisiert, die sich mehr über Gemeinsamkeiten als über sprachliche und kulturelle Unterschiede definiert. Diese jüdische Gemeinschaft wird vermutlich gut in die deutsche Gesellschaft integriert sein und sich relativ stark mit dem Land identifizieren, sie wird aber auch Wert darauf legen, sich als religiöse und ethnische Minderheit zu behaupten. Sowohl die Daten aus der Umfrage als auch die Aussagen aus den Experten-Interviews zeigen an, dass Tendenzen der Assimilation in die deutsche Gesellschaft oder gar ein „Verschwinden in der (deutschen) Masse“ – so wie es vor 1933 denkbar gewesen wäre – sehr unwahrscheinlich ist. Viel wahrscheinlicher sind Trends der Eingliederung und Verankerung in die nichtjüdische Umgebung, bei der sowohl die Art des gelebten Judentums wie auch die Art der Interaktion mit der nichtjüdischen Bevölkerung von Region zu Region differieren kann und vieles von Alter, Herkunftsland, Aufenthaltsdauer in Deutschland, Religiosität und anderen Variablen abhängt.

Fernerhin zeigt die Analyse, dass das gegenwärtige Judentum in Deutschland durchaus einen multikulturellen Charakter besitzt, wo gegenseitige Achtung für kulturelle Unterschiede mit einer gewissen Distanz einhergeht, wobei viele russischsprachige Juden den festen Willen zeigen, Herkunftskultur und –sprache zu behaupten. Dies sind freilich Konstellationen und Herausforderungen, die die Gemeinden selbst bewältigen müssen, während der deutsche Staat und die Politik offensichtlich bemüht sind – implizit oder explizit – eine stabile Zukunft und Fortentwicklung der jüdischen Gemeinden im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu unterstützen und auch kulturelle Vielfalt willkommen heißen. Mit zunehmender Aufenthaltsdauer, jüngerem Lebensalter und hiesiger Ausbildung geht eine fortschreitende Verankerung in der deutschen Gesellschaft einher, die auf individueller Zufriedenheit mit dem Leben in Deutschland, einer wachsenden Vertrautheit mit der Umgebung und einer Wertschätzung für die gesellschaftlichen

Realitäten (Zukunftsperspektiven der Kinder, politische und ökonomische Stabilität, Sozialsystem) beruht. Trotzdem scheinen die Begrifflichkeiten „Assimilation“ oder „Integration“ für diesen Prozeß weniger zu passen, eher lässt sich von einem Trend der „Insertion“ („Einfügung“) sprechen, bei dem die kulturelle Selbstbehauptung in umfassender Weise gewahrt bleibt. Gleichwohl scheint die Verankerung in der deutschen Gesellschaft - unabhängig von Schwierigkeiten der Eingewöhnung in die neue Umgebung und der bleibenden traumatischen Erinnerung an die Shoah – eine grundsätzlich stabile zu sein.

All diese Faktoren legen nahe, dass – wie schon in Kapitel 1 angenommen – die Juden in Deutschland heute dem Modell einer Transnationalen Diaspora mit den damit verbundenen, multikulturellen Mustern ihrer Träger- und Teilgruppen nahe kommen. Auf der anderen Seite macht die Auswertung unserer Daten aber auch deutlich, dass die jüdische Bevölkerung in Deutschland, die nur zu einem geringen Teil von (ultra-)orthodoxen, dagegen vorrangig von liberalen, traditionellen und säkularen Juden gebildet wird, mehr oder weniger deutlich zum ethnokulturellen Cluster des heutigen Judentums tendiert. Die Grenzen und Ränder der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland sind heute eher flexibel und durchlässig, was seinen Ausdruck beispielsweise in einer hohen Zahl von Personen findet, die aus nicht-homogenen jüdischen Familien stammen und/oder in Partnerschaft mit einem Nichtjuden/einer Nichtjüdin leben. Wir sehen aber auch, dass die relative Offenheit der kollektiven Grenzen und Ränder der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland keine unüberbrückbaren Gegensätze zwischen den einzelnen Teilgruppen erzeugt und sie auch nicht – zumindest nicht zum jetzigen Zeitpunkt – in verschiedene Communities aufsplittet. Diese Hypothese bedarf gleichwohl der Bestätigung aus der „Innenperspektive“ der jüdischen Gemeinschaft selbst, und genau diesem Aspekt folgen wir im folgenden Kapitel.

Kapitel 4. Innere Dynamiken der jüdischen Gemeinschaft

Die jüdische Gemeinschaft aus der Sicht führender Repräsentanten

Bei unseren Interviews mit führenden Repräsentanten der jüdischen Gemeinden und Organisationen kristallisierte sich heraus, dass das Judentum im heutigen Deutschland vor drei besonderen Herausforderungen steht: Zum einen die Zusammenarbeit zwischen einheimischen, deutschsprachigen Juden und zugewanderten, russischsprachigen Juden zu verbessern; zum zweiten die jüdische Jugend viel stärker als bisher in die Gemeindearbeit einzubeziehen; und schließlich einen geeigneten Zugang zur großen Gruppe der nicht-halachischen Juden in Deutschland zu finden. Inwiefern Einheimische und Immigranten in den jüdischen Gemeinden gemeinsame Grundlagen gefunden haben oder nicht, darüber gehen die Meinungen auch unter führenden Repräsentanten des heutigen Judentums noch deutlich auseinander, und wir fanden drei unterschiedliche Sichtweisen:

- (1) dass Spannungen und Konflikte im wesentlichen Vergangenheit seien
- (2) dass Probleme noch vorhanden seien, aber sich die Situation radikal verbessert habe
- (3) dass das schwierige Verhältnis zwischen Einheimischen und Zuwanderern weiterbestehe

Die erste und damit optimistischste Sichtweise präsentierte Charlotte Knobloch, Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland, indem sie formulierte:

Das Verhältnis zwischen russisch- und deutschsprachigen jüdischen Menschen kann durchweg als positiv bewertet werden. Es hat in den vergangenen Jahren eine Annäherung gegeben, auch durch Begegnungen in den Gemeinden oder durch ehrenamtliche Projekte, an denen sich russisch- und deutschsprachige Gemeindeglieder beteiligen. Das Beherrschen der deutschen Sprache erleichtert zudem das gegenseitige Kennen lernen und die Vertiefung der Begegnungen.

Andere Interviewpartner verwiesen auf noch bestehende Probleme zwischen beiden Gruppen, betonten aber, dass sich das Verhältnis zwischen „Deutschen“ und „Russen“ während der letzten Jahre an vielen Stellen enorm verbessert habe. Diese zweite der Sichtweisen vertrat unter anderen Evgueni Berkovitch (Hannover), der Initiator des russischsprachigen Webportals „Zametki po evreyskoy istorii“ („Notizen zur jüdischen Geschichte“):

Am Anfang gab es große Schwierigkeiten und Differenzen. Aber mit jedem neuen Jahr werden diese Schwierigkeiten kleiner. Die Gegensätze sind weniger scharf, und das Klima ist ausgewogener. Jetzt treten vor allem die jüngeren auf den Plan, und hier gibt es keine Probleme mit der Kommunikation auf Deutsch. Deshalb, denke ich, sind, die größten Gräben überwunden, oder sie werden es bald sein.

Zur einer ähnlichen Einschätzung kommt die Berliner Rabbinerin Gesa Ederberg:

Es gibt Spannungen in manchen Gemeinden, besonders dann, wenn die Einheimischen – viele selbst Immigranten aus früheren Zeiten -, sich von den Neuzuwanderern an den Rand gedrängt fühlen. Aber mein genereller Eindruck ist, dass sich während der letzten Jahre im gegenseitigen Verständnis viel verbessert hat (...). In der jüngeren Generation werden sich die Grenzen an vielen Stellen auflösen. Schon jetzt erleben wir viele Hochzeiten zwischen deutschsprachigen Juden, die seit langem hier leben, und solchen, die mit ihren Familien aus der früheren Sowjetunion gekommen sind. Auch in den jüdischen Schulen vermischen sich die Gruppen. Ich denke, dass das Problem interkultureller Spannungen sich in den nächsten 20 Jahren erledigen wird.“

Eine Mehrheit unserer Interviewpartner sah indes vielfältige, weiter bestehende Probleme im Verhältnis zwischen Einheimischen und Zuwanderern, oder sie konstatierten ein stärkeres Nebeneinander als Miteinander. So meinte Toby Axelrod (Berlin):

Vorurteile auf beiden Seiten sind noch nicht überwunden. Es gibt noch ein großes Defizit an Kommunikation zwischen beiden Gruppen, und ich habe den Eindruck, dass nach wie vor auch falsche Erwartungshaltungen auf beiden Seiten existieren. Für manche ist auch die Sprachbarriere noch nicht überwunden.

Dmitri Belkin (Frankfurt am Main) betont, dass die Distanz zwischen beiden Gruppen auch in der zweiten Generation spürbar sei. Benjamin Bloch, Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST), sieht bei allen Fortschritten in der gemeinsamen Gemeindefarbeit noch Defizite bei den Immigranten, sich in die organisatorischen Abläufe einzugewöhnen:

Viele Leute aus der früheren Sowjetunion haben noch keine richtige Vorstellung von der Gemeinde als solcher, und sie müssen sich erst daran gewöhnen (...) Es nimmt viel Zeit in Anspruch, zu lernen, nach welchen Prinzipien und Mustern die Gemeindefarbeit hier [in Deutschland] abläuft.

Christian Böhme (Berlin) sieht eine der Ursachen für fortbestehende Missverständnisse in der vorherigen Entfremdung der sowjetischen Juden von Religion und Tradition, aber auch in den unterschiedlichen Vorstellungen von jüdischer Gedenkkultur:

Es ist sehr schwierig, die russischen Juden als Mitglieder in den jüdischen Gemeinden zu gewinnen, und dafür gibt es ganz verschiedene Gründe. Sie sind hierher gekommen als jüdische Kontingentflüchtlinge, aber die meisten von ihnen sind wenig vertraut mit der eigenen Jüdischkeit. Wie sollten sich da enge Verbindungen zwischen ihnen und den Einheimischen, die ihre Jüdischkeit kultivieren, ergeben? Hinzu kommen die vielfältigen mentalen Unterschiede, und das wiederum manifestiert sich an säkularen Gedenktagen. Der 9. November ist verbunden mit der Pogromnacht (...) und natürlich ist das ein Tag für intensives Gedenken. Zumindest ist er das für die einheimischen Juden, während die russischsprachigen Juden dem weniger Bedeutung beimessen. Sie feiern dafür den 8. und 9. Mai, das Datum, an dem ihre Vorfahren am militärischen Sieg über Nazideutschland beteiligt waren. Daran erkennt man tiefe mentale Unterschiede, die sich natürlich auch aus unterschiedlichen historischen Erfahrungen speisen, und das kommt dann wieder und wieder hoch.

Böhme sieht auch im rapide veränderten Zahlenverhältnis zwischen ansässigen und zugewanderten Juden einen Umstand, der das Verhältnis zwischen beiden Gruppen ein Stück komplizierter gemacht hat:

[In den jüdischen Gemeinden gibt es] eine verhältnismäßig große Gruppe, die Russischsprachigen, die auf eine kleine Minderheit [von Einheimischen] treffen, und das ist natürlich etwas anderes als beispielsweise die Integration von drei Millionen Muslimen oder deutschen Spätaussiedlern durch eine deutsche Bevölkerung von 80 Millionen. (...) 20.000 einheimische Juden haben plötzlich 200.000 Neuzuwanderer zu integrieren, und das kann immense Spannungen im alltäglichen Leben der Jüdischen Gemeinden erzeugen (...) Das wird sich wohl erst ausbalancieren, wenn hier die zweite Generation von Immigranten herangewachsen ist. Ich denke, in 10 Jahren werden wir hier ein deutlich anderes, verändertes Judentum im Gegensatz zum heutigen erleben. Es wird ein anderes Gesicht haben.

Mikhail Goldberg (Berlin) nimmt ebenfalls auf die völlig verschobenen numerischen Relationen zwischen Einheimischen und Zuwanderern Bezug und zieht in Zweifel, ob man in so einem Kontext überhaupt von "Integration" sprechen könne:

Was mich bei der ganzen Diskussion über Integration und darüber, was die Bundesregierung als Integration versteht, irritiert, ist das scheinbar niemand eine klare Vorstellung hat, was man eigentlich meint. Wie kann man eine Mehrheit von 90 Prozent in eine Minderheit von 10 Prozent integrieren?

Rabbiner Walter Homolka, Direktor des Abraham Geiger Kollegs Potsdam, sieht kulturelle und mentale Differenzen auch zwei Jahrzehnte nach Beginn der russisch-jüdischen Zuwanderung noch nachwirken, und er erlebt dies auch unter Studierenden:

Unsere [osteuropäischen] Studenten, sagen beispielsweise nie: ‘Weisst Du, ich habe dieses oder jenes [persönliche] Problem.’ Sie erwecken immer einen positiven Eindruck, und so ist es oft schwierig, herauszufinden, ob es ihnen gut geht oder nicht. Probleme werden seltener nach außen gebracht, und damit haben wir in der Tat mentale Unterschiede.

Ein weiteres Problem sieht Homolka darin, dass manche der russischsprachigen Juden es „unbehaglich [finden], wenn sie plötzlich aktive Rollen und Verantwortung übernehmen sollen“. Lala Süsskind (Berlin) sieht die mentalen Unterschiede zwischen deutschsprachigen und russischsprachigen Juden eher auf die erste Generation beschränkt:

Die älteren Generationen haben kaum Gemeinsamkeiten, schon allein wegen der Sprachbarrieren (...) Ältere Menschen auf beiden Seiten neigen verständlicherweise dazu, in familiären Netzwerken und in der ihnen vertrauten Kultur zu verbleiben.

Im Unterschied zu anderen sieht Süsskind die wenigen Gemeinsamkeiten in älteren Teil-Gruppen “nicht als große Tragödie (...) In der mittleren und jüngeren Generation hoffen wir natürlich auf viel mehr Interaktion und Austausch.“ Heinz-Joachim Aris, der Landesvorsitzende der Jüdischen Gemeinden in Sachsen, geht mit dieser Sichtweise konform: “Ich bin immer davon ausgegangen, dass wir mit der ersten Generation der Immigranten eine großartige quantitative Verbesserung für die Gemeinden erreichen, und mit der zweiten eine deutliche qualitative Verbesserung.“

Der Frankfurter Professor Micha Brumlik konstatiert, dass ältere, einheimische Juden in manchen Orten eine Marginalisierung oder Isolierung erlebt haben, ist langfristig aber optimistisch:

In einigen kleineren Jüdischen Gemeinden gibt es ältere, deutschsprachige Mitglieder, die sich nach dem großen russischsprachigen Zuzug ein Stück entfremdet fühlen. Ich denke aber, diese Probleme werden sich langfristig auch in den kleineren Gemeinden lösen lassen, so wie dies in großen Gemeinden wie Berlin, Frankfurt, München und Köln gelungen ist.“

Christian Böhme (Berlin) verweist auf einen neuen Trend, demzufolge sich die russischsprachige Mehrheit in den lokalen Jüdischen Gemeinden allmählich auch in den Leitungsgremien etablieren wird, so wie mittlerweile in den Gemeinden von Kassel und Erfurt:

Der Wechsel kommt in kleinen Schritten, aber er kommt. Ich denke, der politische und demographische Druck [von seiten der Zuwanderer] wird sich in den nächsten Jahren deutlich verstärken, und daran kommt auch das deutschsprachige Establishment vorbei. Die russischsprachigen Juden wollen die Leitung mitgestalten, und entweder tun die Etablierten etwas dafür, selbst integriert zu bleiben, oder die Neuen übernehmen komplett.

Für viele unserer Interviewpartner sind gravierende Veränderungen in den Jüdischen Gemeinden – einschließlich der Leitungsgremien – nur eine Frage der Zeit, und durchweg ist man sich bewußt, dass enorm viel von der zweiten Generation der Einheimischen und der Zuwanderer abhängt. Als ein wesentliches Problem wird diskutiert, ob die jüdische Jugend (aus sämtlichen Teilgruppen) von den jüdischen Gemeinden und Organisationen überhaupt Notiz nimmt. Selbst führende Repräsentanten drücken diesbezüglich ihre Sorgen aus. Benjamin Bloch konstatiert als “Hauptproblem, dass die Gruppe der 18-30jährigen von den Gemeinden kaum erreicht wird.“ Blochs Eindruck ist, dass das Problem in Deutschland viel stärker ausgeprägt sei als in anderen westeuropäischen Ländern, auch und gerade unter Studenten:

In Frankreich, England oder Belgien scheinen die [jüdischen] Studentenbewegungen viel aktiver zu sein als hierzulande (...). In manchen größeren deutschen Städten haben wir Tausende jüdische Studenten, aber daran gemessen, was sein könnte, existiert kaum aktives jüdisches Studentenleben.

Christian Böhme (Berlin) sieht eine der größten Schwierigkeiten heute darin, junge Erwachsene und ihre Familien für die Gemeinden und für andere jüdische Projekte zu begeistern:

Viele jüngere Juden zwischen 30 und 35 Jahren beginnen einen neuen Lebensabschnitt, gründen Familien, bekommen Kinder und sind intensiv dabei, ihre berufliche Karriere aufzubauen. Wie zu hören, verlassen aber gerade in dieser Lebensphase viele die Gemeinden. Sie mögen dort Programme für Kinder und Jugendliche besucht haben, die Jugendzentren erlebt haben, aber dann gibt es irgendwann die privaten Veränderungen, und zugleich kommt es dann oft zu einer Ablösung von den Gemeinden.

Der Berliner Publizist Sergey Lagodinsky sieht die Schwierigkeiten weniger bei der Zielgruppe, sondern in der (momentanen) Qualität der Angebote, wenn er feststellt: „Das Problem sind nicht die [jungen] Menschen, sondern die Wege und Strategien, sie zu begeistern und mit ihnen zu arbeiten. Es fehlt ein attraktives Image der Gemeinden.“ Der junge Frankfurter Politikwissenschaftler und Unternehmer Jewgenij Singer schätzt seinerseits ein, dass

die Gemeinden es versäumt [haben], die Leute von frühester Kindheit oder wenigstens vom Tag ihrer Ankunft in Deutschland an umfassend in das jüdische Gemeindeleben einzubinden. Nun ist das Problem akut, die jungen Leute im Alter zwischen 20 und 35 Jahren [doch noch] in das jüdische Gemeindeleben integrieren zu können.

Rabbiner Walter Homolka sieht hier ebenfalls die Zeit davonlaufen:

Wir sind schon sehr spät dran, um der nächsten Generation noch substantiell gute Programme anzubieten, über die sie letztendlich doch inspiriert werden und sich zum Engagement in den Gemeinden entscheiden. Nicht nur aus sozialen und pragmatischen Gründen heraus, sondern auch aus religiösen und pädagogischen.

Singer, Homolka und weitere Interviewpartner schätzten ein, dass noch „kein Mechanismus in den jüdischen Gemeinden“ gefunden sei, um erfolgreich „das Interesse der jüngeren Generation zu gewinnen.“

Als zweites großes Problem diskutierten unsere Gesprächspartner den Umgang der Gemeinden mit nicht-halachischen Juden. Einige kritisierten die ihrer Sicht nach eher kompromisslose Haltung der Gemeinden dieser Gruppe gegenüber, wodurch sich u.a. ungünstige Folgewirkungen für die Kinder aus gemischten Ehen ergeben könnten. So meinte Evgueni Berkovitch (Hannover):

Stell dir vor, du bist ein früherer Sowjetbürger mit dem Namen Goldfarb. Du hast dein ganzes Leben in Rußland verbracht und wurdest von jedem als Jude oder Jüdin betrachtet. Aber hier wirst du überhaupt nicht mehr als Jude akzeptiert, weil deine Mutter nicht jüdisch ist, eben nur dein Vater (...). Das ist für viele Immigranten kränkend und schwer nachvollziehbar.

Berkovitch befürchtet, dass „ein Jude wie Goldfarb“ durch solcherart ablehnende Haltungen den Kontakt zum Judentum bald komplett verliere:

Goldfarbs Kinder könnten jüdisch heiraten, und dann könnten auch die Enkel ein jüdisches Leben führen. Aber wenn eine Linie zwischen ihm und der Gemeinde gezogen wird, mit der Bemerkung: ‚Du bist nicht jüdisch‘, dann ist die nächste Generation auch verloren. Ich halte es deshalb für einen großen Fehler, dass man diese Leute von Anfang an auf Distanz hält.

Hermann Simon, Direktor des Centrum Judaicum in Berlin, sieht eine dringliche Notwendigkeit, die Kinder nicht-halachischer Juden in die laufenden Programme der jüdischen Gemeinden und Organisationen mit einzubeziehen:

Spätestens in der zweiten Generation [der Immigranten] wird es notwendig sein, dass die Gemeinden sich auch für Kinder mit nichtjüdischer Mutter, aber anderen jüdischen Vorfahren, öffnen. Ich denke, dass hier ein sehr großes Potential liegt, und ich weiß dass es eine ganze Reihe von Leuten gibt, die zu den Gemeinden kommen wollen, die aber nicht akzeptiert werden. Das ist für mich absolut unverständlich.

Im gleichen Kontext fragt sich Micha Brumlik (Frankfurt), ob die liberalen jüdischen Gemeinden in Europa nicht debattieren sollten,

das amerikanische {Reform-}Modell [zu übernehmen], bei dem man nicht zwangsläufig das Kind einer jüdischen Mutter sein muss, sondern auch die Abstammung von einem jüdischen Vater genügt, um als jüdisches Gemeindemitglied anerkannt zu werden.

Ergänzend gibt der Frankfurter Professor allerdings zu bedenken:

Auch die amerikanischen [Reform-]Gemeinden erwarten, dass ein jüdischer Vater sein Kind in der jüdischen Tradition großgezogen hat. Das war offenbar in vielen jüdischen Familien in der Sowjetunion nicht der Fall.

Einige unserer Interviewpartner betrachten dagegen auch langfristig den religiösen Übertritt (Giur) als die einzige Alternative für nicht-halachische Juden, und lassen im gleichen Atemzug eine klare Präferenz für das orthodoxe Judentum erkennen. So meint Jewgenij Singer (Frankfurt):

Untersuchungen in Amerika belegen, dass Gemeinden und Strömungen, die – ich würde sagen – zu liberal agieren – starke Verluste durch Assimilation hinnehmen (...) Wir können gemeinsame Veranstaltungen bestreiten, gemeinsame Unternehmungen gestalten, aber die halachischen Grundsätze sollten nicht in Frage gestellt werden.

Als eine ganz andere Ursache dafür, dass manche Synagogen heutzutage schlecht besucht seien, führten einige Repräsentanten introvertierte und eher kühle Haltungen der etablierten Gemeindemitglieder an. So schätzte Rabbinerin Gesa Ederberg (Berlin) ein,

die Gemeinden [sind] häufig selbstzufrieden und nicht einladend genug. Neuzuwanderer und Neumitglieder (...) klagen oft, sie kämen zu einer Synagoge und bekämen nicht mal ein 'Shabbat Shalom' zu hören, und dann kommen sie nie wieder.

Rabbiner Yehuda Teichtal (Berlin) geht seinerseits davon aus, dass formaler Respekt den „Neuen“ gegenüber zu wenig sei, um Gemeinde zu bauen:

Die Herausforderung ist es nicht, den Leuten zu sagen: ‚Wir akzeptieren euch Russen und Osteuropäer.‘ Die eigentliche Herausforderung ist (...) Unterschiede nicht zu negieren und vor allem die Neuen nicht zu belehren, was sie zu vergessen und neu zu lernen haben. Das wird nicht funktionieren. Wir müssen die Neuen umarmen und ihnen Liebe, Fürsorge, Wärme, Freude und Verständnis bringen.

Insgesamt gesehen, gaben unsere Interviewpartner ein diffiziles, keineswegs nur harmonisches Bild der vom Zusammenleben von einheimischen Juden und Neumitgliedern wieder. Vielmehr betonten nicht wenige die noch bestehenden Barrieren und Trennlinien – nicht nur auf der sprachlichen Ebene. Missverständnisse wie falsche gegenseitige Erwartungshalten könnten auch heute noch sehr nervenaufreibend sein. Wie aber werden Schwierigkeiten, Rückschläge und Fortschritte im Miteinander von „Alt“ und „Neu“ von den Mitgliedern an der *Gemeinde-Basis* empfunden? Auch dies war ein Kernpunkt unserer Umfrage.

Anbindungen an jüdische Gemeinden und Organisationen (Gesamt-Sample)

An dieser Stelle kommen wir zurück auf das Gesamt-Sample der Umfrage. Wie aus Tabelle 4.1.1. ersichtlich, waren zwei Drittel der befragten Personen Mitglied in einer jüdischen Gemeinde. Im Kontrast hierzu sind Mitgliedschaften bzw. Aktivitäten in jüdischen Organisationen und Netzwerken *außerhalb* der lokalen Gemeinden offensichtlich sehr selten, wie die geringen Prozentzahlen in Bezug auf zionistische oder andere Pro-Israel-Organisationen, aber auch in Bezug auf russisch-jüdische Organisationen belegen.

Tabelle 4.1. Mitgliedschaften in jüdischen Gemeinden / Organisationen sowie Kontakte zu jüdischen Einrichtungen (Gesamt-Sample)

4.1.1. Mitgliedschaft in jüdischen Organisationen in Deutschland (%)			
	Zionistische / Pro-Israel-Organisationen (n=1121)	Jüdische Gemeinden (n=1141)	Russisch-jüdische Organisationen (n=939)
Nein	90.3	33.2	92.7
Ja	9.7	66.8	7.3
Total	100.0	100.0	100.0
4.1.2 Kontakte mit jüdischen/nichtjüdischen Einrichtungen in Deutschland (%)			
	Deutschsprachige jüdische Einrichtungen (n=1140)	Russischsprachige nichtjüd. Einrichtungen (n=938) *	Russischsprachige jüdische Einrichtungen (n=881) *
Gar nicht	18.1	61.4	44.0
manchmal	53.5	35.1	44.6
Häufig	28.4	3.5	11.4
Total	100.0	100.0	100.0

Während die meisten der Befragten allgemein in irgendeiner Weise Kontakt mit deutschsprachigen jüdischen Einrichtungen besaßen, bezeichneten fast 30% diese Kontakte als häufig. Andererseits wurde deutlich, dass sowohl russischsprachige jüdische wie auch russischsprachige nichtjüdische Einrichtungen bisher nur wenig Interesse bei den Zuwanderern geweckt haben (Tab. 4.1.2.) Innerhalb der russischsprachigen Einrichtungen hatten die *jüdischen* noch am ehesten eine gewisse Anziehungskraft.

Insgesamt läßt sich sagen, dass Juden in Deutschland heute – so sie Interesse an jüdischen organisatorischen Strukturen entwickeln – am ehesten dazu tendieren, sich in lokalen jüdischen Gemeinden zu verankern. Andere Formen institutionalisierten jüdischen Lebens spielen eher eine untergeordnete Rolle - es sei denn, diese sind direkt oder indirekt mit den Gemeinden verbunden.

Anbindungen der russischsprachigen Juden an jüdische Gemeinden und Organisationen

Wie im Gesamtsample auch, sind die meisten russischsprachigen Juden Mitglied einer lokalen jüdischen Gemeinde, während der Kontakt zu anderen jüdischen Einrichtungen im Land sich eher in bescheidenen Grenzen hält (Tab. 4.2.1). Allerdings beschreiben auch nur 23% der befragten russischsprachigen Juden ihre Kontakte zur Jüdischen Gemeinde als regelmäßig und kontinuierlich. Eine große Mehrheit besucht synagogale Gottesdienste, wobei dies 39.5% eher selten tun. Etwa die Hälfte der Befragten pflegt den Gottesdienstbesuch in einer gewissen Regelmäßigkeit: 25.7% besuchen die Synagoge mehrmals pro Jahr, und 22,5% tun dies häufig. (Tab.4.2.2).

Etwas mehr als die Hälfte der russischsprachigen Juden (51,4%) sahen die Haltung der einheimischen Juden ihnen gegenüber als positiv, während immerhin 39,1% von ihnen die gegenseitigen Beziehungen als solche mit vielerlei Indifferenzen charakterisierte und eine Minderheit von 11,4% sie sogar als „konflikthaft“ beschrieb.

Die Intensität der Verbundenheit russischsprachiger Juden in Deutschland mit ihrem eigenen Judentum macht sich vorrangig über die verschiedenen, weiter oben beschriebenen Formen von Religiosität (Nichtreligiosität) fest. Orthodox Befragte zeigen eine engere Verbundenheit mit jüdischen Einrichtungen, Netzwerken und Freundeskreisen, als dies säkulare tun. Dies läßt sich beispielsweise ablesen an Parametern wie dem Kontakt zu jüdischen Einrichtungen in Deutschland (Tab. 4.2.1); der Nutzung jüdischer Medien (Tab. 4.2.3); der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland (Tab. 4.2.4); der Jüdischkeit der russischsprachigen Freunde (Tab. 4.2.5); der Mitgliedschaft in jüdischen Organisationen in Deutschland (Tab. 4.2.6) und der Häufigkeit der Synagogenbesuche (Tab. 4.2.2).

Bemerkenswerte Unterschiede sind unter anderem, dass 42.9% der orthodox orientierten russischsprachigen Juden häufige Kontakte mit jüdischen Einrichtungen in Deutschland pflegen, während dies auf der Seite der Säkularen nur ganze 12% sind, und 47.3% der Orthodoxen häufig die Synagoge besuchen, während der korrespondierende Anteil bei den Säkularen wiederum nur 7,9% beträgt.

Tab. 4.2. Verankerung der russischsprachigen Juden in jüdischen Einrichtungen und Netzwerken in Relation zu ihrer Religiosität (Nichtreligiosität)

4.2.1. Kontakte zu jüdischen Einrichtungen in Deutschland (n=853; %; Chi sq=0)				
	(ultra-)orthodox	Liberal	traditionell	säkular
Gar nicht	6.7	17.2	13.9	30.4
Wenige	50.5	60.6	58.3	57.6
Häufig	42.9	22.2	27.8	12.0
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
4.2.2. Synagogenbesuche (n=881 ;%m Chi sq=0)				
Nie	1.8	7.5	4.9	23.3
Selten	26.4	38.5	31.6	49.4
Mehrmals im Jahr	24.5	25.1	34.2	19.5
Häufig	47.3	28.9	29.3	7.9
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
4.2.3. Nutzung von jüdischen Medien (n=863 ;%; Chi sq=0)				
Nie	12.8	23.3	18.8	31.0
Selten	33.9	43.9	34.1	43.2
Oft	34.9	25.4	36.5	20.6
Sehr oft	18.3	7.4	10.6	5.2
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
4.2.4. "Die engsten Freund in Deutschland sind..." (vorrangig) (n=877; %; Chi sq=0)				
Jüdisch	50.0	31.9	38.5	29.1
Nicht-jüdisch	2.8	2.1	1.1	0.9
Jüdisch & nicht-jüdisch	47.2	66.0	60.4	69.9
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
4.2.5. "Die meistens russischsprachigen Freunde sind..."(vorrangig) (n=881; %; Chi sq=0)				
Jüdisch	50.0	34.6	42.3	31.3
Nicht-jüdisch	3.6	2.1	0.4	0.6
Jüdisch & nicht-jüdisch	46.4	63.3	57.3	68.0
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
4.2.6. Mitgliedschaft in jüdischen Organisationen in Deutschland (n=859; %; Chi sq=0)				
Nein	21.7	25.7	23.2	42.1
Ja	78.3	74.3	76.8	57.9
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

Alter erwies sich als ein ebenso signifikanter Faktor. So zeigt die höchste Altersgruppe der russischsprachigen Juden in Deutschland (61+) eine weitaus stärkere Verbindung zu den jüdischen Gemeinden in Deutschland als die jüngste Altersgruppe (unter 40). Zudem zeigte sich, dass in der

höchsten Altersgruppe die Rate an Mitgliedschaften in jüdischen Organisationen weitaus höher liegt (Tab. 4.3.1). So haben sich 73% der Altersgruppe (61+) irgendeiner jüdischen Organisation in Deutschland angeschlossen, während dies nur auf 56.5% in der Altersgruppe (-40) zutrifft. Bemerkenswert auch, dass 21.9% der Befragten aus der Altersgruppe (-40) nie einen Synagogen-Gottesdienst besuchen, während der korrespondierende Prozentsatz in der Altersgruppe (61+) nur ganze 6.3% beträgt (Tab. 4.3.2). Die mittlere Altersgruppe befindet sich bei den genannten Parametern genau dazwischen, d.h. sie ist schwächer jüdisch organisiert als die höchste Altersgruppe, aber stärker als die jüngste.

Tab. 4.3. Organisatorische Anbindung und Netzwerke in Relation zu Alter, Aufenthaltsdauer, Partnerschaft, Wohnort und Gemeindegröße

4.3.1. Mitgliedschaft in jüdischen Organisationen in Deutschland (n=904 ;%; Chi sq=0) in Relation zum Alter			
	Unter 40 Jahren	41-60 Jahre	61+
Nein	43.5	32.1	27.0
Ja	56.5	67.9	73.0
Total	100.0	100.0	100.0
4.3.2. Synagogen-Besuche (n=932 ;%; Chi sq=0)			
Nie	21.9	15.5	6.3
Selten	36.7	45.1	37.9
Mehrmals im Jahr	19.9	24.9	28.3
Häufig	21.4	14.4	27.5
Total	100.0	100.0	100.0
4.3.3. Kontakte zu jüd. Einrichtungen in Deutschland in Relation zur Aufenthaltsdauer (n=941 ;%; Chi sq=0)			
	bis 10 Jahre	11-15 Jahre	Über 16 Jahre
Gar nicht	17.2	27.4	15.8
Wenige	60.4	53.4	47.4
Viele	22.5	19.2	36.8
Total	100.0	100.0	100.0
4.3.4. „Die engsten Freunde in Deutschland sind vorrangig...“ (n=973 ;%; Chi sq=0.026)			
Jüdisch	32.4	34.1	48.5
Nicht-jüdisch	1.7	1.0	0.0
Jüdisch & nicht-jüdisch	65.9	64.8	51.5
Total	100.0	100.0	100.0
4.3.5. „Die meisten russischsprachigen Freunde sind...“ (n=976 ;%; Chi sq=0)			
Jüdisch	31.0	41.0	54.1
Nicht-jüdisch	1.5	0.3	1.0
Jüdisch & nicht-jüdisch	67.4	58.6	44.9
Total	100.0	100.0	100.0
4.3.6. Engste Freunde in Deutschland in Relation zu Partnerschaft (n=699; %; Chi sq=0)			
	Nicht-jüdische(r) Partner(in)	Jüdische(r) Partner(in)	
Jüdisch	24.8	40.5	
Nicht-jüdisch	1.1	1.1	
Jüdisch & nicht-jüdisch	74.0	58.4	
Total	100.0	100.0	
4.3.7. „Die meisten russischsprachigen Freunde sind...“ (n=700; %; Chi sq=0)			
Jüdisch	27.6	42.4	
Nicht-jüdisch	1.1	0.7	
Jüdisch & nicht-jüdisch	71.3	56.9	
Total	100.0	100.0	
4.3.8. Kontakte zu jüdischen Einrichtungen in Relation zum Wohnort (n=941 ;%; Chi sq=0)			
	Berlin	Ostdeutschland	Westdeutschland
Gar nicht	13.6	12.2	24.7
Einige	52.3	67.7	53.8
Viele	34.1	20.1	21.6
Total	100.0	100.0	100.0

4.3.9. "Die engsten Freunde in Deutschland sind vorrangig..." (n=973; %; Chi sq=0)			
Jüdisch	44.0	20.1	38.0
Nicht-jüdisch	2.2	1.3	1.2
Jüdisch & nicht-jüdisch	53.7	78.6	60.8
Total	100.0	100.0	100.0
4.3.10. "Die meisten russischsprachigen Freunde sind..." (n=976; %; Chi sq=0)			
Jüdisch	49.3	22.7	38.7
Nicht-jüdisch	1.5	1.3	1.0
Jüdisch & nicht-jüdisch	49.3	76.0	60.3
Total	100.0	100.0	100.0
4.3.11. Engste Freunde in Deutschland in Relation zur Größe der jüdischen Gemeinde (n=973 ;%; Chi sq=0)			
	Große Gemeinde	Mittlere Gemeinde	Kleine Gemeinde
Jüdisch	39.9	33.0	19.1
Nicht-jüdisch	1.5	1.1	1.5
Jüdisch & nicht-jüdisch	58.6	65.9	79.4
Total	100.0	100.0	100.0
4.3.12. "Die meisten russischsprachigen Freund sind..." (n=976 ;%; Chi sq=0.001)			
Jüdisch	40.5	36.5	20.8
Nicht-jüdisch	1.4	0.6	1.5
Jüdisch & Nicht-jüdisch	58.1	63.0	77.7
Total	100.0	100.0	100.0

Die Länge des Aufenthaltes in Deutschland beeinflusst ebenfalls die Verankerung in jüdischen Netzwerken (Tab. 4.3.3-5). Sie ist stärker bei denjenigen, die bereits 16 Jahre oder länger in Deutschland leben, und deutlich schwächer bei jenen, die weniger als 10 Jahre im Land sind. Russischsprachige Juden mit längerer Aufenthaltsdauer in der Bundesrepublik haben mehr Juden unter ihren engsten Freunden in Deutschland, auch unter den russischsprachigen Freunden. Auch der Kontakt zu jüdischen Einrichtungen ist bei jenen Befragten mit mehr als 16 Jahren Aufenthaltsdauer deutlich häufiger.

Die Umfragergebnisse zeigen auch, dass befragte Personen aus homogen jüdischen Familien eine stärkere Anbindung an die lokalen jüdischen Gemeinden haben, häufiger die Synagoge besuchen und prozentual häufiger mit jüdischen Organisationen in Kontakt stehen. So sind beispielsweise 74.5% derjenigen aus homogenen jüdischen Familien Mitglied in einer oder mehreren jüdischen Organisationen in Deutschland, während der korrespondierende Prozentsatz unter denjenigen aus gemischtem Elternhaus nur bei 51.7% liegt. Offenbar empfinden Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien eine deutlich stärkere Gruppenzugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft in Deutschland.

Dasselbe trifft für befragte russischsprachige Juden zu, die mit einem jüdischen (Ehe-)Partner zusammenleben (Tab. 4.3.6 und 7), während diejenigen mit nichtjüdischem (Ehe-)Partner eine deutlich geringere Anbindung an jüdische Netzwerke besitzen. Befragte Personen in endogamer Partnerschaft besaßen stärkere Kontakte zu jüdischen Gemeinden und Organisationen, besuchten häufiger die Synagoge und waren insgesamt stärker in die russisch-jüdischen Netzwerke integriert.

Auch der Wohnort der russischsprachigen Juden in Deutschland beeinflusste ihre Verankerung im jüdischen Milieu (Tab. 4.3.8-10). Auffällig ist hier, dass die Befragten mit Wohnsitz in Ostdeutschland eine geringere strukturelle Anbindung an das Judentum in der Bundesrepublik besitzen, als dies bei jenen in Westdeutschland und insbesondere in Berlin der Fall ist. Auch hier wird dies deutlich an der Häufigkeit der Kontakte zu jüdischen Einrichtungen; an der Jüdischkeit der engsten Freunde und der Jüdischkeit der russischsprachigen Freunde. Insgesamt wird klar, dass die Befragten in Ostdeutschland über eine geringere Verankerung im Judentum verfügen, wobei

dies zumindest teilweise dadurch zu erklären ist, dass die lokalen jüdischen Gemeinden relativ klein sind und sich zumeist weit entfernt von größeren jüdischen Zentren befinden. Damit gestaltet sich auch der Kontakt zu jüdischen Kultur-, Sozial- und Bildungseinrichtungen geringer als für die Juden in anderen Regionen Deutschlands. Alternativ wird stärker auf Kontakte und kulturelle Möglichkeiten aus der nichtjüdischen Umgebung zurückgegriffen.

Dazu passen auch die entsprechenden Ergebnisse, wenn nach Größe der jeweiligen lokalen jüdischen Gemeinden unterschieden wird. Russischsprachige Juden aus größeren jüdischen Gemeinden sind stärker mit dem Judentum verbunden als jene aus kleineren. Auch hier zeigt sich dies besonders deutlich in der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland (Tab. 4.3.11) wie auch in der Jüdischkeit der russischsprachigen Freunde (Tab. 4.3.12). Daraus ergibt sich bei Mitgliedern großer Gemeinden eine generell stärkere Einbindung in jüdische Netzwerke, wobei die Unterschiede allerdings graduell bleiben und keine drastischen Unterschiede abbilden.

Haltung zum Judentum in Deutschland heute – Einheimische versus russischsprachige Juden

Erneut kommen wir zurück auf einen Vergleich der einheimischen und der zugewanderten russischsprachigen Juden in der jüngeren Alterskategorie. Wir haben bereits festgestellt, dass eine Mehrheit der Zuwanderer (68.1%) wie auch der Einheimischen (60.4%) Mitglied in einer jüdischen Organisation sind – vorrangig natürlich in den lokalen jüdischen Gemeinden. Gleichzeitig muss eingeräumt werden, dass diese Mitgliederzahlen in der jüngeren Generation niedriger liegt, und dabei insbesondere bei den russischsprachigen Juden. Insofern die Mitgliedschaft junger Menschen in jüdischen Organisationen etwas über die Rekrutierbarkeit künftiger Führungskräfte im Judentum in Deutschland aussagt, scheint sich hier eine Kontinuität dahingehend zu ergeben, dass die einheimischen Juden sich bisher in stärkerem Maße in die jüdischen Gemeinden und Organisationen einbringen - unabhängig davon, dass sie mittlerweile eine schmale Minderheit innerhalb der jüdischen Bevölkerung bilden. Im Gegensatz hierzu sind die jüngeren russischsprachigen Juden offenbar zurückhaltender, was mögliche Probleme vorzeichnet, in absehbarer Zukunft genügend Aktivisten und Führungskräfte für die jüdischen Gemeinden, Organisationen und Einrichtungen *aus diesem Kreis* zu gewinnen. Diese Zurückhaltung, sich in organisatorische Strukturen einzubringen, trifft in gleicher Weise auch für *russisch-jüdische* Einrichtungen zu, auch hier besonders markant unter den jüngeren Immigranten.

Dennoch finden sich gemeinsame Vorstellungen und Haltungen, die eine bestimmte Konvergenz unter den jüngeren Juden in Deutschland andeuten. So sieht eine klare Mehrheit von jungen einheimischen wie russischsprachigen Juden in der Einwanderung der russischen Juden einen positiven Beitrag, um das hiesige Judentum zu stärken und weiter zu entwickeln. Zumindest indirekt wird damit deutlich, dass die russischen Juden sich keineswegs nur als osteuropäische Emigranten in neuer Umgebung sehen, sondern auch als *jüdische* Bevölkerung in Deutschland. Aus der Perspektive der einheimischen Juden wird klar, dass ein Interesse besteht, mit den Immigranten eine *gemeinsame* jüdische Gemeinschaft vor Ort zu bilden.

Diese allgemeine Kenntnis und Einstellung schließt nicht aus, dass bestimmte soziale Barrieren und kulturelle, soziale, auch mentale Trennlinien zwischen einheimischen und Zugezogenen weiter bestehen. Von einem „undurchlässigen Zaun“ zu sprechen, wäre hingegen falsch. Die engsten Freunde der russischsprachigen jüdischen Befragten sind im allgemeinen wiederum russischsprachige Juden, aber eine Mehrheit der einheimischen Befragten hat ebenso erklärt, dass sich unter deren engsten jüdischen Freunden auch russischsprachige befinden. Auch bei zahlreichen russischsprachigen Juden gehören „Nicht-Russen“ mittlerweile zum Kreise der engeren jüdischen Freunde. Die sozialen Beziehungen zwischen einheimischen und zugewanderten Juden gestalten sich in der jüngeren Generation offenbar intensiver und flexibler. Dabei haben auf

Grund der heutigen numerischen Verhältnisse die einheimischen, deutschsprachigen Juden weitaus größere Möglichkeiten, russischsprachigen Juden zu begegnen und sich mit ihnen anzufreunden – als dies umgekehrt der Fall ist.

In verschiedenen Lebensbereichen und sozialen Feldern nutzen aber auch die *jungen* Einheimischen und die *jungen* Immigranten unterschiedliche Sprachen. Die Intensität (oder Abschwächung) der Unterschiede scheint beeinflusst von der Sprache, in der die jeweiligen Immigranten mit Partner(in) kommunizieren. Der Trend zur unterschiedlichen – aber dennoch flexiblen – Sprachorientierung kann auch abgelesen werden an der Sprachnutzung für Lektüre (Bücher, Periodica, Printmedien ect.) Unter den Befragten der Altersgruppe „unter 40“ fanden wir noch immer eine Präferenz für die jeweilige Herkunftssprache. Dieser Kontrast wird gleichwohl abgeschwächt durch die Bestätigung von Seiten eines großen Teils der jüngeren russischsprachigen Juden, den Gebrauch der russischen Sprache in vielerlei Hinsicht mit der deutschen Sprache zu kombinieren. Unterschiede im Sprachgebrauch führen keineswegs zu einer Polarisierung. Beim Fernsehen nutzen die russischsprachigen Juden in der jüngeren Alterskategorie bereits mehr deutschsprachige als russischsprachige Programme. Insofern die Nutzung von Medien (v.a. Fernsehen) und Lektüre etwas über kulturelle Orientierung aussagt, wird – wie bereits erwähnt - die Tendenz der russischsprachigen Juden in Deutschland erkennbar, sich allmählich in Richtung Sprache *und* Kultur der einheimischen Juden zu bewegen, ohne hierbei russische Sprache und Kultur in sämtlichen Sphären des gesellschaftlichen und sozialen Lebens aufzugeben.

Schlußfolgerungen

Bei unseren Experten-Interviews mit führenden jüdischen Repräsentanten aus unterschiedlichsten Berufen und Positionen ergab sich ein sehr unterschiedliches Spektrum von Meinungen über die heutigen Beziehungen und Verhältnisse zwischen einheimischen, deutschsprachigen und zugewanderten, russischsprachigen Juden. Differierende Sichtweisen ergaben sich zwischen deutschsprachigen und russischsprachigen Interviewpartnern, aber auch innerhalb dieser Gruppen selbst. Die Diversität der Meinungen und Sichtweisen hat uns verdeutlicht, dass Tendenzen der gegenseitigen Abgrenzung oder gar Polarisierung offenbar geringer geworden sind, man zum heutigen Zeitpunkt aber auch schwerlich von Harmonie sprechen kann. Die meisten Interviewpartner haben bestätigt, dass vielerorts im Zusammengehen von „Alten“ und „Neuen“ Schwierigkeiten aus kulturellen und mentalen Unterschieden, aber auch unterschiedlichen inhaltlichen Interessenlagen resultieren. Hinzu kommt objektiv, dass sich russischsprachige Juden in deutlich niedrigeren sozialen Positionen befinden, ein vergleichsweise größerer Teil von ihnen säkular eingestellt ist und nicht wenige von ihnen Mitglied in sehr kleinen, peripheren Gemeinden sind. Die heutigen numerischen Disproportionen zwischen Neumitgliedern und Alteingesessenen erleichtern die gewünschten integrativen Prozesse keineswegs, denn die Last einer erfolgreichen Eingliederung der „Neuen“ ruht somit häufig auf einer kleinen, schmalen Minderheit deutschsprachiger Juden, von denen viele sich bereits in fortgeschrittenem Alter befinden. Viele der von uns interviewten jüdischen Führungskräfte sind dennoch optimistisch, was eine langfristige Verbesserung der Beziehungen zwischen Einheimischen und Neumitgliedern betrifft. Der jüngeren Generation wird auf beiden Seiten viel zugetraut, dafür zu sorgen, dass die noch bestehenden Gräben schrittweise überbrückt werden. Die Ergebnisse der Umfrage haben ihrerseits deutlich gemacht, dass eine Mehrheit der Befragten Mitglied einer jüdischen Gemeinde ist, aber wenig Interesse für darüber hinausgehende Aktivitäten in anderen jüdischen Organisationen und Plattformen besteht. Immerhin bezeichnete aber ein reichliches Viertel der Befragten die Kontakte mit jüdischen Einrichtungen als häufig. Hingegen schienen russisch-jüdische wie auch nichtjüdische russischsprachige Einrichtungen und Organisationen für unsere Befragten kaum attraktiv.

Wie im Gesamtsample an sich, sind auch die meisten unter den russischsprachigen jüdischen Befragten Mitglieder einer lokalen jüdischen Gemeinde. Eine Mehrheit der Befragten besucht Synagogen-Gottesdienste zumindest von Zeit zu Zeit. Wenn die Rede auf die Beziehungen zwischen einheimischen und zugewanderten Juden kommt, gehen die Meinungen unter den russischsprachigen Juden weit auseinander: Etwas mehr als die Hälfte von ihnen beschreibt die Haltungen der einheimischen Juden ihnen gegenüber als positiv, aber nicht wenige beschreiben auch Konflikte und Spannungen. An dieser Stelle sei vermerkt, dass die orthodox orientierten Befragten eine deutlich stärkere Anbindung an das organisierte Judentum in Deutschland hatten. Unter den russischsprachigen Juden besaß zudem die ältere Generation eine stärkere Anbindung an die jüdische Gemeinschaft als die jüngere. Auch die Dauer des Aufenthaltes in Deutschland hat Auswirkungen auf die besagte Anbindung. Diejenigen russisch-jüdischen Immigranten, die sich schon länger in der Bundesrepublik befinden, haben mehr Verbindungen zu Juden und jüdischem Leben im Land, und ihre Kontakte zu jüdischen Einrichtungen sind intensiver. Befragte Personen aus homogenen jüdischen Familien und/oder mit jüdischem (Ehe-)Partner hatten stärkere Anbindungen an die jüdische Gemeinschaft als Abkömmlinge aus gemischten Elternhäusern und/oder mit nichtjüdischem (Ehe-)Partner.

Darüber hinaus wurde aus der Umfrage erkennbar, dass im gleichen Kontext auch der jeweilige Wohnort eine bedeutsame Rolle spielen kann. Bei den Befragten in Ostdeutschland zeigte sich eine schwächere Anbindung an das Judentum, verglichen mit jenen in Westdeutschland und insbesondere in Berlin. Zumindest teilweise scheint dies – wie schon erwähnt - erklärbar aus dem Umstand, dass die Gemeinden in den neuen Bundesländern eher klein sind, ihre Infrastruktur sich erst allmählich entwickelt und größere jüdische Zentren (mit entsprechenden Kultur-, Sozial- und Bildungseinrichtungen) eher fernab liegen. Umgekehrt ist die Anbindung an das Judentum bei befragten Personen aus großen jüdischen Gemeinden am stärksten.

Wenn wir einheimische und zugewanderte Juden in der jüngeren Alterskategorie vergleichen, finden sich unterschiedliche Tendenzen der Konvergenz, so beispielsweise in der jeweils mehrheitlich positiven Beurteilung der russisch-jüdischen Immigration nach Deutschland. Dennoch lassen sich auch in der jüngeren Generation noch bestimmte soziale Unterschiede und Barrieren – wenn auch in weniger harten Konturen – feststellen, die ein noch engeres Miteinander der beiden Gruppen verhindern. Unter den Faktoren, die eine bestimmte Distanz zwischen Einheimischen und Zugezogenen auch in der zweiten Generation erhalten, zählt die unterschiedliche Sprachpräferenz im Familien-, Privat- und teilweise Freizeitbereich. Wenn der Fokus auf die Jüdischen Gemeinden kommt, fällt auf, dass die jüngeren Einheimischen einem dortigen Engagement weit aufgeschlossener gegenüberstehen als die jungen russischsprachigen Juden. Sollte sich dieser Trend erhalten, dann sind ernstzunehmende Schwierigkeiten zu erwarten, auf lange Sicht hin genügend kompetente Führungskräfte in den Gemeinden zu gewinnen.

Die subjektive Daten, die wir aus der Umfrage gewinnen konnten, haben im weitestgehenden Sinne die Komplexität der Situation bestätigt, wie sie von den jüdischen Repräsentanten und Führungskräften in den Experten-Interviews beschrieben wurde. Fernerhin verwiesen die Ergebnisse der Umfrage auf einen unverkennbaren Trend hin zur Pluralisierung der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland, entlang ganz unterschiedlicher Trends und Linien, wobei fast sämtliche dieser Linien einen indirekten Bezug zu den jüdischen Gemeinden hatten. In der jüdischen Bevölkerung in Deutschland bilden die Nicht-Orthodoxen die klare Mehrheit, und das hiesige Judentum kann – mit Ausnahme der ultra-orthodoxen Gruppierungen – zum ethno-kulturellen Cluster der heutigen jüdischen Welt gerechnet werden. Wie bereits in den vorherigen Kapiteln verdeutlicht, ist das ethno-kulturelle Cluster in sich heterogen, weist flexible Trends auf und ist auch durch eine bestimmte Permeabilität der kollektiven Abgrenzungen gekennzeichnet.

Viele Juden lassen sich in den Jüdischen Gemeinden als Mitglieder registrieren, aber wollen sich nicht im tieferen Sinne auf organisierte Gemeinschaft einlassen – selbst wenn sie Synagoge und Gottesdienst von Zeit zu Zeit besuchen. Folglich wäre von Gemeinden zu sprechen, die wenigstens eine geringe Kohärenz zeigen, wobei das Interesse der Mitglieder, sich zu engagieren, häufig noch begrenzt ausfällt.

Im organisierten jüdischen Leben in Deutschland (wie in anderen Ländern auch) stellt sich daher die Frage nach den Ursachen eines begrenzten Interesses und Engagements in den lokalen Gemeinden (und anderen jüdischen Institutionen und Vereinen). In den geführten Experten-Interviews wurde einerseits ein mangelndes inhaltliches Interesse der Basis bemängelt, andererseits die fehlende Attraktivität der Programme kritisiert. Dabei ist die Frage des Selbstverständnisses und der Attraktivität der Gemeinden *heute* von höchster Brisanz, zumal ein beträchtlicher Teil der Mitglieder sich als nicht-religiös bezeichnet und möglicherweise dem (global erkennbaren) Trend zum “Dabeisein-ohne-zu-glauben” – wie schon in Kapitel 1 beschrieben – folgt. Wenn dem so ist, bliebe herauszufinden, was an inhaltlicher Substanz die Community gleichwohl zusammenhält und worauf Motivationen der Dazugehörigkeit weiterhin gründen. Damit berühren wir die zentrale Frage der kollektiven Identitäten, die anhand unserer Untersuchungsergebnisse im nächsten Kapitel behandelt wird.

Kapitel 5. Kollektive Identitäten

Das Sample als Ganzes

Aspekte kollektiver Identität spielten eine wichtige Rolle in unserer Umfrage. Primär haben wir kollektive Identität daran untersucht, inwiefern sich die Befragten als Teil einer größeren Gruppe und in diesem Sinne auch solidarisch verbunden fühlen. Konkret wollten wir wissen, inwiefern sich die Befragten solidarisch verbunden mit Israel fühlten, zu welchem Grade aber auch als Teil des jüdischen Volkes, der deutschen Nation, oder auch – im Falle der Migranten – als Teil der Nation ihres Herkunftslandes.

Tabelle 5.1. Gefühlte Zugehörigkeit/Solidarität mit verschiedenen Gruppen/Nationen, Gesamtsample (%)

	Deutsche Nation (n=1169)	Jüdisches Volk (n=1143)	Solidarität mit Israel (n=1157)	Nation Herkunftsland* (n=946)
Gar nicht	46.2	3.9	3.1	28.2
Ein bißchen	30.5	13.4	8.6	27.7
Stark	20.0	32.8	24.6	32.3
Sehr stark	3.3	49.9	63.6	11.7
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

Tabelle 5.1. zeigt, dass die gefühlte Solidarität mit Israel und das Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk am stärksten ausgeprägt waren. Nur jeweils eine sehr kleine Minderheit fühlt weder Zugehörigkeit zum jüdischen Volk (3,9%) noch Solidarität mit Israel (3,1%). Interessant erscheint, dass sich 46,2% der Befragten mit der deutschen Nation überhaupt nicht verbunden fühlten und 28,2% der befragten Migranten auch keine kollektive Zugehörigkeit zur Nation ihres Herkunftslandes empfanden. Andererseits haben 44% der russischsprachigen jüdischen Immigranten noch starke oder sehr starke Zugehörigkeitsgefühle zur Nation ihres einstigen Herkunftslandes, und fast ein Viertel aller Befragten (23,3%) fühlt eine starke oder sehr starke Zugehörigkeit zur deutschen Nation.

Die hohe Identifikation unserer Befragten mit Israel und dem jüdischen Volk impliziert natürlich die Frage, auf welchen Werten und Vorstellungen sich diese starke Verbundenheit für sie heute gründet. Auf die Frage „Was bedeutet für Sie Judentum heute?“ wurde die Möglichkeit von Mehrfachantworten angeboten, weshalb die Gesamtsumme der Antworten weit über 100% liegt.

Im Einzelnen entschieden sich:

51,3% für (jüdische) Religion

42,7% für (jüdische) Kultur

30,0% für Ethnizität

27,4% für Gruppen-Solidarität

Dass mehr als die Hälfte der Befragten der Religion einen zentralen Stellenwert einräumt, belegt, dass diese Dimension im Judentum nach wie vor als ein wichtiges, wenn nicht *das* wichtigste Element in der jüdischen Identität betrachtet wird – unabhängig von der Tatsache, dass sich nur 13,2% der Befragten am orthodoxen Judentum orientieren, aber über 60% der Befragten (traditionell, säkular) sich unumwunden als nicht religiös bezeichnen. Offensichtlich fühlen und akzeptieren viele Befragte, dass Religion in beträchtlichem Maße Jüdischkeit und Judentum definiert, selbst wenn sie sich selbst als nicht religiös betrachten. Etwa drei Viertel der Befragten

besuchen die Synagoge wenigstens einmal im Jahr, 28,2% besuchen mehrmals im Jahr Gottesdienste; und 24,1% tun dies häufig.

Tabelle 5.2. Haltungen gegenüber gemischten Ehen und Kindern mit nicht-jüdischer Mutter

5.2.1. Nichtjüdischer Mann (Frau), der (die) eine jüdische Partnerin (Partner) heiratet, wird betrachtet als... (%) (1141)		
	Nicht-jüdischer Mann, verheiratet mit einer Jüdin	Nicht-jüdische Frau, verheiratet mit einem Juden
Jüdisch	4.1	5.3
vergleichbar mit jüdisch	21.6	3.2
Nichtjüdisch	74.2	91.5
Total	100.0	100.0
5.2.3. Kinder mit einem jüdischen und einem nicht-jüdischen Elternteil werden betrachtet als... (%)		
	Mutter jüdisch, Vater nichtjüdisch (n=1164)	Mutter nichtjüdisch, Vater jüdisch (n=1161)
Jüdisch	43.6	7.1
vergleichbar mit jüdisch	14.9	17.6
Nichtjüdisch	3.2	26.3
Hängt von der Erziehung daheim ab	38.3	49.0
Total	100.0	100.0
5.2.4. Haltung zu einer möglichen Heirat mit nichtjüdischem Partner/Partnerin (%)		
	Kinder der/des Befragten (n=1090)	Der/die Befragte selbst (n=637)
Dagegen	18.7	25.9
Nicht begeistert, aber vorstellbar	39.5	33.9
Keine Einwände	41.7	40.2
Total	100.0	100.0

Aus Tabelle 5.2. lässt sich entnehmen, dass viele Befragte die religiösen Kriterien ernst nehmen in der Frage, wer Jude sei und inwiefern (nichtjüdische) Partner/Kinder aus exogamen Ehen/Familien möglicherweise auch als Juden betrachtet werden können. In ihrer Mehrheit tendierten die von uns befragten Personen dazu, einen klaren halachischen Standpunkt einzunehmen. Folglich betrachteten die meisten Befragten nicht jüdische (Ehe-)Partner als eindeutig nicht-jüdisch. Besonders einhellig wurde dies so gesehen für Frauen nichtjüdischen Ursprungs, die einen jüdischen Mann geheiratet haben.

Teilweise anders gestalteten sich die Antwortergebnisse, wenn es um die Haltung zu Kindern aus exogamen Partnerschaften ging. Hier trafen wir auf eine Mischung aus halachischen und nicht-halachischen Sichtweisen. Dass eine klare Abgrenzung zwischen jüdischen und nichtjüdischen Kindern bei nicht-jüdischen *Müttern* entschieden vorgenommen wurde, zeigt, dass zumindest ein Teil der Befragten die *halachische* Sicht, nach der die Frau die *entscheidende* Rolle bezüglich Abstammung innehat, klar befürwortet. Das Kind eines nichtjüdischen Mannes und einer jüdischen Mutter wird von einer Mehrheit als jüdisch betrachtet, was umgekehrt – bei nichtjüdischer Mutter und jüdischem Vater – eher selten so gesehen wurde. Überraschend viele der Befragten (49%) machten die Jüdischkeit eines Kindes mit nichtjüdischer Mutter und jüdischem Vaters aber von der jüdischen *Bildung und Erziehung* zu Hause abhängig – eine Haltung, die eher typisch ist für das amerikanische Reformjudentum, wo Kinder mit „nur“ jüdischem Vater den Zugang in die Gemeinden problemlos finden, insofern sie auch eine jüdische Sozialisation im Elternhaus durchlaufen haben.

Eine unkonventionelle, in gewisser Weise nicht-halachische Sichtweise konnten wir auch in Bezug auf das Heiratsverhalten feststellen. Rund drei Viertel der Befragten haben (für sich selbst) keine prinzipiellen Einwände gegen die Heirat mit einem nichtjüdischen Partner (40 Prozent haben

überhaupt keine Einwände). Rund 80 Prozent der Respondenten würden *nicht* gegen eine Ehe ihres jüdischen Kindes mit nichtjüdischem Partner opponieren (41,7 Prozent haben überhaupt keine Einwände).

Kollektive Identitäten bei den russischsprachigen Juden

Das Sample der russischsprachigen Juden, für sich betrachtet, bietet hervorragende Möglichkeiten, eine bestimmte Diversität in der kollektiven Identität aufzuhellen, wobei wiederum Religiosität (Nichtreligiosität) einen erstaunlich hohen Einflußfaktor bildet. Dies betrifft zuallererst die Intensität der gefühlten Verbundenheit mit Judentum, jüdischem Volk und Israel.

Befragte, die sich dem orthodoxen Judentum verbunden fühlen, zeigen eine deutlich stärkere Verbindung zu Judentum und jüdischem Volk, als dies unter den Säkularen der Fall ist (Tab. 5.3.) Dies drückt sich unter anderem in dem Bewußtsein aus, Teil des jüdischen Volkes zu sein (Tab. 5.3.1); in der aktiven Vermittlung jüdischer Bildung an die eigenen Kinder (Tab. 5.3.2.) und in der prinzipiellen Bedeutung, die der jüdischen Bildung für die Kinder beigemessen wird (Tab. 5.3.3.); in der Nutzung jüdischer Medien; in der Präferenz für einen jüdischen Partner (für die eigenen Kinder wie auch für sich selbst, Tab. 5.3.4-5.3.5); in der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland und der Jüdischkeit der russischsprachigen Freunde; in der Mitgliedschaft in jüdischen Organisationen in Deutschland; in der Frequenz der Synagogenbesuche; in der Kenntnis des Jiddischen und dem Bewußtsein, Teil der russischsprachigen jüdischen Gemeinschaft in Deutschland zu sein.

Tab. 5.3 Kollektive Identität russischsprachiger Juden in Relation zu Religiosität (Nichtreligiosität)

	Orthodox / Ultra-orthodox	Liberal	Traditionell	Säkular
5.3.1. Bewusstsein, Teil des jüdischen Volkes zu sein (n=867 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	1.9	4.8	2.3	6.1
Wenig	17.9	17.6	8.8	15.4
Stark	16.0	35.1	35.2	42.3
Sehr stark	64.2	42.6	53.6	36.2
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.2. Den Kindern eine jüdische Bildung ermöglicht (bzw. die Absicht, dies zu tun) (n=650 ;%; chi sq=0)				
Keine jüdische Bildung	32.9	57.1	63.9	76.7
Besuch der Sonntagsschule	19.7	10.0	16.5	6.7
Besuch jüdischer Tagesschule	30.3	19.3	11.3	7.1
Andere Angebote	17.1	13.6	8.2	9.6
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.3. "Wie wichtig ist es, dass die Kinder eine jüdische Bildung erhalten...?" (n=760 ;%; Chi sq=0)				
Gar nicht	7.5	22.3	19.7	44.9
Wenig	20.4	24.6	23.1	30.8
Wichtig	15.1	34.3	29.7	19.0
Sehr wichtig	57.0	18.9	27.5	5.3
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.4. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit nichtjüdischen Partnern (n=814; %; Chi sq=0)				
Dagegen	43.3	14.3	18.5	8.0
nicht begeistert, aber vorstellbar	32.0	43.4	45.2	33.4
keine Einwände	24.7	42.3	36.3	58.5
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

5.3.5. Haltung zur möglichen eigenen Heirat mit nichtjüdischem Partner/Partnerin (n=425; %; Chi sq=0)				
Dagegen	48.2	19.4	26.1	14.5
nicht begeistert, aber vorstellbar	23.2	35.5	39.9	25.4
Keine Einwände	28.6	45.2	34.1	60.1
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.6. "Ein nicht-jüdischer Mann, der eine jüdische Frau heiratet, ist..." (n=848; %; Chi sq=0.022)				
Jüdisch	2.8	4.3	3.9	3.7
vergleichbar mit jüdisch	9.3	21.2	23.4	26.6
Nicht jüdisch	87.9	74.5	72.7	69.8
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.7. Das Kind eines nichtjüdischen Mannes und einer jüdischen Frau ist... (n=873 ;%; Chi sq=0)				
Jüdisch	67.9	42.6	39.5	27.5
vergleichbar mit jüdisch	10.1	11.2	17.1	19.2
Nicht jüdisch	2.8	4.3	4.2	3.5
Hängt von der Erziehung daheim ab	19.3	42.0	39.2	49.8
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.8. Das Kind einer nichtjüdischen Frau und eines jüdischen Mannes ist... (n=871 ;%; Chi sq=0)				
Jüdisch	7.3	4.8	6.0	11.0
Vergleichbar mit jüdisch	11.0	19.6	15.8	18.2
Nicht jüdisch	54.1	25.4	23.8	14.0
Hängt von der Erziehung daheim ab	27.5	50.3	54.3	56.8
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.9. Besuche in Israel (n=872; %; Chi sq=0)				
Nie	27.3	43.5	39.3	50.6
bisher einmal	32.7	31.0	30.5	29.1
Mehrmals	40.0	25.5	30.2	20.3
Total	100.0	100.0	100.0	100.0
5.3.10. Mitgliedschaft in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen (n=840; %)				
Nein	83.0	93.8	92.9	94.4
Ja	17.0	6.2	7.1	5.6
Total	100.0	100.0	100.0	100.0

64.2% der orthodoxen Befragten fühlen sich in starker Weise als Teil des jüdischen Volkes, während der korrespondierende Anteil bei den Säkularen nur ganze 36.2% beträgt. 42.9% der orthodoxen Befragten unterhalten häufige Kontakte mit jüdischen Institutionen in Deutschland, während dies bei den Säkularen nur 12% sind. 43.3% der Orthodoxen sprechen sich gegen eine Heirat ihrer Kinder mit nichtjüdischen Partnern aus, während nur 8% der befragten Säkularen das genauso kritisch sehen. 58.5% der säkularen Befragten haben überhaupt keine Einwände, wenn ihre Kinder einen nichtjüdischen Partner heiraten, während dies bei den Orthodoxen lediglich 24,7% so sehen. Wenig überraschend erscheint, dass 47.3% der Orthodoxen häufig eine Synagoge besuchen, während dies nur 7.9% der von uns befragten Säkularen so tun. Damit einhergehend, verstehen die orthodoxen Befragten ihr Judentum und das jüdische Volk viel stärker in halachischen Kategorien, als dies die Säkularen tun. Dies zeigt sich, ähnlich wie beim Gesamtsample, in der Frage, wie ein nicht-jüdischer Partner (Partnerin) zu betrachten sei, der einen jüdischen Partner (Partnerin) habe, und auch, wie ein Kind aus exogamer Partnerschaft zu betrachten sei. 87.9% der orthodoxen Befragten betrachten einen nicht-jüdischen Mann, der eine jüdische Frau heiratet, als eindeutig nichtjüdisch, während die korrespondierende Zahl bei den Säkularen nur 69.8% beträgt. Und während nur 27,5% der Säkularen meinen, dass das Kind eines nicht-jüdischen Mannes und einer jüdischen Frau als jüdisch betrachtet werden kann, sind volle 67,9% der Orthodoxen dieser Meinung. 49,8 Prozent der Säkularen sind der Meinung, die Jüdischkeit eines solchen Kindes hänge von der jüdischen Erziehung zu Hause ab, doch nur 19,3% der Orthodoxen teilen diese Meinung.

In der Gesamtheit zeigt sich erwartungsgemäß, dass die orthodoxen Befragten sich ihrer Loyalität zum Judentum und zum jüdischen Volk viel stärker bewußt sind, stärker in die Aktivitäten von jüdischen Institutionen eingebunden sind, und dass sie sich stärker um jüdische Bildung für ihre Kinder bemühen. In deutlich stärkerem Maß als die Säkularen, schauen sie nach einer Umgebung und Infrastruktur, die jüdisch geprägt ist, und sie neigen dazu, russischsprachige Juden als Freunde zu haben. Offenbar empfinden sie sich sowohl mehr „jüdisch“ als auch mehr „russisch-jüdisch“ – und beides scheint in ihren Augen zusammenzugehen.

Interessant auch, dass die Orthodoxen sich stärker als die Säkularen mit Israel als dem Jüdischen Staat verbunden fühlen. Orthodoxe besuchen Israel häufiger als die anderen Teilgruppen – insbesondere im Vergleich zu den Säkularen -, und sie sind häufiger Mitglied in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen. 17% der Orthodoxen sind Mitglied in solchen Organisationen, was ein deutlicher höherer Anteil ist als in den anderen Teilgruppen – und besonders deutlich über dem Anteil der Säkularen (5.6%) liegt.

Alter und kollektive Identität

Tab.5.4. Der Einfluss von Alter

	Alter unter 40	Alter 41-60	Alter über 61
5.4.1. Bedeutung, die einer jüdischen Bildung für die Kinder beigemessen wird (n=795 ;%; Chi sq=0)			
keine	19.4	33.5	35.7
Wenig	23.9	30.6	22.9
Groß	21.1	23.4	25.1
Sehr groß	35.6	12.5	16.3
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.2. Kenntnisse des Hebräischen (n=815 ;%; Chi sq=0)			
Keine	74.4	93.9	97.0
Etwas	18.3	4.3	2.0
Gut	3.3	0.9	1.0
Sehr gut	3.9	0.9	0.0
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.3. „Fühlen Sie Solidarität mit Israel?“ (n=920 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	4.7	1.8	2.8
Etwas	13.6	12.5	4.6
stark	28.3	29.0	25.6
Sehr stark	53.4	56.6	67.0
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.4. “Wie stark verfolgen Sie Ereignisse und Entwicklungen in Israel?“ (n=917 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	4.1	0.7	1.5
Etwas	23.3	13.8	5.3
Stark	33.2	36.1	31.0
Sehr stark	39.4	49.4	62.2
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.5. Jüdische Bildung für die Kinder wird / wurde ermöglicht? (n=689 ;%; Chi sq=0)			
Keine jüdische Bildung	38.8	64.9	73.8
Jüdische Sonntagsschule	20.0	14.2	6.2
Jüdische Tagesschule	23.8	10.0	11.6
Anderes	17.5	10.9	8.4
Total	100.0	100.0	100.0

5.4.6. Kind eines nicht-jüdischen Mannes u. einer jüdischen Frau wird betrachtet als... (n=922 ;%; Chi sq=0)			
jüdisch	57.5	38.0	28.3
Vergleichbar mit jüdisch	10.4	14.9	18.3
Nicht jüdisch	2.1	2.9	5.1
Hängt von der Erziehung daheim ab	30.1	44.2	48.3
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.7. "In welchem Maße fühlen Sie sich als Teil des jüdischen Volkes?" (n=948 ;%; Chi sq=0.002)			
Gar nicht	4.8	4.2	2.1
Etwas	15.9	14.2	7.4
stark	39.5	31.9	28.4
Sehr stark	39.8	49.7	62.1
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.8. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit nichtjüdischen Partnern (n=901 ;%; Chi sq=0)			
Dagegen	12.4	18.5	25.0
Nicht begeistert, aber vorstellbar	36.1	40.0	46.7
Keine Einwände	51.5	41.5	28.3
Total	100.0	100.0	100.0
5.4.9. „Wieviele Male sind Sie in Israel gewesen?“ (n=969 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	51.2	38.4	17.7
Einmal	29.2	32.7	26.0
Mehrere Male	19.6	29.0	56.3
Total	100.0	100.0	100.0

Wie wir sehen, ist auch bei den russischsprachigen Juden das Alter ein wichtiger Einflussfaktor. Wie wir Tabelle 5.4 entnehmen können, sind die Zusammenhänge zwischen jüdischen Identitätsmustern und Alter keineswegs ein-dimensional. So sind es die Befragten unter 40 Jahren, für die eine jüdische Erziehung der Kinder ganz klar die größte Bedeutung hat. Andererseits sind es die über 60jährigen, die sich mit Abstand am stärksten als Teil des jüdischen Volkes verstehen und die häufiger Mitglied in jüdischen Organisationen werden. Es sind ihrerseits wieder die jüngeren Befragten, bei denen stärkere Kenntnisse des Hebräischen vorhanden sind, während die ältere Generation eine stärkere Solidarität mit Israel bekundet. 97% der über 60jährigen verfügen über keinerlei Hebräischkenntnisse, während dies nur 74.4% jener Befragten im Alter unter 40 Jahren betrifft. 62.2% der über 60jährigen verfolgen intensiv die Ereignisse und Entwicklungen in Israel, während dasselbe nur 39.4% der unter 40jährigen tun. 73.8% der über 60jährigen haben ihren Kindern keine jüdischen Bildungsmöglichkeiten eröffnet, während dasselbe nur auf 38.8% der unter 40jährigen zutrifft. 73% der über 60jährigen sind Mitglieder in jüdischen Organisationen in Deutschland (Jüdische Gemeinden inbegriffen), während es in der Altersgruppe unter 40 nur 56.5% sind.

Interessanterweise betrachten die Befragten unter 40 Jahren Judentum und jüdisches Volk stärker nach halachischen Normen, als dies die Befragten über 60 Jahren tun. Dies wird deutlich, wenn es zu der Frage kommt, wie das Kind eines nicht-jüdischen Mannes und einer jüdischen Frau zu betrachten sei, wie auch das Kind eines jüdischen Mannes und einer nicht-jüdischen Frau. 57,5% der Befragten in der Altersgruppe unter 40 betrachten das Kind eines nicht-jüdischen Mannes und einer jüdischen Frau als eindeutig jüdisch, während die korrespondierende Zahl in der Altersgruppe über 60 nur 28,3% beträgt. 48,3% der Befragten über 60 sind der Meinung, ein solches Kind sollte als jüdisch betrachtet werden, wenn es zu Hause jüdisch erzogen wurde, während dies nur 30,1% der Befragten im Alter unter 40 so sehen.

Die einzelnen Altersgruppen demonstrieren somit unterschiedlich starke Verbindungen zum Judentum, zum jüdischen Volk und zu Israel. So legt die jüngere Generation, gemessen mit den

anderen, den relativ größten Wert auf jüdische Bildung, und ist auch am intensivsten bemüht, jüdische Bildungsangebote für die Kinder zu organisieren.

Die jüngeren russischsprachigen Juden besitzen – insgesamt gesehen – geringe Hebräischkenntnisse, aber es sind mehr als bei den älteren, und die jüngere Generation besucht auch die Synagogen-Gottesdienste häufiger. Dies erscheint konform mit ihrem generell stärker halachisch orientierten Verständnis, wer Jude sei. Andererseits ist es die Gruppe der älteren russischsprachigen Juden, die stärkere Zugehörigkeitsgefühle zum jüdischen Volk und mehr Solidarität mit dem Staat Israel signalisiert, wie auch eine allgemein größere Bereitschaft bekundet, sich jüdischen Organisationen und *russisch*-jüdischen Organisationen anzuschließen. Die je nach Alter unterschiedliche Intensität der Hinwendung zu *bestimmten* Aspekten jüdischen Lebens mag viel damit zu tun haben, dass sich die russischsprachigen Juden eine organisierte jüdische Welt in Deutschland erst allmählich erschließen. Dabei erlebt jede Alterskategorie für sich selbst unterschiedliche Realitäten und Erfahrungen. Die ältere Generation hat in ihrer Kindheit und Jugend keine oder kaum aktive jüdische Einrichtungen kennen gelernt. Die jüngere Generation ist dagegen mit jüdischen Einrichtungen in Deutschland stärker vertraut, obwohl auch sie zu Hause nur wenig jüdische Bildung erlebt hat.

Darüber hinaus fällt auf, daß die Befragten im Alter von über 60 Jahren engere Kontakte zu ihren früheren Heimatländern pflegen. Sie reisen häufiger dorthin, besuchen Verwandte, Freunde und besuchen die Gräber der Vorfahren. So fahren beispielsweise 29.4% der Befragten im Alter (61+) wenigstens einmal im Jahr in ihr früheres Heimatland, während der korrespondierende Anteil bei denen unter 40 Jahren nur 16% beträgt. Während die Bindungen an das Herkunftsland in der älteren Generation weit stärker bleiben, gehen diese Bindungen in der jüngeren Generation gleichwohl nicht vollkommen verloren.

Aufenthaltsdauer und kollektive Identität

Auch die Dauer des Aufenthaltes in Deutschland beeinflusst offenbar die kollektiven Identitäten der russischen Juden. So ist die Verbindung zu Judentum und jüdischem Volk eindeutig stärker ausgeprägt unter denjenigen, die schon länger als 16 Jahre im Land leben, verglichen mit jenen, die weniger als 10 Jahre hier verweilen. Erstere fühlen sich stärker zum jüdischen Volk gehörig und haben mehr Kontakt zu jüdischen Einrichtungen in Deutschland. Sie sind stärker motiviert, ihren Kindern eine jüdische Bildung zu vermitteln, und häufiger kritisch eingestellt, wenn es um eine Heirat ihrer Kinder – oder eine eigene Eheschließung - mit einem Nichtjuden/einer Nichtjüdin geht. Ihre engsten Freunde in Deutschland sind häufiger jüdisch, was auch auf die russischsprachigen Freunde zutrifft. Befragte, die mehr als 16 Jahre in Deutschland wohnen, zeigen zudem eine stärkere Verbundenheit mit Israel als jene, die weniger als zehn Jahre hier leben – was sich in der Häufigkeit der Israel-Besuche und den vorhandenen Hebräisch-Kenntnissen zeigt.

62.1% der länger hier lebenden Befragten (16 Jahre+) fühlen sich in starker Weise zugehörig zum jüdischen Volk, während die korrespondierende Zahl unter den erst seit kurzem hier lebenden (weniger als 10 Jahre) nur 39.8% betrug. 36.8% der länger hier lebenden Befragten (16 Jahre +) haben häufig Kontakt zu jüdischen Einrichtungen in Deutschland, während die korrespondierende Zahl unter den erst seit kurzem hier lebenden (weniger als 10 Jahre) nur 22.5% beträgt. 56.3% der länger hier lebenden Befragten (16 Jahre +) haben Israel bereits mehrere Male besucht, während dies nur auf 19,6% der erst seit kurzem hier lebenden (weniger als 10 Jahre) zutrifft. Damit kristallisiert sich heraus, dass die russischsprachigen Juden sich mit zunehmendem Aufenthalt in Deutschland ihrer Jüdischkeit stärker bewußt werden. Dies mag zum Teil dadurch

erklärt werden, dass viele der russischsprachigen Juden vor ihrer Emigration vom Judentum grundsätzlich entfernt waren, und dass Deutschland der Platz ist, an dem sie sich das jüdische Erbe schrittweise (wieder) aneignen.

Wie erwartet werden konnte, pflegen diejenigen Befragten, die weniger als 10 Jahre in Deutschland leben, intensivere Kontakte in das frühere Heimatland, als dies die schon länger hier lebenden tun. Vorrangig werden Verwandte und Freunde besucht und das Land touristisch bereist. Darüber hinaus fällt aber auch auf, dass diejenigen, die schon länger in Deutschland leben, ebenfalls Kontakte zum früheren Heimatland behalten. 70.4% der Befragten mit Aufenthaltsdauer in Deutschland von weniger als 10 Jahren haben häufig oder sehr häufig Kontakt mit Verwandten oder Freunden im ehemaligen Heimatland, während die korrespondierende Zahl bei Befragten mit einer Aufenthaltsdauer von mehr als 16 Jahren immerhin noch 40.4% beträgt. 49.4% der Befragten mit Aufenthaltsdauer in Deutschland von weniger als 10 Jahren reisen mindestens einmal in zwei Jahren in ihr früheres Heimatland, während die korrespondierende Zahl bei Befragten mit einer Aufenthaltsdauer von mehr als 16 Jahren bei 23,9% liegt. Es wird offensichtlich, dass ein längerer Aufenthalt in Deutschland die Verbindungen ins frühere Heimatland allmählich abschwächt, die russischsprachigen Juden insgesamt aber in transnationalen Netzwerken verbunden bleiben, da sie auch langfristig Kontakte zum Herkunftsland halten und diese Kontakte in ihren hiesigen Alltag integrieren.

Homogene und nicht-homogene jüdische Familien

Grundsätzlich fällt auf, dass Befragte, die aus homogen-jüdischen Familien kommen, eine stärkere Verbindung zu Judentum und jüdischem Volk besitzen als Personen mit exogamem Elternhaus (Tab. 5.5). Das wird daran deutlich, wie stark sich die Befragten als Teil des jüdischen Volkes verstehen; wie hoch sie motiviert sind, ihren Kindern eine jüdische Bildung zu vermitteln und wie häufig die Einwände gegen eine eigene Heirat – oder eine Heirat der Kinder – mit nichtjüdischem Partner/Partnerin sind. Auf der anderen Seite betonen die Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien auch in stärkerem Maße die Unannehmlichkeiten in Deutschland, die sich aus der Erinnerung an die Shoah, dem in Deutschland präsenten Antisemitismus und aus eigenen, persönlichen Erfahrungen mit Antisemitismus ergeben. Zudem sind die Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien in größerer Zahl in den jüdischen Organisationen des Landes präsent und besuchen häufiger die Synagoge. Schließlich wird bei ihnen auch eine stärkere Verbindung mit Israel ersichtlich: Sie besuchen Israel häufiger, fühlen in stärkerem Maße Solidarität mit dem jüdischen Staat, verfolgen dort intensiver die aktuellen Ereignisse und Entwicklungen und sind häufiger aktiv in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen. 52,3% der Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien fühlen sich in sehr starkem Maße als Teil des jüdischen Volkes, während dies nur auf 25,6% der Abkömmlinge aus gemischten Elternhäusern zutrifft. 74,5% der Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien sind Mitglieder in jüdischen Organisationen (incl. der Jüdischen Gemeinden) in Deutschland. 66,5% fühlen eine starke Solidarität mit Israel, bei den Abkömmlingen aus gemischten Elternhäusern sind es 47,3%.

Außerdem verfolgen 58,8% der Befragten aus homogen-jüdischen Familien die Ereignisse und Entwicklungen in Israel sehr intensiv, während dies nur 39,3% der Abkömmlinge aus gemischten Elternhäusern tun. Andererseits fühlen sich Abkömmlinge aus gemischten Familien stärker mit dem ursprünglichen Heimatland verbunden: Sie reisen öfter dorthin, fühlen sich dort (graduell) eher zu Hause und fühlen sich auch häufiger als andere Immigranten als Teil der Nation des Herkunftslandes.

Tab. 5.5. Homogene und nicht-homogene jüdische Familien

	Nicht-homogene Familien	Homogen jüdische Familien
5.5.1. „In welchem Maß fühlen Sie sich als Teil des jüdischen Volkes?“ (n=943 ;%; Chi sq=0)		
Gar nicht	12.0	1.5
Etwas	24.4	10.9
Stark	38.0	35.3
sehr stark	25.6	52.3
Total	100.0	100.0
5.5.2. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit nichtjüdischen Partnern (n=896; %; Chi sq=0)		
Dagegen	10.4	17.5
Nicht begeistert, aber vorstellbar	25.7	43.0
Keine Einwände	63.9	39.6
Total	100.0	100.0
5.5.3. Haltung zu eigener Heirat mit nichtjüdischem Partner/Partnerin (n=464; %; Chi sq=0)		
Dagegen	15.7	25.4
Nicht begeistert, aber vorstellbar	23.5	34.1
Keine Einwände	60.8	40.5
Total	100.0	100.0
5.5.4. „Fühlen Sie Solidarität mit Israel?“ (n=957 ;%; Chi sq=0)		
Gar nicht	4.5	2.3
Etwas	14.8	6.8
Stark	33.3	24.4
Sehr stark	47.3	66.5
Total	100.0	100.0
5.5.5. Inwiefern verfolgen Sie Ereignisse und Entwicklungen in Israel? (n=954 ;%; Chi sq=0)		
Gar nicht	4.2	1.0
Etwas	19.8	8.5
Stark	36.6	31.6
Sehr stark	39.3	58.8
Total	100.0	100.0
5.5.6. Fühlen Sie sich als Teil der Nation ihres Herkunftslandes? (n=932 ;%; Chi sq=0)		
Gar nicht	20.9	31.3
Etwas	25.6	28.3
Stark	36.2	30.8
Sehr stark	17.3	9.6
Total	100.0	100.0

Einfluß von endogamen/exogamen Partnerschaften

Ähnlich wie bei der Frage von homogenen versus nicht-homogen jüdischen Elternhäusern interessierte uns auch, inwiefern sich eine jüdisch-homogene bzw. exogame Partnerschaft der Befragten auf ihre kollektiven Identitäten auswirkt. In relativ eindeutiger Weise zeigte sich hier, dass die russischsprachigen jüdischen Befragten mit jüdischem Partner (Partnerin) eine viel stärkere Verbindung zum Judentum und zum jüdischen Volk besitzen als jene, die mit nicht-jüdischem Partner (Partnerin) leben. Wie aus Tabelle 5.6. ersichtlich wird, finden sich die Unterschiede vor allem in der Intensität der Kontakte mit jüdischen Institutionen in Deutschland; in der Bedeutung, die einer jüdischen Bildung der Kinder beigemessen wird; in der kritischen Haltung gegenüber einer eigenen Heirat – oder einer Heirat der Kinder – mit nichtjüdischem Partner/Partnerin; in der kritischen Bewertung von gegenwärtigem Antisemitismus in Deutschland und von eigenen, persönlichen Erfahrungen mit Antisemitismus; in der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland - einschließlich der russischsprachigen Freunde – wie auch in der Häufigkeit der Gottesdienstbesuche. Die Befragten mit homogen-jüdischer Partnerschaft besuchen Israel öfter und sind häufiger Mitglied in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen. 21.1% der Befragten mit homogen-jüdischer Partnerschaft sind gegen eine mögliche Heirat ihrer Kinder mit

nichtjüdischem Partner/-in, während dies nur 6.1% unter denjenigen mit exogamer Partnerschaft sind. 40.5% der Befragten mit homogen-jüdischer Partnerschaft zählen ausschließlich Juden zu ihren engsten Freunden in Deutschland, während die korrespondierende Zahl für jene in exogamen Partnerschaften bei 24.8% liegt. 36.1% der Befragten mit homogen-jüdischer Partnerschaft haben noch nie Israel besucht, während der korrespondierende Anteil bei Befragten mit jüdischem Partner/-in immerhin 53.1% beträgt.

Bei allen von uns eingesetzten Parametern wurde deutlich, dass bei endogamen Partnerschaften eine viel stärkere Verbindung zum Judentum und zum jüdischen Volk existiert als bei exogamen. Andererseits hatten unsere Befragten mit homogen-jüdischen Partnerschaften eine weniger positive Sichtweise auf das jüdische Leben in Deutschland und zeigten eine stärkere Neigung, sich in einem homogenen russischsprachig-jüdischen Umfeld zu bewegen. Das wurde unter anderem sichtbar am häufigeren Besuch der Synagogen-Gottesdienste, und in indirekter Weise spiegelte sich dies auch in einem stärkeren Gefühl der Solidarität mit Israel wieder.

Tab. 5.6. Einfluß endogamer/exogamer Partnerschaften

	In Partnerschaft mit Nichtjude/ Nichtjüdin	In Partnerschaft mit Jude/Jüdin
5.6.1. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit nichtjüdischen Partnern (n=667; %; Chi sq=0)		
Dagegen	6.1	21.1
Nicht begeistert, aber vorstellbar	31.7	43.5
Keine Einwände	62.2	35.4
Total	100.0	100.0
5.6.2. Haltung zu eigener Heirat mit nichtjüdischem Partner/Partnerin (n=283; %; Chi sq=0)		
Dagegen	8.9	30.2
Nicht begeistert, aber vorstellbar	22.8	32.4
keine Einwände	68.3	37.4
Total	100.0	100.0
5.6.3. „Wie oft sind Sie in Israel gewesen?“ (n=693; %; Chi sq=0)		
Nie	53.1	36.1
Einmal	27.1	31.7
Mehrere Male	19.8	32.2
Total	100.0	100.0
5.6.4. „Wie oft reisen Sie in's einstige Herkunftsland?“ (n=684 ;%; Chi sq=0)		
Mindestens einmal im Jahr	31.4	21.6
Einmal aller zwei Jahre	19.0	14.3
Weniger als einmal in zwei Jahren	20.9	20.4
Selten, wenn überhaupt	28.7	43.7
Total	100.0	100.0

Auf der anderen Seite halten die russischsprachigen Befragten mit nichtjüdischem Partner/ Partnerin stärkere Verbindungen in das einstige Herkunftsland: Sie haben häufiger Kontakt zu Verwandten und Freunden, die in der einstigen Heimat geblieben sind, und bereisen das Land öfters als Touristen. 50,4% der Befragten mit nichtjüdischem Partner/Partnerin reisen wenigstens einmal in zwei Jahren in die einstige Heimat, während die korrespondierende Zahl bei den Befragten mit jüdischem Partner/-in nur 35,9% beträgt.

Einfluß von Wohnort auf kollektive Identitäten

Die jeweilige Wohnort-Region hat ebenfalls einen signifikanten Einfluß auf jene Haltungen der russischsprachigen Juden, die uns im Rahmen der Studie besonders interessieren (Tab. 5.7.1-4). Befragte im Osten Deutschlands zeigen eine allgemein schwächere Verbindung zum Judentum und zum jüdischen Volk, als dies die Befragten im Westen Deutschlands und speziell in Berlin tun. Die Unterschiede werden deutlich bei der gefühlten Zugehörigkeit zum jüdischen Volk; der Häufigkeit der Kontakte mit jüdischen Einrichtungen in Deutschland; der Bedeutung, die einer jüdischen Bildung für die eigenen Kinder beigemessen wird; der kritischen Einstellung zu einer Heirat der Kinder – oder einer eigenen Heirat – mit nichtjüdischem Partner/Partnerin; der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland wie auch der engsten russischsprachigen Freunde. Die Befragten in Ostdeutschland zeigten auch eine schwächere Verbindung zu Israel, gemessen an jenen mit Wohnort in Berlin bzw. in den alten Bundesländern. Dies wurde deutlich anhand der (relativ) geringen Häufigkeit der Besuche in Israel; eines schwächeren Gefühls der Solidarität mit dem jüdischen Staate; eines geringeren Interesses, den aktuellen Ereignissen und Entwicklungen in Israel zu folgen; anhand von weniger Mitgliedschaften in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen und schließlich auch anhand geringerer Hebräisch-Kenntnisse.

So fühlten 48.7% der Befragten in den neuen Bundesländern eine starke Solidarität mit Israel, während die korrespondierenden Anteile bei den Befragten in Berlin und in den alten Bundesländern bei 62% und 66.3% lagen. Nur ganze 1.8% der Befragten im Osten sind Mitglied in einer zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisation, während dies 4.6% der Befragten in Berlin und 10.1% der Befragten im Westen waren (Tab. 5.7.2.). In ähnlicher Weise haben 64.3% der Befragten im Osten keine Einwände gegen eine mögliche Heirat ihres Kindes mit einem nicht-jüdischen Partner/Partnerin, während diese Haltung in Berlin und im Westen nur 43.1% bzw. 29.3% der Befragten teilen. 20.1% der Befragten in Ostdeutschland bestätigten, dass ihre engsten Freunde in Deutschland ausschließlich jüdisch seien, während der korrespondierende Anteil unter den Befragten in Berlin bei 38% und unter den Befragten in Westdeutschland bei 44% lag.

Dass Juden, die heute in Ostdeutschland wohnen, sich grundsätzlich weniger stark mit Judentum, jüdischem Volk und Israel verbunden fühlen, mag – wie bereits erwähnt - zumindest teilweise darin begründet sein, dass sie sehr kleinen jüdischen Gemeinden angehören, welche sich oft weit entfernt von den größeren jüdischen Zentren in Deutschland befinden. Geographisch eher an der Peripherie, sind diese Juden stärker abhängig von ihrer (nichtjüdischen) Umgebung, und damit mehr offen für deren Kultur und allgemeine Orientierungen.

Daneben ergaben unsere Daten, dass die russischsprachigen Juden in Berlin *deutschlandweit* die stärksten Kontakte zur *generellen* russischsprachigen Gemeinschaft (jüdisch und nichtjüdisch) besitzen. Dies läßt sich ablesen aus stärkeren Zugehörigkeitsgefühlen zur russischsprachigen *jüdischen* Gemeinschaft in Deutschland; aus den stärkeren Zugehörigkeitsgefühlen zur generellen russischsprachigen Community in Deutschland und schließlich aus einer höheren Mitgliederrate in Organisationen, die unter russischsprachigen Juden in Deutschland aktiv sind.

So fühlen sich 28,2% der Befragten in Berlin in sehr starker Weise als Teil der russischsprachigen Community in Deutschland, während die korrespondierenden Zahlen für die Befragten im Westen und im Osten Deutschlands nur 15,2% bzw. 14,3% betragen. Die deutlich engere Verbundenheit mit der russischsprachigen Community in Berlin läßt sich mit der allgemein großen Zahl von in Berlin lebenden russischsprachigen Juden und Nichtjuden wie auch der großen Zahl von russischsprachigen Kultur- und Bildungseinrichtungen, Clubs, Freizeitzentren und Vereinen begründen, die von beiden Populationsgruppen in der Tat stark frequentiert werden.

Größe der Jüdischen Gemeinde und kollektive Identitäten

Als Einflussfaktor für kollektive Identität spielt auch bei den russischsprachigen Juden die Größe der Jüdischen Gemeinde, zu der sie gehören, eine wichtige Rolle. Wie sich wiederum zeigt, ist die Verbundenheit mit Judentum und jüdischem Volk in den großen jüdischen Gemeinden deutlich stärker als in mittleren und kleinen Gemeinden (Tab. 5.7.5-7). Dies lässt sich erkennen an der Bedeutung, die der jüdischen Bildung für die Kinder beigemessen wird; an der kritischen Einstellung zu einer möglichen Heirat der Kinder – oder einer eigenen Heirat – mit einem nichtjüdischen Partner; der Jüdischkeit der engsten Freunde in Deutschland wie auch der russischsprachigen Freunde unter ihnen. Die Verbindung mit Israel ist ebenfalls (etwas) stärker unter den Befragten in den großen jüdischen Gemeinden, was sich am Interesse für die aktuellen Ereignisse und Entwicklungen in Israel und an der Häufigkeit von Mitgliedschaften in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen ablesen lässt.

Tab. 5.7. Wohnort-Region und Größe der jüdischen Gemeinde als Einflußfaktoren

	Wohnort in Berlin	Wohnort im Osten	Wohnort im Westen
5.7.1. Solidarität mit Israel in Korrelation zum Wohnort (n=962 ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	3.1	0.9	3.7
Wenig	2.3	20.1	6.0
stark	32.6	30.3	24.0
Sehr stark	62.0	48.7	66.3
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.2. Mitgliedschaft in zionistischen/Pro-Israel-Organisationen je nach Wohnort (n=923 ;%; Chi sq=0)			
Nein	95.4	98.2	89.9
Ja	4.6	1.8	10.1
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.3. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit nichtjüdischen Partnern (nach Wohnort) (n=901; ;%; Chi sq=0)			
Dagegen	34.1	9.2	13.8
Nicht begeistert, aber vorstellbar	36.6	26.6	43.1
Keine Einwände	29.3	64.3	43.1
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.4. Verbundenheit mit der russischsprachigen Community nach Wohnort (n=854; ;%; Chi sq=0)			
Gar nicht	15.4	14.8	23.5
Etwas	16.2	35.0	20.4
stark	40.2	35.9	40.9
Sehr stark	28.2	14.3	15.2
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.5. Haltung zu einer möglichen Heirat der Kinder mit Nicht-Juden in Korrelation zu Gemeindegröße (n=901 ;%; C-sq=0)			
	Große Gemeinde	Mittlere Gemeinde	Kleine Gemeinde
Dagegen	22.4	8.0	10.1
Nicht begeistert, aber vorstellbar	41.1	37.9	29.4
Keine Einwände	36.5	54.1	60.5
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.6. Mitgliedschaft in zionistischen / anderen Pro-Israel-Organisationen in Korrelation zu Gemeindegröße (n=923 ;%; Chi sq=0)			
Nein	88.0	97.0	98.5
Ja	12.0	3.0	1.5
Total	100.0	100.0	100.0
5.7.7. Verbundenheit mit russischsprachiger Community in Korrelation zu Gemeindegröße (n=930 ;%; C-sq=0)			
Gar nicht	6.3	11.3	8.5
Wenig	19.1	27.6	28.5
stark	40.2	39.2	40.0
Sehr stark	34.4	22.0	23.1
Total	100.0	100.0	100.0

So haben 36.5% der Befragten in großen jüdischen Gemeinden keine Einwände gegen eine Heirat ihrer Kinder mit nichtjüdischem Partner (Partnerin), während die korrespondierenden Zahlen bei den Befragten in mittleren und kleinen Gemeinden 54.1% bzw. 60.5% betragen. 12% der Befragten in großen jüdischen Gemeinden waren Mitglied in einer zionistischen oder anderen pro-israelischen Organisation, während die korrespondierenden Anteile bei den Befragten in mittleren und kleinen jüdischen Gemeinden nur 3% bzw. 1% betragen.

Insgesamt erscheinen die Unterschiede aber nicht zu dramatisch, und die bestehenden Unterschiede liegen mit hoher Wahrscheinlichkeit darin begründet, dass die großen Gemeinden deutlich mehr jüdische Institutionen, Vereine, Netzwerke mit identitätsstiftenden Programmen aufzuweisen haben und sie zudem eine stärkere Präsenz in der Öffentlichkeit zeigen.

Zusätzlich kann auch hier konstatiert werden, dass die Befragten aus den großen jüdischen Gemeinden tendenziell stärker sowohl mit der russisch-jüdischen Community wie auch mit der allgemeinen russischsprachigen Community (jüdisch *und* nichtjüdisch) verbunden waren, als dies bei den Befragten in mittleren und kleinen Gemeinden der Fall war. Der Unterschied ist wiederum erkennbar im Zugehörigkeitsgefühl zur russischsprachig-jüdischen Community; im Zugehörigkeitsgefühl zur russischsprachigen Community in Deutschland und in der Häufigkeit der Mitgliedschaft in Organisationen, die unter russischsprachigen Menschen aktiv sind.

Geographische Herkunft als Einflußfaktor

Geographische Herkunft hatte unter den befragten Personen mit ursprünglichem Wohnort in der ehemaligen Sowjetunion offensichtlich keinen oder nur sehr geringen Einfluss auf die von uns untersuchten Aspekte kollektiver Identität. Immerhin ließ sich feststellen, dass diejenigen Befragten, die im europäischen Teil der früheren Sowjetunion geboren waren (ohne Russland und Ukraine) oder aus anderen Ländern Osteuropas kamen, häufiger Mitglied in einer jüdischen Organisation in Deutschland waren. Außerdem reist dieser Personenkreis seltener in die vormaligen Heimatländer, als es Personen aus anderen geographischen Regionen der früheren Sowjetunion tun. Ebenso zeigen die Befragten aus dem europäischen Teil der früheren Sowjetunion (ohne Russland und Ukraine) oder aus anderen Ländern Osteuropas eine geringere Verbundenheit mit der Nation ihres Herkunftslandes.

Kollektive Identitäten bei jüngeren russischsprachigen und einheimischen Juden (unter 40)

Ein Vergleich zwischen den einheimischen und zugewanderten Juden in der Altersgruppe unter 40 bietet zusätzliche Aufschlüsse über Unterschiede und Gemeinsamkeiten bei den kollektiven Identitäten. Es zeigte sich, dass die Verbundenheit mit dem jüdischen Volk und mit Israel bei den Einheimischen stärker ausgeprägt ist als bei den Immigranten. Ein weiterer Unterschied ergibt sich beim jeweiligen Vergleich zwischen der Verbundenheit mit dem jüdischen Volk und der Solidarität mit Israel: Unter den Einheimischen gibt es kaum Unterschiede in den jeweiligen Werten, während unter den russischsprachigen Juden die Verbundenheit mit Israel etwas höher liegt – aber dennoch hinter jener der Einheimischen zurückbleibt. Insgesamt bedeutet dies, dass die jüngeren Einheimischen stärker mit dem Judentum und mit Israel verbunden sind als die russischsprachigen Juden – zumindest jene im Alter von unter 40 Jahren – und dass das nationale Bewusstsein unter den Immigranten stärker ausgeprägt ist als ihre religiösen Affinitäten. Einzuräumen ist aber auch eine in beiden Gruppen vergleichsweise geringe Neigung, sich in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen zu engagieren, wobei auch hier Differenzen zwischen den Einheimischen und den russischsprachigen Juden deutlich werden. So gaben immerhin 21,9% der Einheimischen an, Mitglied in einer zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisation zu sein, aber nur 8,1% der russischsprachigen Juden taten dasselbe.

Eine Mehrheit der Befragten aus beiden Gruppen besucht Synagogen-Gottesdienste zumindest von Zeit zu Zeit, aber auch dies kommt unter den Einheimischen häufiger vor als unter den russischsprachigen Juden.

Brisant ist auch in den jüngeren Gruppen, wie die Frage „Wer ist jüdisch?“ beantwortet wird. Nicht wenige Befragte aus beiden Gruppen unter 40 Jahren bekräftigen die halachischen Definitionen, doch ebenso finden sich viele auf beiden Seiten, die offen dafür plädieren, die Jüdischkeit unter bestimmten Umständen von der Erziehung und Bildung daheim abhängig zu machen. Insgesamt betrachten die Einheimischen und die russischsprachigen Juden die Problematik „Wer ist Jude?“ kaum unterschiedlich. Wir schließen daraus, dass die jungen russischsprachigen Juden dazu neigen, Vorstellungen von Jüdischkeit zu übernehmen, wie sie bei den Einheimischen schon seit längerem präsent sind. An diesem Punkt scheint es durchaus angebracht, von einer Tendenz zur Konvergenz zu sprechen.

Unterschiede ergeben sich dagegen wieder im Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Nation, wobei die beiden Gruppen keine diametrale Position einnehmen. Tendenziell zeigen sich die einheimischen Juden aufgeschlossener bezüglich Verbundenheit zur deutschen Nation. Immerhin zeigen sich aber rund 50% der einheimischen und rund 70% der russischsprachigen Juden reserviert gegenüber dem Gedanken, sich als Teil der deutschen Nation zu fühlen. Dies überrascht umso mehr, da wir es hier mit einer Gruppe von jungen Befragten zu tun haben (unter 40), die entweder in diesem Land aufgewachsen sind (Einheimische) oder in einem relativ frühen Alter nach Deutschland emigriert sind. Einen ähnlichen Widerspruch hatten wir bereits beim Gesamt-Sample beschrieben.

Schlußfolgerungen

Eines der wesentlichen Ziele in unserer Umfrage bestand darin, die Konturen einer möglichen neuen kollektiven Identität der Juden in Deutschland – oder auch *verschiedener* neuer Identitäten – zu erkennen. So waren verschiedene Fragen im Leitfaden enthalten, die sich explizit auf Gefühle von Zugehörigkeit und von Gruppensolidarität konzentrierten: einerseits das Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk, die Solidarität mit Israel und die Haltungen zur deutschen (Aufnahme-)Gesellschaft, andererseits die Verbindung und Haltung zum Herkunftsland und zur Herkunftsnation (bei Personen mit migratorischem Hintergrund). Solidarität mit Israel und das Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk erreichten die höchsten Werte, wobei auch Bindungen an das frühere Herkunftsland bzw. an die deutsche Nation zumindest bei einem Teil der von uns befragten Personen eine gewisse Signifikanz besaßen. Da wir besonders hohe Werte für die Anbindung an das jüdische Volk erhielten, war auch von besonderem Interesse, woran unsere Respondenten Jüdischkeit im *heutigen* Kontext festmachen. Die von uns befragten Frauen und Männer waren der Ansicht, dass religiöse Prinzipien und Determinanten die grundlegende Komponente für Jüdischkeit (auch heute noch) stellen – zumindest traf dies für eine leichte Mehrheit zu. Dieses Ergebnis ist umso interessanter, da die meisten der Befragten, welche die Religion als grundlegende Komponente für Judentum betrachteten, sich *nicht* mit dem orthodoxen Judentum verbunden fühlen. In dieses Muster passt auch, dass die meisten der Befragten, die sich in der Umfrage als *nicht* religiös bezeichneten, dennoch wenigstens einmal im Jahr die Synagoge besuchen.

Parallel, und davon nicht wirklich zu trennen, brachten viele Respondenten den religiösen Faktor ins Spiel, wenn es darum ging, wer Jude/Jüdin sei und inwiefern Nichtjuden Anschluss an die jüdische Gemeinschaft finden könnten. Insgesamt fand sich eher ein „Mix“ aus halachischen und nicht-halachischen Ansichten zu dieser Frage. Große prozentuale Minderheiten unter den Befragten betonten, dass die jüdische Bildung/Erziehung eine zentrale Rolle dafür spiele, wer Jude

sei oder nicht. Ein relativ großer Prozentsatz der Befragten hatte kein Problem mit der Option, dass entweder die eigenen Kinder oder er/sie selbst einen nicht-jüdischen Partner heiraten würden. Andererseits wirkte der religiöse Faktor sogar in Antworten der säkularen russischsprachigen Juden hinein, doch offensichtlich verliert er an Gewicht. Säkulare russischsprachige Juden haben in der Tat eine schwächere Anbindung an Judentum, jüdisches Volk und Israel. Sie sehen Judentum und jüdisches Volk weniger in halachischen Kategorien. Orthodoxe neigen ihrerseits zu stärkerer Aktivität in jüdischen Einrichtungen und in homogen-jüdischen Milieus.

Zu diesem Bild kommt hinzu, dass die jüngere Altersgruppe der Befragten generell mehr Wert auf eine jüdische Bildung für die eigenen Kinder legt, obwohl die höheren Altersgruppen stärkere Zugehörigkeitsgefühle zum jüdischen Volk demonstrieren und häufiger Mitglied in jüdischen Organisationen und russisch-jüdischen Einrichtungen sind. Ein bemerkenswertes Ergebnis erscheint uns, dass mit der Länge des Aufenthaltes in Deutschland die Anbindungen an das Judentum stärker werden. Zumindest äußert sich dies in einem stärkeren Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk, in häufigeren Kontakten mit jüdischen Einrichtungen und der Motivation, den eigenen Kindern eine jüdische Bildung zu ermöglichen.

Einheimische Befragte äußern sich kritischer gegenüber exogamen Ehen – sowohl was sie persönlich wie auch ihre Kinder betrifft. Ihre engsten Freunde in Deutschland sind häufiger jüdisch, und ihre Verbindungen zu Israel sind intensiver. Eine Erklärung hierfür ergibt sich daraus, dass die russischsprachigen Juden vor ihrer Emigration nach Deutschland stark vom Judentum entfremdet waren und in vielen Fällen erst in Deutschland einen neuen Zugang zu ihrem jüdischen Erbe finden. Verbindungen ins Herkunftsland bestehen ungeachtet dessen weiter. Während die erst seit kurzem in Deutschland lebenden russischsprachigen Zuwanderer relativ intensive Kontakte in die vormalige Heimat halten, bleiben auch diejenigen mit deutlich längerer Aufenthaltsdauer in der Bundesrepublik zu einem bestimmten Grad mit dem Herkunftsland verbunden.

Unverkennbar zeigen die befragten Personen, die aus homogen-jüdischen Familien stammen, eine stärkere Verbindung zum Judentum und zum jüdischen Volk, als dies bei Personen mit gemischten Elternhäusern der Fall ist. Personen aus homogen-jüdischen Familien haben zudem einen kritischeren Blick auf negative Aspekte in der deutschen Gesellschaft, zum einen im Kontext der Shoah, zum anderen bezüglich Antisemitismus im Allgemeinen, aber auch in Hinsicht auf eigene, persönliche Erfahrungen mit Antisemitismus. Abkömmlinge aus homogen-jüdischen Familien sind auch häufiger in jüdischen Organisationen vertreten und besuchen zudem häufiger die Synagoge. Zugleich haben sie eine intensivere Verbindung zu Israel: Sie besuchen das Land häufiger und fühlen sich stärker solidarisch mit dem jüdischen Staat. In einer ganz ähnlichen Weise, zeigen auch diejenigen Befragten, die in endogamer Partnerschaft leben, eine stärkere Verbindung zum Judentum und zum jüdischen Volk, als dies bei exogamen Partnerschaften der Fall ist. Unter den russischsprachigen Immigranten mit endogamer Partnerschaft ist zudem die Bindung an das frühere Heimatland schwächer, folglich reisen sie auch seltener dorthin.

Auch die jeweilige Wohnort-Region in Deutschland und die Größe der jüdischen Gemeinde, der die Befragten angehören, hat offenbar Einfluss auf die individuellen wie kollektiven Identitäten. Die Juden in Ostdeutschland – durchweg Gemeinden kleiner oder maximal mittlerer Größe – scheinen dabei generell weniger verbunden mit Judentum, jüdischem Volk und Israel, was – wie schon erwähnt - zumindest teilweise erklärbar ist durch die periphere Lage, meist weit entfernt von größeren jüdischen Zentren. Auf Grund dieser Konstellation sind die Juden in Ostdeutschland bisher stärker abhängig von ihrer nichtjüdischen Umgebung und lassen sich mehr als anderswo auf deren kulturelle und gesellschaftliche Orientierungen und Muster ein.

Beim Vergleich der jungen Erwachsenen (unter 40) in den beiden Teilgruppen der Einheimischen und der russischsprachigen Juden fällt auf, dass die jungen Einheimischen generell stärker in jüdische Aktivitäten involviert sind und auch eine stärkere Solidarität mit Israel entwickeln als die jungen Immigranten. Andererseits wird deutlich, dass nationales bzw. ethnisches (jüdisches) Bewußtsein bei den jungen russischsprachigen Juden deutlich stärker ausgeprägt ist als ihr religiöses Interesse. Darüber hinaus scheint in beiden Gruppen von jungen Erwachsenen die überwiegende Mehrheit kein Interesse an Aktivitäten in zionistischen oder anderen Pro-Israel-Organisationen zu besitzen – während sich, wiederum, am ehesten noch ein Engagement unter den Einheimischen findet. Hingegen findet sich eine Mehrheit sowohl unter den jungen Einheimischen wie auch unter den russischsprachigen Juden, welche zumindest von Zeit zu Zeit Synagogen-Gottesdienste besucht. Auch hier sind wiederum die einheimischen, deutschsprachigen Juden graduell aktiver.

Somit zeigen sich deutliche Unterschiede in den Haltungen der jungen einheimischen, deutschsprachigen Juden und der jungen, russischsprachigen Juden aus Zuwandererfamilien. Doch gleichzeitig teilen sie grundlegende positive Einstellungen zum Judentum wie auch zusätzliche Loyalitäten und Interessen. Mehr als jede andere Altersgruppe, aber auch innerhalb ihrer eigenen Prioritätenfolge, legen die jungen Juden beider Teilgruppen relativ viel Wert auf jüdische Bildung.

In der Summe, und in den Begrifflichkeiten von Identität, wie wir sie im einführenden Kapitel beschrieben haben, begegnet uns hier eine jüdische Bevölkerung, die – wenn auch im Kontext einer ganz speziellen Migrationssituation und einer speziellen jüdischen Geschichte vor Ort – *ethno-kulturellen* Orientierungen folgt und sich im entsprechenden (ethno-kulturellen) Cluster bewegt. Das Datenmaterial unserer Umfrage spiegelt dies sehr deutlich wieder.

- a. Die Umfrage hat gezeigt, dass Juden in Deutschland sich deutlich der jüdischen Gemeinschaft verpflichtet fühlen – zu allererst der lokalen Gemeinde und darüber hinaus der jüdischen Welt.
- b. Kollektive Solidarität drückt sich im Besonderen dann aus, wenn es um die eigene Beziehung zu Israel geht. Diese enge, solidarische Verbindung mit Israel wird nicht in Begriffen und Vorstellungen von nationaler Ideologie formuliert, sondern speist sich aus dem Fakt, dass Israel ein jüdischer Staat sowie eine Nation ist, weshalb es auf die Solidarität der Juden weltweit zählen kann.
- c. Andererseits findet sich in der jüdischen Bevölkerung in Deutschland, anders etwa als in Frankreich oder den USA, eine weitgehende Reserviertheit, sich selbst als Teil der hiesigen Nation zu bezeichnen. Das hindert die von uns befragten Personen aber nicht daran, positive Aspekte und Vorteile der heutigen deutschen Gesellschaft wertzuschätzen und es für normal oder sogar wünschenswert zu halten, die Kultur des Landes zu erlernen und zumindest teilweise zu übernehmen.
- d. Die größere Schwierigkeit besteht für Deutschlands Juden heute – möglicherweise mit Ausnahme der (ultra-)orthodoxen Minderheit - offenbar darin, klar zu definieren, was sie (gemeinsam) als das Spezielle, Typische von Jüdischkeit empfinden, über eine Mischung aus Werten und Merkmalen hinaus wie Gruppensolidarität, symbolische – aber nicht zu intensive – Anbindung an die (lokale) Synagoge, Anerkennung *einiger* religiöser Leitlinien aus der Tradition der Vorväter. Unverkennbar kann dagegen bei den meisten Juden in Deutschland das bekannte Phänomen des “Dabeiseins-ohne-zu-glauben” (“belonging without believing”) beobachtet werden.

Während diese Merkmale fast die gesamte jüdische Gemeinschaft in Deutschland zu charakterisieren scheinen, gibt es für die russischsprachigen Juden im Lande noch ein paar spezielle Merkmale hinzuzufügen:

- a. Kollektive Identität schließt für die russischsprachigen Juden in Deutschland ein, ihre Solidarität auch auf diejenigen russischsprachigen Juden auszudehnen, die weiter im Herkunftsland oder in andere Teilen der Diaspora leben. Hieraus läßt sich die Realität einer russischsprachig-jüdischen Diaspora erkennen, die sich als ein neuer Teil – aber eben ein sehr spezieller Teil - der heutigen globalen jüdischen Welt präsentiert.
- b. Eine Besonderheit der russischsprachigen jüdischen Gemeinschaft besteht in der weiterhin starken Nutzung von russischer Sprache und Kultur, welche von den Immigranten als essentielle kulturelle Elemente ihrer eigenen, jüdischen Community verstanden werden.
- c. Die starke Kohärenz der russischsprachig-jüdischen Community äußert sich unter anderem darin, dass sie nicht in der nichtjüdischen russischen Community in Deutschland – welche die eigene Gruppe numerisch um ein Vielfaches übertrifft – aufgeht.
- d. Die starke Verbundenheit mit der russischen Sprache und Kultur steht nicht im Widerspruch zu einer Aufgeschlossenheit gegenüber der hebräischen Sprache und kulturellen Symbolen und Mustern, die von der israelischen Gesellschaft aus in Teile der Diaspora hineinwirken.

Diese Merkmale zeigen deutlich die besondere Signifikanz des russischsprachigen jüdischen Transnationalismus. Dieser Transnationalismus vereint in sich – in einer einzigartigen Weise – die “Judaisierung” von nicht-jüdischen Symbolen durch eine Gemeinschaft, der kollektive Identifikationsprozesse als solche durchaus vertraut sind, die andererseits aber weitgehend die Verbindung zum früheren (jüdischen) Erbe und seinen kulturellen Inhalten verloren hat. Erst in der Gegenwart gewinnt diese Gruppe ein Bewußtsein dafür zurück, was – in den Konstellationen, in welchen man jetzt lebt – Jüdischkeit bedeuten kann, ohne dass die kulturellen Codes, die im Herkunftsland verinnerlicht wurden, aufgegeben werden (zumindest nicht zum jetzigen Zeitpunkt). Diese Merkmale prädispositionieren die russischsprachigen Juden für eine transnationale Diaspora in doppeltem Kontext: als ein Teil der globalen jüdischen Welt und als ein Teil der weltweiten russischsprachigen jüdischen Community.

Andererseits erkennen wir bei den russischsprachigen Juden – gerade durch die Überschneidungen verschiedener Kulturen und transnationaler Gemeinschaften – besonders deutlich die Probleme des gesamten ethnokulturellen Clusters: eine Vagheit der Symbole, Unsicherheiten und Meinungsverschiedenheiten darüber, was Jüdischkeit bedeutet – besonders für die russischsprachigen Juden – und was an Loyalitäten und Verpflichtungen verbindlich bleibt. Diese Unsicherheiten zeigen deutlich an, wie “Community Building” und Integration in einer anders geprägten Mehrheitsgesellschaft verbunden ist mit den Risiken, sich eben doch zu verlieren und letztendlich “in der Masse zu verschwinden”. “Dabeisein-ohne-zu-glauben” (“Belonging without believing”) scheint offenbar *eine* Antwortoption auf die Paradoxien einer immer stärkeren Pluralisierung der Welt. Dennoch bleibt die brisante Frage nach gemeinsamen Nennern in der Zukunft. Die Frage von kollektiver Identität und Bildung ist hier eng miteinander verflochten, und was von *jüdischer* Bildung in diesem Kontext erhofft und erwartet wird, beschreiben wie im nächsten Kapitel.

Kapitel 6. Erwartungen an die jüdische Bildung

Die Sicht führender Persönlichkeiten

Von zentralem Interesse war für uns, inwiefern die jüdische Bevölkerung in Deutschland an einer systematischen jüdischen Bildung für die Kinder und Jugendlichen – aber auch für Erwachsene – interessiert ist, und wenn ja, auf welche Inhalte sie dabei besonderen Wert legt. In diesem Kapitel konzentrieren wir uns auf die relevanten Ergebnisse aus der Umfrage, und im nächsten Kapitel gehen wir darauf ein, wie die bisherige Bildungsstruktur diesen Bedürfnissen und Wünschen Rechnung trägt. An den Anfang stellen wir wiederum die Sichtweisen von jüdischen Repräsentanten und Führungspersönlichkeiten, die in den Experten-Interviews gezielt gefragt wurden, wo sie den Hauptbedarf an jüdischer Bildung (in- und außerhalb der Gemeinden) sehen. Hierzu gab es sehr verschiedene Auffassungen, und erneut trafen wir auf eine Vielfalt von Ideen.

Toby Axelrod (Berlin) hält es beispielsweise für sehr sinnvoll, mehr jüdische Bildungszentren für *Erwachsene* zu etablieren und in den vorhandenen die Bandbreite der Themen zu erweitern. Dmitri Belkin (Frankfurt am Main) vermisst bei den ansonsten qualitativ guten Angeboten in der Jüdischen Schule von Frankfurt/Main mehr Englisch-Programme, die sich mit jüdischen Themen auseinandersetzen. Professor Micha Brumlik (Frankfurt am Main) vermisst systematische, begleitende Angebote für die heutigen jungen Erwachsenen in den Gemeinden. Gerade deshalb hält Brumlik den Aufbau einer Jüdischen Akademie für wichtig. Eine solche Akademie mit Zweigniederlassungen in möglichst vielen deutschen Städten könnte seiner Meinung nach zum einen die jüdische Allgemeinbildung (bei Juden wie Nichtjuden) verbessern, andererseits aber auch inhaltlich und methodisch gute Angebote für künftiges Führungspersonal in den Gemeinden (insbesondere auch Laien) offerieren. Rabbinerin Gesa Ederberg (Berlin) meint, dass die „jüdischen Bücherregale in Deutschland vergleichsweise leer“ und „recht rudimentär“ seien. Die deutsch-jüdische Kultur warte darauf, wiederbelebt zu werden, und in ihr sollten Deutsch und Hebräisch eine gleichermaßen wichtige Rolle spielen. Für Kinder und Jugendliche, so die Rabbinern, sei es wichtig, inhaltlich ansprechende Bücher mit jüdischen Inhalten in *deutscher* Sprache bei der Hand zu haben, insofern also auch die Sprache ihres Alltags zu treffen. Bei jüdischen Kindergärten und Schulen hält Ederberg hohe qualitative Standards für besonders wichtig, um sie für jüdische Elternhäuser tatsächlich attraktiv zu machen. Nicht nur im jüdischen, sondern auch im säkularen Unterricht seien absolute Höchststandards nötig, um die Menschen überhaupt zu erreichen.

Küf Kaumann, der Vorsitzende der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, plädiert für einen Ausbau solcher Bildungsprogramme, deren thematische Bandbreite religiöse wie säkulare Juden gleichermaßen erreicht. Gerade für Erwachsene ohne Kontakt zu den jüdischen Gemeinden sei es wichtig, originelle Programme anzubieten, die einerseits interessant seien, andererseits aber auch Berührungängste überwinden. Das, was Kaufmann zunächst in Bildungs- und Kulturprogrammen anstrebt, will Rabbiner Joshua Spinner (Lauder Berlin) auch auf die Art der religiösen Betreuung und die Gottesdienste übertragen wissen. Gottesdienste und andere religiöse Veranstaltungen sollten so gestaltet sein, dass sie tiefreligiöse Menschen ebenso ansprechen wie Menschen mit geringen oder keinerlei religiösen Vorkenntnissen. Die Herausforderung sei, an den verschiedenen Plätzen in Deutschland professionelle Akteure wie Laien zu motivieren, die beides in Kombination gut beherrschen. Die Autorin Adriana Stern (Liberale Jüdische Gemeinde in Köln) bedauert ein Defizit an jüdischen Bildungsmaterialien insbesondere für *Jugendliche*. Es würde an interessanter (jüdischer) Literatur für die Teenager ebenso fehlen wie an geeigneten modernen Materialien, wie beispielsweise Computerspielen.

Lala Süsskind (Berlin) konstatiert, dass es reihenweise Angebote zum Erlernen der hebräischen Sprache gäbe, es aber nicht selten an einer guten didaktischen Umsetzung für den praktischen Sprachgebrauch mangle. Zahlreiche Juden in Deutschland könnten Hebräisch gut verstehen, aber weniger gut sprechen. Das sei auch deshalb „zu bedauern“, weil Hebräisch schließlich die „Gebetsprache“ sei.

Auch in Hinblick auf strukturelle und personelle Defizite sprachen unsere Interviewpartner Klartext. Gesa Ederberg (Berlin) konstatierte, dass die Gemeinden – insgesamt gesehen – an einem großen Defizit an (Religions-)Lehrern, Rabbinern, Pädagogen und gut trainierten Laien litten. Dies sei ein wesentlicher Grund dafür, dass die jüngere Generation sich von jüdischer Bildung in Deutschland gegenwärtig kaum angesprochen fühle. Solange dieses Dilemma weiter bestehe, gäbe es keine andere Wahl, als gezielt Fachkräfte aus dem Ausland zu engagieren – „Ausbilder, Freiwillige aus Israel und zertifizierte Pädagogen.“ Ein Beratungssystem, insbesondere für engagierte Laien, wäre ebenfalls ein wichtiger Schritt. Rabbiner Walter Homolka (Potsdam) vermisst vor allem junge Erwachsene unter den Fachkräften in den Gemeinden, beispielsweise auch Rabbiner mit eigener junger Familie, die genau den Ton junger Familien vor Ort treffen.⁹ Als größte Herausforderung der Gegenwart sieht es Homolka allerdings, „einen Mechanismus zu entwickeln, mit dem wir das Interesse der 8-20jährigen kontinuierlich wecken können.“ Homolka verweist auf erfolgreiche Ansätze der Jugendbewegung „Jung und Jüdisch“, die eng mit der Union Progressiver Juden in Deutschland kooperiert und insbesondere die Altersgruppe 17-25 erreicht. Für Teenager in jüngerem Alter hält er einen massiven Ausbau der Jugendcamps (Machanot) für sinnvoll. Bei jungen Leuten um die 20 Jahre sieht er gute Möglichkeiten, sie künftig intensiver in die Lernfestivals von Limmud einzubinden.

Nicht zuletzt mit Blick auf seine eigene Gemeinde in Düsseldorf sieht Rabbiner Michael Kogan das Dilemma, dass die jüdische Bildungskette bis zur Grundschule hervorragend funktioniert, im höheren Teenager-Alter aber abbricht, unter anderem weil es an jüdischen Gymnasien mangle. Obwohl bis dato gut in das jüdische Gemeinschaftsleben integriert, ginge oft gerade beim Eintritt in's Erwachsenen-Alter der Kontakt zu den Jugendlichen verloren. Gleichwohl gibt es unkonventionelle Versuche, gerade bei jüngeren Altersgruppen die Kontakte neu zu beleben. So hat die Jüdische Gemeinde Düsseldorf seit Jahren eine eigens engagierte *Event-Managerin* im Einsatz, die auch jüdische Jugendliche und junge Erwachsene aus anderen Städten des Ruhrgebietes erreicht – mit einer Mischung aus Kultur-, Unterhaltungs- und Bildungsveranstaltungen.

Niemand unter unseren Interviewpartnern stellte ein grundsätzliches Interesse der jüdischen Bevölkerung nach (mehr) jüdischer Bildung in Frage. Viele konstatierten allerdings, dass die angebotenen Bildungsprogramme mit dem rapiden Wachstum der jüdischen Bevölkerung, - insbesondere während der 1990er Jahre - nicht Schritt halten konnten. Auf der Basis unseres Umfrage-Materials konnten wir vergleichen, ob diese Einschätzung auch von der breiten jüdischen Bevölkerung bzw. von der Gemeindebasis geteilt wird. In diesem Zusammenhang interessierte uns auch, inwiefern die Juden in Deutschland heute bestrebt sind, jüdisches Wissen an ihre eigenen Nachkommen weiterzuvermitteln.

Was denken Juden in Deutschland heute über jüdische Bildung für ihre Kinder?

An dieser zentralen Stelle stießen wir auf ein erstes großes Problem: Fast zwei Drittel der Befragten organisieren ihren Kindern *keine* jüdische Bildung über den eigenen, familiären Rahmen hinaus - wobei subjektive wie objektive Gründe hierfür gleichermaßen in Frage kommen.

⁹ Das Problem ist weniger relevant bei den neuen orthodoxen Gruppierungen von Chabad Lubawitsch und Lauder.

Tabelle 6.1. Wie jüdische Eltern in Deutschland Bildungsangebote für die Kinder organisieren

62.7% der Befragten boten/bieten den Kindern <i>keine</i> jüdische Bildung über die Familie hinaus an.
11.2% der Befragten senden (oder sandten) ihre Kinder auf eine Sonntagsschule.
14.7% der Befragten hatten oder haben Kinder, die eine jüdische Grundschule (Tagesschule) besuchen.
11.4% der Befragten waren bemüht, den Kindern alternative Formen von jüdischer Bildung zu organisieren.

Die genannten Prozent-Zahlen beziehen sich auf die Ergebnisse der Umfrage im Gesamt-Sample. Wie sich herausstellte, fallen die Unterschiede zwischen einheimischen, deutschsprachigen und zugewanderten, russischsprachigen Juden an dieser Stelle kaum ins Gewicht. So hatten unter denjenigen russischsprachigen Juden, die im Alter von über 8 Jahren nach Deutschland emigriert waren, 65.3% ihren Kindern keine Möglichkeiten der jüdischen Bildung außerhalb der eigenen Familie organisiert. 11.1% von ihnen senden (oder sandten) ihre Kinder auf eine Sonntagsschule. 13.1% hatten oder haben Kinder, die eine jüdische Grundschule (Tagesschule) besuchen, und 10.6% hatten oder haben sich um anderweitige Formen jüdischer Bildung für ihre Kinder bemüht.

Nimmt man dagegen eine detailliertere Unterscheidung des Gesamt-Samples vor, dann lassen sich deutliche Unterschiede wahrnehmen. Als der markanteste Einflußfaktor auf die Motivation der Eltern, ihren Kindern jüdische Bildung außerhalb der Familie zu vermitteln, kristallisierte sich "Religiosität" heraus – insbesondere unter den russischsprachigen Juden. Wie Tabelle 6.2.1. entnommen werden kann, vermitteln die orthodoxen Juden deutlich mehr jüdische Bildung als irgendeine andere Teilgruppe der jüdischen Bevölkerung – insbesondere mehr, als die Säkularen an ihre Kinder weitergeben. Doch selbst unter den Befragten, die sich dem orthodoxen Judentum verpflichtet fühlten, hatte es ein Drittel versäumt, den eigenen Kindern jüdische Bildungsmöglichkeiten außerhalb der Familie zu verschaffen. Gleichwohl kann dieser Umstand damit erklärt werden, dass zumindest für einen Teil der Befragten jüdische Bildungsangebote (wie in der Umfrage benannt) im eigenen Wohnumfeld schlichtweg nicht existierten (und im vorherigen Wohnumfeld in der früheren UdSSR bzw. ihren Nachfolgestaaten ohnehin nicht). Andererseits stellte sich das Problem bei Befragten mit liberaler, traditioneller oder säkularer Orientierung deutlich akuter. Mehr als die Hälfte der Befragten aus diesen Kreisen bestätigten, dass sie ihren Kindern keine jüdischen Bildungsmöglichkeiten über den familiären Rahmen hinaus ermöglicht haben (oder ermöglichen) – und unter den Säkularen betrug dieser Anteil sogar um die 75%. Bei denjenigen Befragten, die ihren Kindern jüdische Bildungsmöglichkeiten im Umfeld offerierten, waren Tagesschulen am populärsten unter den Orthodoxen und den Liberalen, während dies bei den Traditionellen eher die Sonntagsschulen waren.

Tabelle 6.2.2 bietet zudem einen Einblick in das Bildungsengagement für die Kinder in Relation zu den jeweiligen Altersgruppen der Eltern (Sample der russischsprachigen Zuwanderer). Hier fällt besonders auf, dass die jüngeren Altersgruppen mehr Wert auf jüdische Bildung legen als die älteren (insbesondere mehr als jene im Alter von über 60 Jahren). Bemerkenswert ist auch die relativ große Bedeutung, die von der jüngeren Generation (unter 40) den jüdischen Schulen und Sonntagsschulen eingeräumt wird. Dies zeigt offenbar an, dass die jüngere jüdische Bevölkerung in Deutschland – bei allen noch vorhandenen strukturellen und inhaltlichen Defiziten – die neuen Möglichkeiten des Zugangs zu jüdischer Bildung, die es in der früheren Sowjetunion nie gegeben hat, zu schätzen weiß. Dies bestätigt sich ausserdem, wenn wir das Bildungsengagement unter den russischsprachigen Juden in Relation zu ihrer bisherigen Aufenthaltsdauer in Deutschland betrachten. Tabelle 6.2.3. läßt sich entnehmen, dass die russischsprachigen Juden, die schon länger als 16 Jahre in der Bundesrepublik leben, ihren Kindern mehr jüdische Bildungsmöglichkeiten organisieren als jene, die sich erst seit kürzerem hier aufhalten. Zusätzlich spielt auch die Größe der jüdischen Gemeinde, in der die Befragten Mitglied sind, eine signifikante Rolle (Tab. 6.2.4).

Aus ganz objektiven Gründen – zuallererst natürlich die größere Zahl an interessierten Personen – hat jüdische Bildung eine deutlich stärkere Bedeutung in Gemeinden mit großer Mitgliederzahl. Es sind diese größeren Gemeinden, welche am ehesten in der Lage sind, beispielsweise Kindergärten und Tagesschulen aufzubauen, in denen jüdische Kinder Gruppen für die jeweiligen Jahrgänge stellen können. Kleinere Gemeinden können selten mehr an Bildungsstruktur für die Kinder ermöglichen als wöchentlichen Religionsunterricht oder eine Sonntagsschule. Tabelle 6.2.5 zeigt zudem an, dass das Fehlen der jüdischen Tagesschulen in Ostdeutschland besonders schwer in's Gewicht fällt und durch Religionsunterricht bzw. Sonntagsschulen kaum ausgeglichen werden kann.

*Tabelle 6.2. Gebotene Möglichkeiten jüdischer Bildung für die eigenen Kinder (außer Haus) **

	Keine jüdische Bildung	Sonntagsschule	Jüdische Tagesschule	Andere Angebote	Total
1. Religiöse Orientierung (n=650 ;%) ($\chi^2=0$)					
Orthodox	32.9	19.7	30.3	17.1	100.0
Liberal	57.1	10.0	19.3	13.6	100.0
Traditionell	63.9	16.5	11.3	8.2	100.0
Säkular	76.7	6.7	7.1	9.6	100.0
2. Altersgruppen (n=689 ;%) ($\chi^2=0$)					
Unter 40	38.8	20.0	23.8	17.5	100.0
41-60	64.9	14.2	10.0	10.9	100.0
61 und älter	73.8	6.2	11.6	8.4	100.0
3. Aufenthaltsdauer in Deutschland (n=720 ;%) ($\chi^2=0.002$)					
unter 10 Jahren	65.5	12.9	10.3	11.3	100.0
11-15 Jahre	69.5	8.0	13.7	8.8	100.0
Über 15 Jahre	50.0	10.3	27.9	11.8	100.0
4. Jüdische Gemeinden nach Größe (n=720 ;%) ($\chi^2=0$)					
Groß	57.4	11.9	19.9	10.8	100.0
Mittelgroß	74.0	7.9	6.9	11.2	100.0
Klein	69.2	17.6	5.5	7.7	100.0
5. Aktueller Wohnort der Befragten (n=720; %) ($\chi^2=0$)					
In Berlin	62.8	4.3	19.1	13.8	100.0
Im Westen	61.3	12.1	15.2	11.4	100.0
Im Osten	77.2	12.3	4.1	6.4	100.0

* Russischsprachige Juden, die im Alter von mehr als 8 Jahren nach Deutschland emigriert sind

Einschätzung der Bedeutung von jüdischer Bildung für die Kinder

Wie die Analyse unserer Umfrageergebnisse fernerhin ergab, messen Eltern der jüdischen Bildung für die eigenen Kinder eine deutlich höhere Bedeutung bei, als dies bisher in praktischen Schritten umgesetzt wurde bzw. umgesetzt werden konnte. Auf keinen Fall sollte außer acht gelassen werden, dass in vielen Städten überhaupt keine Möglichkeit besteht, fundierte jüdische Bildung für die eigenen Kinder in Anspruch zu nehmen – eine Bildung, die man zumindest theoretisch gern nutzen würde. Entsprechend ergaben sich große Unterschiede zwischen der Wertschätzung jüdischer Bildung für die eigenen Kinder - und dem, was die Kinder bisher tatsächlich wahrnehmen.

Während, wie weiter oben erwähnt, zwei Drittel der befragten Personen ihren Kindern keinerlei jüdische Bildungsmöglichkeiten außerhalb der eigenen Familien eröffnet haben, geben nur 25.7% zu verstehen, dass jüdische Bildung für die eigenen Kinder in ihren Augen keine Bedeutung habe. Im Kontrast dazu hatte für drei Viertel der Befragten die jüdische Bildung für die eigenen Kinder einen bestimmten Stellenwert, wenn auch auf unterschiedlichem Level: *etwas* Bedeutung

hatte sie für 22.4%, *starke* Bedeutung für 23.8%, and *sehr starke* Bedeutung für 28.1%. Auch hier ergaben sich unter den russischsprachigen Juden ähnliche Werte wie im Gesamtsample – wenn auch mit graduell etwas weniger Aufgeschlossenheit. Für 30.3% der befragten russischsprachigen Juden war jüdische Bildung für die eigenen Kinder unwichtig; 25.3% gaben ihr *etwas* Bedeutung; 24.1% maßen ihr eine *starke* und 20.3% eine *sehr starke* Bedeutung bei. Tabelle 6.3.1. zeigt an, dass auch unter den russischsprachigen Juden die Orthodoxen der jüdischen Bildung für die Kinder eindeutig eine höhere Bedeutung beimaßen, als dies die anderen Gruppen – insbesondere die Säkularen – taten.

Insgesamt kristallisierte sich aber heraus, dass in allen Teilgruppen – einschließlich der Säkularen – eine Mehrheit der Befragten jüdischer Bildung für die Kinder eine bestimmte Bedeutung beimißt. Die meisten unter den Befragten mit liberaler und traditioneller jüdischer Einstellung gestanden ihr eine “starke” oder “sehr starke” Bedeutung zu, während eine Mehrheit der Säkularen (schmal, aber trotzdem eine Mehrheit) jüdische Bildungsarbeit für die Kinder entweder als “wenig wichtig” oder als “sehr wichtig” betrachteten. Setzt man die jeweiligen Haltungen in Beziehung zum Alter, so zeigt sich in allen Altersgruppen eine Mehrheit an jüdischer Bildung für die Kinder interessiert.

Wiederum erreicht die jüngste Gruppe (unter 40 Jahren) die höchsten Werte, selbst wenn sie geteilt ist in solche Personen, die dieser Bildung nur eine allgemeine Bedeutung einräumen, und solche, die sie als äußerst wichtig einstufen (Tab. 6.3.2). An den Werten in Tabelle 6.3.3 läßt sich ablesen, dass mit zunehmender Aufenthaltsdauer in Deutschland die Bedeutung jüdischer Bildung für die eigenen Kinder immer mehr zunimmt. Ähnlich wie bei den vorher diskutierten Daten (Tab. 6.3.2-3) gibt es ein zunehmendes Interesse an jüdischer Bildung für die eigenen Kinder vor allem bei jüngeren Erwachsenen, die schon länger in Deutschland leben.

Aus Tabelle 6.3.4 wird hingegen ersichtlich, dass russischsprachige Juden mit nur einem jüdischen Elternteil weniger Wert darauf legen, ihren Kindern eine jüdische Bildung zu vermitteln. Andererseits zeigt sich dieser Unterschied alles andere als polarisierend: Selbst Abkömmlinge aus Familien mit gemischtem Elternhaus geben einer jüdischen Bildung der eigenen Kinder zu mehr als 60% eine bestimmte Bedeutung, und nur eine Minderheit steht dem gleichgültig gegenüber. Tabelle 6.3.5 zeigt uns eine ähnliche Konstellation für diejenigen (russischsprachigen jüdischen) Befragten, die sich in einer exogamen Partnerschaft befinden. Befragte mit nichtjüdischem Partner (Partnerin) schenken der jüdischen Bildungsfrage für ihre Kinder zwar weniger Beachtung als jene in homogen-jüdischer Partnerschaft, doch auch unter ihnen verbleibt eine Mehrheit, die diese Bildung in bestimmter Weise für bedeutsam hält.

Wie allgemein zu erwarten war, hat die Größe der jüdischen Gemeinde, in der die Befragten Mitglied sind, Einfluß auf die Bedeutung, die sie der jüdischen Bildung für ihre Kinder beimessen. Tabelle 6.3.6 läßt sich entnehmen, dass Personen aus großen lokalen Gemeinden stärker daran interessiert sind, ihren Kindern Möglichkeiten der jüdischen Bildung zu eröffnen. Dies mag wiederum zu einem wesentlichen Teil an der größeren Bandbreite von pädagogischen Möglichkeiten “vor Ort” liegen, die auch wahrgenommen wird. Mit dieser Interpretation geht auch der Umstand konform, dass die jüdische Bevölkerung in Berlin das ambitionierteste Interesse an einer jüdischen Bildung für ihre Kinder bekundet - und im Osten Deutschlands, wo die Gemeinden am kleinsten und die Strukturen am wenigsten entwickelt sind, das geäußerte Interesse sich am geringsten äußert. Gleichwohl gilt es zu beachten, dass die Unterschiede eher graduell ausfallen.

*Tabelle 6.3: Bedeutung, die jüdischer Bildung für die Kinder generell beigemessen wird**

1. Religiosität (n=760) ($\chi^2=0$)					
	Gar keine	Wenig	Stark	Sehr stark	Total
Orthodox	7.5	20.4	15.1	57.0	100.0
Liberal	22.3	24.6	34.3	18.9	100.0
Traditionell	19.7	23.1	29.7	27.5	100.0
Säkular	44.9	30.8	19.0	5.3	100.0
2. Altersgruppen (Immigranten) (n=795 ;%) ($\chi^2=0$)					
Unter 40	19.4	23.9	21.1	35.6	100.0
41-60 Jahre	33.5	30.6	23.4	12.5	100.0
61 und alter	35.7	22.9	25.1	16.3	100.0
3. Aufenthaltsdauer in Deutschland (Immigranten) (n=831 ;%) ($\chi^2=0$)					
unter 10 Jahren	33.2	22.7	24.1	20.0	100.0
11-15 Jahre	30.9	32.4	20.7	16.0	100.0
16 Jahre u. mehr	13.3	18.9	33.3	34.4	100.0
4. Herkunft aus gemischten oder homogen-jüdischen Elternhäusern (n=827 ;%) ($\chi^2=0.006$)					
Gemischt	39.3	22.2	20.9	17.6	100.0
homogen-jüdisch	26.9	26.4	25.2	21.6	100.0
5. (Ehe-)Partner nicht-jüdisch oder jüdisch (n=621 ;%) ($\chi^2=0$)					
Nicht-jüdisch	42.6	24.3	18.7	14.5	100.0
Jüdisch	24.1	25.4	28.5	22.0	100.0
6. Jüdische Gemeinden nach Größe (n=831 ;%) ($\chi^2=0$)					
Groß	24.4	20.9	27.4	27.4	100.0
Mittelgroß	39.0	29.2	20.1	11.7	100.0
Klein	28.1	29.8	23.1	19.0	100.0
7. Aktueller Wohnort der Befragten (n=831; %) ($\chi^2=0.003$)					
In Berlin	19.3	23.7	29.8	27.2	100.0
Im Westen	31.8	23.1	23.5	21.6	100.0
Im Osten	32.8	31.8	22.2	13.1	100.0

* Russischsprachige Juden, die im Alter von mehr als 8 Jahren nach Deutschland emigriert sind

Interesse, den Kindern die deutsche Kultur nahezubringen

Noch einmal sei daran erinnert, dass die jüdische Bevölkerung in Deutschland – auch in den jüngeren Altersgruppen – in ihrer großen Mehrheit aus Immigranten besteht, die vor nicht allzu langer Zeit hierher emigriert sind und teilweise noch hart daran arbeiten, sich in die hiesige Gesellschaft zu integrieren. Von daher war (und ist) bei einem nicht geringen Teil der Immigranten ein essentielles Interesse zu vermuten, dass die eigenen Kinder nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch die deutsche Kultur – als die Kultur der Mehrheitsgesellschaft – erlernen. Umgekehrt ist auch klar, dass mit der deutschen Kultur und Geschichte höchst traumatische Erinnerungen an den Völkermord an den europäischen Juden verbunden sind. Insofern schien es uns gleich aus mehreren Gründen interessant, inwiefern die befragten russischsprachigen jüdischen Immigranten es als bedeutsam ansahen, ihren Kindern die deutsche Kultur nahe zu bringen. Hier stießen wir auf unterschiedliche Haltungen – insbesondere in Relation zum Bildungsgrad der Befragten, zur Art der Religiosität (oder Nichtreligiosität) und zum Alter. Zunächst wird aber vorgestellt, wie die Antworten zu dieser Frage im Gesamtsample ausfielen.

Tabelle 6.4: Interesse der jüdischen Eltern, ihren Kindern deutsche Kultur vermitteln zu lassen

· Für 13,2% der Befragten spielt es keine Rolle, ob ihre Kinder sich die deutsche Kultur aneignen.
· Für 13,3% der Befragten ist es kaum wichtig, dass ihre Kinder sich die deutsche Kultur aneignen.
· Für 44,2% der Befragten ist es wichtig, dass ihre Kinder sich die deutsche Kultur aneignen.
· Für 29,3% der Befragten ist es sehr wichtig, dass ihre Kinder sich die deutsche Kultur aneignen.

Sehr ähnliche Werte ergeben sich für das Sample der russischsprachigen Juden, wenn dieses separat betrachtet wird: Für 11,9% der Befragten spielt es keine Rolle, ob die Kinder sich die deutsche Kultur aneignen oder nicht. Für 11,1% ist es nur von geringer, für 46,5% von mittlerer Bedeutung. 30,5% der befragten russischsprachigen Juden legen großen Wert darauf, dass ihre Kinder sich die deutsche Kultur aneignen.

Generell läßt sich schlußfolgern, dass die Befragten in ihrer überwiegenden Mehrheit daran interessiert sind, dass sich ihre Kinder die deutsche Kultur aneignen. Offensichtlich wird dem aber keine übermäßige Bedeutung beigemessen. Vieles deutet auf einen moderaten, eher pragmatischen Umgang mit der Problematik hin. Allerdings stoßen wir auf interessante Unterschiede, wenn wir unser Gesamt-Sample nach zusätzlichen Kriterien unterscheiden.

Tabelle 6.5.1 zeigt beispielsweise an, dass russischsprachige Juden mit einem akademischen Abschluß ihre Kinder deutlich stärker ermutigen, sich die deutsche Kultur anzueignen, doch wirken die Unterschiede zu den anderen Befragten nicht polarisierend.

Tabelle 6.5.2 können wir entnehmen, dass religiöse Einstellungen die Haltung zu einer Annäherung der Kinder an die deutsche Kultur in differenzierter Weise beeinflussen können. Auffälligerweise messen die Orthodoxen der Frage, ob ihre Kinder sich die deutsche Kultur aneignen - oder nicht -, eine geringere Bedeutung bei als die anderen Teilgruppen. Befragte Personen mit liberaler jüdischer Orientierung, die auch die jüdische Bildung für die Kinder sehr ernst nehmen, erwiesen sich als Gruppe, welche am stärksten den Erwerb der deutschen Kultur durch die eigenen Kinder unterstützt. Offensichtlich sehen die liberalen keinen Widerspruch in einer kombinierten Adoption sowohl der jüdischen wie auch der deutschen Kultur. Traditionelle und säkular eingestellte Juden fanden sich bei diesem Aspekt der Umfrage in einer Mittelposition.

Unterschiedliche Bedeutung wurde der Problematik aber auch von den einzelnen Altersgruppen beigemessen, was sich an den Werten in Tabelle 6.5.3. zeigt. Die jüngere Generation mißt dem Erwerb der deutschen Kultur durch die eigenen Kinder weniger Bedeutung bei als die ältere. Dies scheint unter anderem damit erklärbar, dass die Jüngeren schon jetzt deutlich besser in der deutschen Gesellschaft und Öffentlichkeit integriert sind, sie die Adaption der deutschen Kultur durch ihre Kinder ohnehin als fortschreitenden Prozess erleben und sie deshalb eher dazu tendieren, die Wichtigkeit der *jüdischen* Kultur für die Entwicklung ihrer Kinder zu betonen.

Alles in allem, besteht Interesse unter den Juden in Deutschland, ihre Kinder – auf eine moderate Weise – mit der deutschen Kultur vertraut zu machen. Das Interesse daran, den Kindern eine *jüdische* Bildung zu vermitteln, ist ebenfalls ausgeprägt, doch steht es in Diskrepanz dazu, inwiefern dies heute schon verwirklicht werden kann. Im Folgenden geben wir wieder, was die von uns befragten Personen an inhaltlichen Angeboten einerseits für ihre Kinder, andererseits für sich selbst (als Erwachsene) vermissten - und welche Programme ihrer Meinung nach ausgebaut werden sollten.

*Tabelle 6.5: Bedeutung der Aneignung der deutschen Kultur durch die Kinder
(Sample der russischsprachigen Juden)*

1. Bedeutung deutscher Kultur für die Kinder in Relation zum Bildungsgrad der Befragten (Erwachsenen) (n=788; %) ($\chi^2=0$)					
	Keine Bedeutung	Wenig Bedeutung	Stark	Sehr stark	Total
Nichtakademiker	16.0	16.9	47.9	19.2	100.0
Akademiker	10.2	9.0	45.9	35.0	100.0
2. Bedeutung deutscher Kultur für die Kinder in Relation zur Religiosität der Befragten (Erwachsenen) (n=718 ;%) ($\chi^2=0$)					
Orthodox	27.9	20.9	27.9	23.3	100.0
Liberal	11.5	9.1	46.1	33.3	100.0
Traditionell	10.2	14.4	49.3	26.0	100.0
Säkular	11.5	6.7	49.6	32.1	100.0
3. Bedeutung deutscher Kultur für die Kinder in Relation zum Alter der Befragten (Erwachsenen) (n=757 ;%) ($\chi^2=0$)					
Unter 40 Jahren	20.3	21.8	38.3	19.5	100.0
41-60	10.2	8.6	51.2	29.9	100.0
Über 60 Jahre	9.7	7.9	46.6	35.8	100.0

* Russischsprachige Juden, die im Alter von mehr als 8 Jahren nach Deutschland emigriert sind

Was vermissen die Befragten an jüdischer Bildung für Kinder und für Erwachsene?

Tabelle 6.6 enthält ausgewählte Daten darüber, was in den Augen der von uns befragten Personen fehlte, um eine solide jüdische Bildung für jüdische Kinder in Deutschland zu gewährleisten. Fast die Hälfte der Befragten nannte auf die entsprechende Frage nicht einen einzigen Aspekt. Etwa ein Fünftel der Befragten beklagte fehlende Programme im Bereich der Israel-Studien, während andere auf fehlende Kinderferienlager, Kurse in Bibel, Judentum und jüdischer Geschichte sowie auf fehlende Hebräischkurse verwiesen. 8% der Befragten befürworteten mehr Sonntagsschulen, 6.2% unterbreiteten andere diverse Vorschläge. Die prozentuale Nachfrage unter den russischsprachigen Juden liegt in der gleichen Reihenfolge und wird in Tabelle 6.6. gesondert ausgewiesen.

Wiederum stellte sich heraus, dass Religiosität (bzw. Nichtreligiosität) einen wichtigen Einflußfaktor dafür stellt, wer sich wofür im Spektrum jüdischer Bildung besonders interessiert. So war nur ein Fünftel der Befragten mit orthodoxem Hintergrund der Meinung, dass keinerlei inhaltliche Angebote und Programme fehlen, während fast die Hälfte der Säkularen keine Angebote vermißte. Liberale und traditionelle Juden lagen mit ihren Antworten zwischen den Orthodoxen und den Säkularen. Bei der Frage nach Sonntagsschulen ergab sich das gleiche Bild: Befragte Personen mit orthodoxer Ausrichtung beklagten das Fehlen solcher Schulen in viel größerer Zahl als die Säkularen, während die Liberalen und Traditionellen "dazwischen lagen". Wir können dem entnehmen, dass die orthodoxen Juden sich am ambitioniertesten mit der Frage fehlender Sonntagsschulen (mit religiöser Ausrichtung) auseinandersetzen, sich aber in allen Kongregationen und Teilgruppen der jüdischen Bevölkerung Personen befinden, die sich einen Ausbau jüdischer Bildungsprogramme für die Kinder wünschen.

Erwähnenswert ist, dass das Gefühl eines Mangels an jüdischen Bildungsprogrammen und –inhalten zumindest an manchen Orten die Realität sehr objektiv widerspiegelt. So empfinden die russischsprachigen Juden in Berlin – insgesamt gesehen – die geringsten Defizite, was in der Stadt mit der größten jüdischen Gemeinde in Deutschland und ihren relativ vielen Vereinen und anderen jüdischen Institutionen wenig verwundert. Das Gefühl von inhaltlichen Defiziten wächst – relativ zu Berlin – wenn man zunächst zu Befragten aus den Gemeinden im Westen Deutschlands kommt. Einige der Gemeinden in den alten Bundesländern verfügen über fast ebenso hohe Mitgliederzahlen wie Berlin, während die Infrastruktur kaum vergleichbar ist mit jener der Hauptstadtgemeinde. Doch die mit Abstand schwierigste Situation besteht in den kleinen Gemeinden der neuen

Bundesländer, und entsprechend mehr wird hier an inhaltlichen Defiziten benannt. Tabelle 6.7. kann entnommen werden, dass bei den Befragten nicht nur diverse Programme für Kinder, sondern auch solche für Erwachsene vermisst werden.

*Tabelle 6.6. Benanntes Fehlen von Programmen in der jüdischen Bildungsarbeit für Kinder (%)**

	Fehlende Programme						
	“nichts”	Israelstudien	Ferienlager	Judaismus	Hebräisch	Sonnt.-Schule	Anderes
1. Datensatz/Sample							
Vollsample	47.0	19.3	16.8	14.8	14.6	7.8	6.2
Russ. Juden	45.6	21.0	18.9	15.0	13.3	6.9	6.5
2. Religiosität **							
Orthodox	20.2	17.7	13.7	11.3	18.5	14.5	4.0
Liberal	25.9	24.3	15.7	17.3	8.1	4.9	3.8
Traditionell	35	11.3	16.9	14.3	11.3	5.6	5.6
Säkular	48.8	16.2	13.1	6.2	8.1	1.9	5.8
3. Wohnort (Region) **							
In Berlin	46.0	11.3	11.3	12.9	8.9	4.8	4.8
Im Westen	38.9	12.0	15.5	12.2	10.1	5.8	5.6
Im Osten	25.0	28.1	15.4	10.4	11.9	5.0	4.3

* Mehrfachnennungen zu fehlenden Programmen waren möglich.

** Russischsprachige Juden, die im Alter von mehr als 8 Jahren nach Deutschland emigriert sind

*Tabelle 6.7: Benanntes Fehlen von Programmen in der jüd. Bildungsarbeit für Erwachsene (%)**

	Fehlende Programme					
	“nichts”	Israelstudien	Jüdische Kunst	Judaismus	Hebräisch	Anderes
1. Datensatz/Sample						
Vollsample	37.7	27.1	29.5	21.5	15.3	4.5
Russ. Juden	35.1	28.7	33.8	21.6	13.2	4.8
2. Wohnort (Region) **						
In Berlin	37.5	15.6	15.0	15.0	13.1	3/8
Im Westen	24.6	23.1	24.9	14.9	7.9	4.6
Im Osten	21.5	18.4	29.4	18.1	11.9	0.7

* Mehrfachnennungen zu fehlenden Programmen waren möglich.

** Russischsprachige Juden, die im Alter von mehr als 8 Jahren nach Deutschland emigriert sind

Es wird offensichtlich, wie intensiv die Befragten sich des Stellenwertes jüdischen Lernens bewußt sind und wie sie zugleich auch zuordnen können, was sie für sich selbst als relevante Inhalte betrachten. Tabelle 6.7, die nur einige ausgewählte Daten präsentiert, macht deutlich, dass nur eine Minderheit die derzeit vorhandenen Programme jüdischer Bildung als komplett befriedigend oder als komplett uninteressant betrachtet. Im Gegenteil, offenbar würde eine große Mehrheit zusätzliche Programme begrüßen, welche sich am Komplex der Jüdischen Studien (Jewish Studies) anlehnen, dabei vorrangig in den Bereichen Jüdische Kunst, Israel, Judaismus oder Hebräischunterricht. Die geäußerte Nachfrage trifft in ähnlicher Weise auch auf die russischsprachigen Juden zu.

Schlußfolgerungen

Wenn wir ein erstes Resümee zur Nachfrage nach jüdischer Bildung in Deutschland ziehen, kommen wir um einen wesentlichen Widerspruch nicht herum: Eine große Mehrheit der Befragten wünscht sich mehr jüdische Bildung für die eigenen Kinder, aber definiert nicht präzise genug, welche Art von Bildung ihren Vorstellungen entspricht. Im Moment scheinen die Orthodoxen die einzige Gruppierung zu sein, die ihre Vorstellungen und Wünsche klar formuliert und auch praktisch umzusetzen versucht. Selbst in dieser Gruppe finden sich aber nicht wenige Personen, die

auf Grund der fehlenden Kapazitäten bezweifeln, ob sich ihre Wünsche und Vorstellungen tatsächlich realisieren lassen. Ein anderer, hervorstechender Fakt ist, dass die jüngeren Altersgruppen sowie diejenigen unter den russischsprachigen Immigranten, die schon länger in Deutschland leben, jüdische Bildung für die eigenen Kinder ernster nehmen als die anderen Befragten.

Andererseits ist die Resonanz auf jüdische Bildung deutlich stärker in den großen jüdischen Gemeinden – zuallererst in Berlin und einigen jüdischen Zentren im Westen –, während die kleinen und weniger gut ausgestatteten Gemeinden im Osten mit großem Mangel an Bildungskapazitäten kämpfen, was scheinbar auch die Mitglieder vor Ort in ihren Motivationen und Erwartungen dämpft. In der Summe zeichnet sich ab, dass orthodox-religiöse Orientierung, junges Alter, ein langjähriger Aufenthalt in Deutschland und die Verankerung in einer großen jüdischen Gemeinde derzeit die besten Garanten für eine intensivere Teilhabe an jüdischer Bildung in Deutschland sind. Als subjektive Faktoren, die eine solche Teilhabe zumindest erschweren können, ergaben sich Herkunft aus nicht homogen-jüdischen Familien und das Leben in einer exogamen Partnerschaft.

Auf der anderen Seite hält ein gutes Viertel unserer Befragten die Aneignung der deutschen Kultur für keine sonderliche Notwendigkeit, während etwa die Hälfte der Befragten eine moderate Haltung dazu einnimmt und die eigenen Kinder zumindest graduell zum Erwerb der deutschen Kultur ermutigt. Für weniger als ein Drittel unseres Samples ist dies ein dringliches Anliegen. Anders gesagt: In der jüdischen Bevölkerung in Deutschland herrscht kein besonderer Enthusiasmus, sich der deutschen Kultur anzunähern oder gar in ihr aufzugehen. Gleichwohl legen in der Gruppe der russischsprachigen Juden besonders die akademisch Gebildeten Wert darauf, dass ihre Kinder die deutsche Kultur absorbieren, ebenso Personen aus dem Gesamtsample, die sich dem nicht-orthodoxen Spektrum verbunden fühlen. In den jüngeren Altersgruppen ist die Absorption der deutschen Kultur durch die eigenen Kinder kaum ein Thema, vermutlich auch deshalb, weil die betroffenen Familien schon relativ stark in der deutschen Gesellschaft und im Alltagsleben integriert sind und man sich anstelle der deutschen Kultur nun mehr auf (neue) Zugänge zur jüdischen Kultur und Tradition konzentrieren kann.

Im generellen Kontext besteht das Dilemma, dass nicht wenige der von uns befragten Personen einen Mangel an bestimmten jüdischen Bildungseinrichtungen und an Bildungsprogrammen sehen, was zumindest in kleinen und mittleren Gemeinden auch ein strukturelles Problem bzw. eine Kapazitätsfrage ist. Wiederum ergeben sich hier aber deutliche Unterschiede der Einschätzung, die sich beispielweise am Pluralismus innerhalb der russischsprachigen jüdischen Bevölkerung in Deutschland festmachen lassen. Während nur eine Minderheit der Orthodoxen der Meinung ist, dass keine Programme fehlen – offenbar leisten sie ihre jüdische Bildung und Erziehung selbst – beschwerten sich fast die Hälfte der Säkularen, und die Position der Liberalen und Traditionellen liegt dazwischen. Die liberalen und traditionellen Respondenten nehmen in ihren Antworten – wie schon beim Gesamt-Sample – eine Mittelposition ein. Das von den Befragten geäußerte Gefühl von *Defiziten* in der Bildungsarbeit reflektiert offenbar häufig objektive Realität, wenn es um regionale Konstellationen geht. Umgekehrt ist das Gefühl, mit einer guten Bildungsstruktur ausgestattet zu sein – das heißt, „nichts“ zu vermissen –, am stärksten in Berlin, während dieses Gefühl unter den Befragten in Westdeutschland bereits weniger ausgeprägt ist und bei jenen in Ostdeutschland die deutlich niedrigsten Werte erreicht.

Ein beträchtlicher Teil der Respondenten ist sich dessen bewußt, jüdisches Lernen nach eigenen Vorstellungen gestalten zu wollen, und so wurde nicht zufällig sehr häufig der Wunsch nach mehr Bildungsprogrammen im *lokalen* Rahmen geäußert, die sich im Bereich der Jüdischen Studien (Jewish Studies) bewegen. Insofern kann die Frage „Sind Juden in Deutschland interessiert

an jüdischem Lernen?“ mit einem klaren Ja beantwortet werden. An diesem Punkt gehen unsere Schlußfolgerungen aus der Umfrage und die Einschätzungen der führenden jüdischen Repräsentanten aus den Experten-Interviews deutlich konform. Sowohl in den Augen vieler Juden an der Gemeindebasis, wie auch für die Vorsitzenden von jüdischen Gemeinden und Organisationen, hat Bildung eine zentrale Bedeutung bei der Formung und Konsolidierung der jüdischen Gemeinschaft. Auch in den Augen der führenden Persönlichkeiten gibt es eine starke Diskrepanz zwischen formulierten Bildungserwartungen und momentanen Kapazitäten.

Dieser Befund scheint noch einmal unsere Diskussion über die Herausforderungen für das ethno-kulturelle Cluster zu bestätigen. Zumindest ein Teil der jüdischen Bevölkerung in Deutschland ist sich heute im Ungewissen darüber, was genau die kulturelle Singularität der eigenen Jüdischkeit *in der Gemeinschaft* ausmacht, dies insbesondere in der Abgrenzung vom (ultra-)orthodoxen Spektrum einerseits und vom nationalen bzw. zionistischen Spektrum auf der anderen Seite. Eher wird eine Gemeinschaft angetroffen, in der die Vorstellungen über die eigene kulturellen Singularität eher vage ausfallen und deshalb Hoffnungen und Erwartungen gerade auch an den Bereich jüdischen Wissens und jüdischer Bildung – insbesondere für Kinder und Jugendliche (durch geeignete Programme) – geknüpft werden. Entsprechende Programme, darüber besteht kein Zweifel, sollten Vertrautheit mit Symbolen und Begrifflichkeiten schaffen, das historische Bewußtsein schärfen, biographische und kollektive Narrative weitergeben und „streuen“, und ebenso Inhalte von Religion transparent vermitteln können – letzteres selbst dann, wenn viele der Interessenten und Rezipienten sich eher als nicht-religiös und säkular verstehen. Eine entsprechende, fundierte Basis für jüdische Bildung in Vielfalt und Modernität zu schaffen, betrifft auch die Erwachsenen selbst, die in der Studie als motiviert und aufgeschlossen erscheinen, sich bestimmte Grundlagen von Judentum und Jüdischkeit (neu) erschließen zu wollen.

Die einzigen, die sich mit einer solchen Breite der Orientierungen nicht oder kaum identifizieren, sind die (Ultra-)Orthodoxen, welche sich nicht zum ethno-kulturellen Cluster rechnen lassen und die deutlich andere Vorstellungen vertreten, welche sich aus ihrer eigenen Erfahrung als selbsternannte Hüter des jüdischen Volkes nach religiösen Prinzipien ergeben. Ihr eigenes Profil schärft nochmals den Kontrast zum ethno-kulturellen Konzept und die Herausforderung an die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung in Deutschland, sich der Singularität ihrer Jüdischkeit bewußt zu werden. Hier sei noch einmal betont, dass viele Juden in Deutschland die Grenzen der traditionell-religiösen Gemeinschaft überschritten haben, indem sie nichtjüdische Partner geheiratet haben, oder aber selbst Abkömmlinge von Familien ausserhalb der jüdischen Gemeinschaft sind – doch ebenso, wie „koshere“ Juden die Sorge um die jüdische Bildung ihrer Kinder teilen. Daran zeigt sich, dass die Permeabilität der Grenzen zwischen jüdischem und nichtjüdischem Milieu, wie sie das ethno-kulturelle Cluster kennt, in zwei Richtungen wirkt: Für jene, die die jüdischen Strukturen verlassen und ihr Leben vorrangig oder ganz in einem anderen Umfeld gestalten; und umgekehrt für jene, die selbst – oder deren Kinder - einen Schritt weit von der eigentlichen Community entfernt sind (zum Beispiel durch Heirat eines nichtjüdischen Partners), und sich dennoch hoch motiviert zeigen, darin verankert zu bleiben – selbst wenn sie keinen halachischen Hintergrund besitzen. Die alles erregt natürlich Widerspruch der orthodoxen Gemeinden und Institutionen, die ausschließlich Mitglieder für die Gemeinschaft akzeptieren, deren Zugehörigkeit auch halachisch abgesichert ist.

Einmal mehr wird an dieser Stelle deutlich, wie groß die Varianz und Bandbreite jüdischen Lebens in Deutschland heute ist. Insgesamt bleibt eine große Heterogenität, die sich in Verbindung mit den vorhandenen Strukturen und dem Willen zur Gemeinschaft als äußerst typisch für das ethno-kulturelle Cluster zeigt. Es bleibt diesem Cluster vorbehalten, einerseits schwach zu erscheinen, weil es die sozialen Bindungen der Menschen – trotz ihrer kreativen und gutwilligen

Vorstellungen – eher noch lockerer zu machen scheint; auf der anderen Seite gilt es auch als Quelle von Energie, da es die jüdische Gemeinschaft durch kreativen Richtungsstreit mit Lebendigkeit und Dynamik füllt. Das ist in der Tat auch ein beständiger, erprobter Code von Jüdischkeit, der sowohl für Überlebensfähigkeit wie auch für Vitalität sorgen kann.

In diesem Kontext bleibt die essentielle Frage, ob die Kritik an insuffizienten Bildungsprogrammen in Deutschland eher ein altbekanntes, kulturelles Muster kreativer jüdischer Unzufriedenheit widerspiegelt, oder die objektive Reaktion auf akute Defizite – oder möglicherweise auch beides zusammen. Das folgende Kapitel wendet sich nun direkt der Realität jüdischer Bildung im heutigen Deutschland zu.

Kapitel 7. Jüdische Bildung in Deutschland heute

Die vorherigen Kapitel haben gezeigt, dass ein deutliches Interesse an jüdischen Bildungseinrichtungen/-programmen für jüdische Kinder besteht, aber auch eine bestimmte Nachfrage der Erwachsenen nach mehr inhaltlichen Angeboten im Umfeld der Jüdischen Studien. Gleichzeitig hat sich in den letzten Jahren bereits eine plurale Struktur von Bildungseinrichtungen und –netzwerken entwickelt, die nicht zuletzt auch das Ergebnis von engagierten Basisinitiativen („Grass Roots Initiativen“) ist. Die heutige jüdische Bildungslandschaft widerspiegelt Bemühungen ganz verschiedener Gruppen, Bewegungen und Denkrichtungen. Insofern ist das Wachstum der Bildungseinrichtungen nicht zentral oder ausschließlich von Dachorganisationen initiiert, sondern häufig von spontanen Bemühungen vor Ort. Entsprechend vielfältig sind auch die Zielgruppen, die erreicht werden sollen – teilweise unter Einbezug eines interessierten nicht-jüdischen Publikums. Manche Einrichtungen und Projekte erhalten staatliche und kommunale Förderung (z.B. akademische Studiengänge der Jüdischen Studien, Kulturzentren und Jüdische Volkshochschulen, ein Teil der jüdischen Kindergärten), was eine Öffnung für interessierte nichtjüdische Kreise ohnehin legitimiert. Allerdings sind die meisten jüdischen Bildungseinrichtungen, die wir heute in Deutschland antreffen, nur für Juden geöffnet, da sie entweder direkt an jüdische Organisationen (Zentralrat, ZWST), an lokale jüdische Gemeinden, an internationale jüdische Bewegungen oder an jüdische Stiftungen angeschlossen sind, welche zuallererst an einer Konsolidierung und Weiterentwicklung jüdischen religiösen und kulturellen Lebens in Deutschland arbeiten.

Tabelle 7.1: Jüdische Bildungseinrichtungen/-projekte heute (2010)¹⁰, incl. Träger

	Total	Zent.-Rat	UPJ	Masorti	Chabad	Lauder	Staatlich	Unabhängig
Jüdische Kindertagesstätten	15	10	1	1	1	2	-	-
Jüdische Grundschulen	9	6	-	-	1	2	-	-
Religionsschulen/Sonntagsschulen	4	2	-	-	2	-	-	-
Jüdische Gymnasien	1	1	-	-	-	-	-	-
Jugendzentren	23	22	1	-	-	-	-	-
Lokale Studenten-Projekte	3	1	-	-	-	-	-	2
Jüdische Volkshochschulen	3	-	-	-	-	-	3	-
Lehrhäuser (Batej Midrasch)	3	-	-	1	-	-	-	2
Rabbinerseminare und Yeshivot	5	-	1	-	2	2	-	-
Akademische Jüdische Studien	9	-	-	-	-	-	8	1
Unabhängige Projekte und Vereine	16	-	-	-	-	-	-	16
Total	91	42	3	2	6	6	11	21

Trotz des deutlichen Wachstums jüdischer Bildungseinrichtungen während der letzten Jahre fehlen in fast allen lokalen Gemeinden – insbesondere in den mittelgroßen und kleineren – finanzielle, materielle und personelle Kapazitäten, die den Aufbau eines umfassenden jüdischen Bildungssystems vor Ort ermöglichen würden, welches sämtliche Alters- und Interessengruppen erreicht. Dies ist in Deutschland – wie auch in anderen Ländern der Diaspora – die große Herausforderung, die vor den jüdischen Organisationen und Gemeinden steht.

¹⁰ Eine detaillierte Übersicht zu jüdischen Bildungseinrichtungen, -projekten und –initiativen in Deutschland heute findet sich im Anhang 2, einschließlich einer Kurzbeschreibung der jeweiligen Einrichtungen.

Tabelle 7.1 zeigt, dass in Deutschland neben den jüdischen Dachverbänden (Zentralrat, ZWST, UPJ) und den Gemeinden vor Ort auch neu hinzu gekommene Bewegungen wie Lauder, Chabad und Masorti und unabhängige Projekte eine wichtige Rolle beim Aufbau und der Weiterentwicklung jüdischer Bildung spielen können. Manche der Bildungseinrichtungen sind direkt mit den jüdischen Gemeinden verbunden, andere sind mit akademischen oder kommunalen Strukturen verlinkt, und wieder andere stellen völlig unabhängige Initiativen dar.

Jüdische Kindergärten, Grundschulen und Gymnasien

Die grundlegende jüdische Bildungseinrichtung ist und bleibt auch in unseren Tagen der Kindergarten. In Deutschland gibt es heute mehr als ein Dutzend solcher Einrichtungen im Umfeld der lokalen jüdischen Gemeinden, wobei ihre Leitbilder variieren können – je nach lokaler Gemeinde, Träger, Förderer und religiöser Ausrichtung (orthodox, liberal, Masorti u.a.). Kindergärten in kleineren und mittleren jüdischen Gemeinden sind häufig gezwungen, Programme zu entwickeln, die für *alle* jüdischen Familien im Umfeld attraktiv und akzeptabel sind. Die meisten der heute in Deutschland arbeitenden jüdischen Kindergärten gehören zu den Einheitsgemeinden des Zentralrates, und viele von ihnen sind offen auch für Mädchen und Jungen mit nicht halachischer Abstammung, in einigen Fällen auch für nichtjüdische Kinder. Diese Offenheit nach außen hin kann konzeptionell, strukturell-juristisch oder auch von beidem bedingt sein. Während einige jüdische Kindergärten bewusst einen interkulturellen Ansatz gewählt haben, ist in manchen Orten die Zahl der jüdischen Mädchen und Jungen so gering, dass die jeweiligen Kindertagesstätten ohne zusätzliche Kinder aus anderen Kulturen institutionell gar nicht überleben könnten. Hinzukommen diejenigen Kindergärten, die direkt kommunal gefördert werden, womit die Öffnung ohnehin impliziert ist. Beachtenswert ist, dass einige Kindergärten eng mit israelischen Einrichtungen zusammenarbeiten - wie beispielsweise der „TALI Foundation for Jewish Education“ –, israelische Betreuerinnen einbeziehen und Wert auf eine systematische Vermittlung von Grundlagen der hebräischen Sprache legen. In anderen Kindergärten wiederum, die stark von Kindern aus Migrantenfamilien frequentiert werden, spielt zunächst die Förderung der deutschen Sprache eine Schlüsselrolle.

In sieben Städten der Bundesrepublik existieren mittlerweile jüdische Grundschulen, in denen die Mädchen und Jungen, zusätzlich zum staatlichen Curriculum, solide Grundlagen der jüdischen Religion, Tradition, Geschichte und der hebräischen Sprache vermittelt bekommen. Die 9 Schulen arbeiten in Berlin (3), Hamburg, München, Frankfurt, Stuttgart, Düsseldorf und Köln. Mit rund 500 SchülerInnen und 70 Lehrern ist die Lichtigfeld-Schule im Philanthropin in Frankfurt am Main die gegenwärtig größte jüdische Grundschule der Bundesrepublik. Sie eröffnete im Jahre 1966 und war damit die erste ihrer Art, die nach dem Zweiten Weltkrieg auf deutschem Boden entstand. Die Lichtigfeld-Schule führte ihre SchülerInnen an die Abiturstufe heran und plant selbst die Erweiterung um ein eigenes Gymnasium. Zur Schülerschaft gehören gegenwärtig auch ein 30prozentiger Anteil an Kindern aus russisch-jüdischen Migrantenfamilien und ein 30prozentiger Anteil an nichtjüdischen Mädchen und Jungen. Die Lichtigfeld-Schule arbeitet unter der Schirmherrschaft der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main und kooperiert auch mit israelischen Bildungseinrichtungen. Abschlussklassen dieser Schule reisen regelmäßig nach Israel, und in jedem Jahr organisieren die Schüler Spendenaktionen für bestimmte Projekte im Jüdischen Staat.

Auch die Heinz Galinski Schule in Berlin (gegründet 1986), die Joseph Carlebach Schule in Hamburg, die Yitzhak Rabin Schule in Düsseldorf, die Sinai-Schule der IKG München und die Jüdische Schule in Stuttgart arbeiten unter dem Dach der lokalen Jüdischen Gemeinden. Die ist nur teilweise oder gar nicht der Fall bei der Lauder Morijah Grundschule in Köln, der Jüdischen

Traditionsschule von Chabad Lubawitsch in Berlin und der Lauder Beth Zion Grundschule in Berlin. Gleichwohl gelten Absolventen der im Jahre 2002 gegründeten Lauder Morijah Grundschule in Köln als besonders erfolgreich, den Mädchen und Jungen gelingt fast durchweg der Übergang in eine kommunale Gymnasial-Schule. In der Jüdischen Traditionsschule von Chabad Lubawitsch Berlin starten die SchülerInnen bereits in der ersten Klasse mit ersten Lerneinheiten in Deutsch, Hebräisch und Englisch

Während die Zahl der jüdischen Grundschulen mittlerweile wächst und sich in Berlin sogar eine gewisse Vielseitigkeit entwickelt hat, fehlen mit einer einzigen Ausnahme (Berlin) noch in der gesamten Bundesrepublik die jüdischen Gymnasien. Die ist ein bedauerliches Manko im Vergleich zu vielen anderen jüdischen Gemeinschaften quer durch (West-)Europa. Die Jüdische Oberschule Berlin wurde im Jahre 1993 gegründet und zählt heute mehr als 400 SchülerInnen. Das staatlich anerkannte private Jüdische Gymnasium definiert sich selbst als Konfessionsschule, die offen ist für SchülerInnen mit unterschiedlichem religiösen (nichtreligiösen) Background, und sie stellt ein erfolgreiches jüdische Schulmodell mit Öffnung nach außen dar. Das Fehlen weiterer jüdischer Gymnasien in Deutschland wurde auch in unseren Experten-Interviews beklagt. Offensichtlich verliert ein Teil der – bis dato gut eingebundenen – jüdischen Teenager genau im Oberschulalter den Anschluss an organisiertes jüdisches Leben in Deutschland, und es gestaltet sich schwierig, sie mit späteren Angeboten wieder in das jüdische Gemeinschaftsleben einzubeziehen.

Unabhängig von der allgemeinen schulischen Ausbildung, haben verschiedene Gemeinden und Bewegungen mittlerweile auch jüdische Religions-/Sonntagsschulen aufgebaut. Hierzu gehören die Religionsschule „Jeschurun“ in Frankfurt am Main, die Religionsschule in Stuttgart, die Hebräisch-Schule von Chabad Lubawitsch in Hamburg und die Sonntagsschule von Chabad Lubawitsch in Berlin. Meist für einen Nachmittag in der Woche bieten diese Schulen Lerneinheiten in jüdischer Religion und Tradition wie auch Unterricht in hebräischer Sprache an.

Jugendzentren, lokale Studenten-Projekte und Programme für Erwachsene

Der offensichtliche Mangel an jüdischen (Grund-)Schulen und Gymnasien in vielen deutschen Städten macht die Arbeit von jüdischen Jugendzentren umso wichtiger. Jede jüdische Gemeinde mit einigen Hundert Mitgliedern und mehr denkt heute über Angebote für Jugendliche unter dem eigenen Dach nach, zumal ein solches Zentrum (oder Club) in vielen Fällen noch die einzige Anlaufstelle für *jüdische* Freizeitaktivitäten in diesem Alter bildet. Die Jugendzentren sind Kristallisationspunkt für Freizeitangebote, jüdisches Lernen, Kunst, Kultur, Sport und mehr – aber auch wichtige Orte der Begegnung und Selbstvergewisserung.

Deutschlandweit wurden von uns 23 Jugendzentren erfasst, die in ihrer bisherigen Geschichte, im Selbstverständnis, in den inhaltlichen Konzepten wie auch den Zielgruppen deutlich voneinander abweichen konnten. Einige der Jugendzentren wurden schon in den 1950er Jahren eröffnet, doch die überwiegende Zahl sind Neugründungen aus den 1990er Jahren – jenem Zeitraum also, als die Welle der russisch-jüdischen Zuwanderung die lokalen jüdischen Gemeinden erreichte. Jüdische Jugendzentren sind bemüht, ein möglichst abwechslungsreiches Programm für Kinder und Jugendliche – meist im Alter von 6 bis 18 Jahren – auf die Beine zu stellen, dies häufig unter der Leitung von (Sozial-)Pädagogen, Volunteers („Madrichim“) und manchmal auch Rabbinern/-innen. Die Jugendzentren sind mehr oder weniger fest mit den Gemeinden verzahnt – obwohl die Intensität der Zusammenarbeit von Ort zu Ort differiert und sich auch Konflikte ergeben können. Die Zentren bemühen sich, jüdische Tradition und jüdische Werte zu vermitteln und gleichzeitig anspruchsvolle Freizeitaktivitäten plus Unterhaltung anzubieten. Die meisten Jugendzentren sind offen auch für Kinder und Jugendliche mit nicht-halachischem Hintergrund, und Lernprogramme wie gemeinschaftliche Unternehmungen sollen auch mit der jüdischen

Diaspora im weiteren Sinne und mit Israel vertraut machen. Verschiedene Jugendzentren erhalten Unterstützung durch das deutsch-israelische *Lehawa*-Projekt, bei dem junge israelische Freiwillige Seminare für Jugendliche organisieren, Kinder und Jugendliche auf kreative Weise mit der israelischen Gesellschaft und mit der jüdischen Tradition vertraut machen und Impulse vermitteln, sich mehr mit jüdischer Geschichte, Kunst, dem Jüdischen Staat und der Hebräischen Sprache auseinander zu setzen.

Für junge Menschen in Deutschland, die ein Universitäts- oder Hochschulstudium aufgenommen haben, bietet der Bund Jüdischer Studenten in Deutschland (BJSD) eine adäquate Plattform, sich kennen zu lernen, zu vernetzen und politisch wie sozial zu engagieren. Unseren Experten-Interviews konnten wir aber entnehmen, dass nur ein Teil der jüdischen Studenten in Deutschland heute durch den BJSD erreicht, geschweige denn zu einem dauerhaften Engagement animiert wird. Folglich steigt die Bedeutung von lokalen und regionalen Studenten-Initiativen, welche bei entsprechendem Engagement anspruchsvolle geistig-kulturelle Anlaufpunkte für KommilitonInnen verschiedenster Studienrichtungen bilden können. Zum Zeitpunkt unserer Studie (2008/2009) trafen wir auf drei herausragende studentische Initiativen, die sich eine effiziente organisatorische Form gegeben hatten und in Heidelberg, Köln und Hamburg ansässig waren. So hat es sich der im Dezember 2007 gegründete „Bund Jüdischer Studenten in Baden e.V.“ zum Ziel gemacht, kreative und produktive Aktivitäten für die große Zahl an jüdischen Studenten in der Universitätsstadt Heidelberg und aus Städten der näheren Umgebung zu organisieren. Der Bund spricht Studenten im Alter von 18 bis 35 Jahren an, die eine halachisch-jüdische Abstammung besitzen und permanent in Baden wohnen, gegenwärtig zählt er rund 100 Mitglieder. Ambitionierteste Projekt-Idee des Bundes ist es, ein Wohnprojekt für jüdische Studenten nach Art der angelsächsischen *Hillel Houses* auf dem Heidelberger Uni-Campus zu errichten.

Im Unterschied zu den Heidelbergern spricht der Anfang 2009 ins Leben gerufene „Bund jüdischer Jugendlicher und Studenten“ in Köln halachische und nicht-halachische jüdische Studenten gleichermaßen an (Zielgruppenalter 18-26 Jahre). Kernanliegen ist es, in der Stadt Köln studierende Juden miteinander zu vernetzen, so dass sie sich kennen lernen, austauschen und neue Freundschaften schließen können. Diskussionen, Debatten, Parties und monatliche Treffen gehören zum festen Programm. Der Bund agiert unabhängig in seinen inhaltlichen und organisatorischen Entscheidungen, wird aber von der Synagogengemeinde Köln unterstützt.

Die Deutschland-weit im Moment wohl erfolgreichste jüdische Studenten-Initiative ist in Hamburg beheimatet und wurde im Jahre 1995 als „Jüdische Organisation Norddeutscher Studenten e.V.“ (JONS) gegründet. JONS spricht wiederum nur halachisch jüdische StudentInnen an, die sich im Alter zwischen 18 und 35 Jahren befinden und einen ständigen Wohnsitz in Deutschland haben. Gegenwärtig zählt JONS 420 Mitglieder, etwa 320 bilden einen aktiven Kern. Hauptanliegen der Organisation ist es, jüdischen Studenten in Norddeutschland eine Plattform zu bieten, wo sie die sie bewegenden Fragen zu Gesellschaft, Politik, jüdischer Religion u.a.m. debattieren können. JONS bietet vor allem ein Forum für jüdische Studenten, die sich in die deutsche Gesellschaft integrieren, aber nicht assimilieren wollen. Eine enge Kooperation besteht mit internationalen jüdischen Studentenorganisationen - wie der *European Jewish Student Union* - und jüdischen Organisationen in Kopenhagen and Amsterdam.

Jüdische Studentenprojekte und -initiativen werden – ähnlich wie die Jugendzentren im Umfeld der Gemeinden – meist durch ehrenamtliche Aktivitäten getragen, bei enger Kooperation mit lokalen Gemeinden oder anderen jüdischen Organisationen kann es durchaus zur finanziellen Förderung von Veranstaltungen und von bestimmten Programmen kommen. Als objektives Problem erscheint die rasche Fluktuation infolge von Studienabschlüssen und Universitätswechsell

– was sowohl die eigentlichen Aktivisten wie auch die zu erreichenden Zielgruppen betrifft. Um interessante Programme für jüdische Studenten bemühen sich in Deutschland auch die orthodoxe Bewegung Chabad Lubawitsch und die Ronald S. Lauder Foundation. So bietet Chabad Lubawitsch in Berlin beispielsweise einen monatlichen Kabbalat Shabbat für Studenten an, organisiert Exkursionen ins Umland sowie Reisen in andere europäische Hauptstädte. In den von der Lauder Foundation in Deutschland eingerichteten Torah-Talmud-Zentren sind auch Studenten willkommen, die säkulare Fächer studieren, sich parallel aber mehr jüdische Religion aneignen wollen.

Ein neuer Bildungshunger hat sich aber auch unter der allgemeinen jüdischen Bevölkerung in Deutschland entwickelt. Erstaunliche Resonanz finden bei interessierten Erwachsenen die Jüdischen Lehrhäuser (*“Batej Midrasch”*) und die Jüdischen Volkshochschulen. Jüdische Lehrhäuser finden sich derzeit in Bamberg, Emmendingen und in Berlin. Die Lehrhäuser werden im Idealfall von den jüdischen Gemeinden vor Ort oder auch von einer speziellen jüdischen Bewegung unterstützt (im Fall von Berlin durch Masorti), nicht selten engagieren sich dort aber auch kommunale und pädagogische (nichtjüdische) Initiativen. Dies trifft in noch viel stärkerem Maße auf die drei in Deutschland arbeitenden *Jüdischen Volkshochschulen* (JVHS) zu – Einrichtungen, die nach dem Modell allgemeiner Volkshochschulen arbeiten, aber dezidiert jüdische Inhalte vermitteln. Sie werden stark gefördert von den jeweiligen Kommunen und erreichen umgekehrt auch ein großes, interessiertes nichtjüdisches Publikum. In Berlin (West) öffnete die Jüdische Volkshochschule ihre Pforten bereits im Jahre 1962, in München im Jahre 1983 und in Frankfurt am Main im Jahre 1988. An den Jüdischen Volkshochschulen werden u.a. Kurse in Hebräisch und Jiddisch (verschiedene Levels) angeboten, daneben Vorträge und Vorlesungsreihen zur jüdischen Geschichte im Allgemeinen und zur deutsch-jüdischen im Besonderen, zur jüdischen Religion, Kunst, Literatur und Folklore, natürlich auch zu Fragen des modernen Judentums und häufig zu Themen der israelischen Gesellschaft. Da die Jüdischen Volkshochschulen in hohem Maße auch von interessierten Nichtjuden frequentiert werden, haben sie sich zu wichtigen Orten für den jüdisch-christlichen Dialog entwickelt. Seit den 1990er Jahren spielen die Jüdischen Volkshochschulen in Berlin, München und Frankfurt aber auch eine wichtige Rolle bei der Vermittlung von jüdischem Wissen an osteuropäisch-jüdische Immigranten. Indem die Jüdischen Volkshochschulen auch Deutsch-Kurse anbieten und wichtige Informationen zur deutschen Gesellschaft weitergeben, bilden sie in diesen Städten eine zusätzliche Integrationshilfe für jüdische Zuwanderer. Von der Jüdischen Volkshochschule in Berlin werden Kurse in Deutsch „als Fremdsprache“ auch für junge Israelis angeboten, die sich für längere Zeit in Berlin/Deutschland aufhalten

Rabbiner-Seminare und akademische Jüdische Studien

An der Schwelle zum 21. Jahrhundert konnten in Deutschland auch wieder einzelne Ausbildungsstätten für Rabbiner Fuß fassen. Dies betrifft sowohl das Reformjudentum, das mit dem Abraham Geiger Kolleg (AGK) in Potsdam präsent ist, wie auch das Hildesheimersche Rabbiner-Seminar zu Berlin, das in der Tradition des einstigen neo-orthodoxen Rabbiners Esriel Hildesheimer steht. Das im Jahre 1999 gegründete Abraham Geiger Kolleg (AGK) ist das erste liberale Rabbiner-Seminar auf dem europäischen Kontinent seit der Shoah. Sein Hauptanliegen besteht in der Ausbildung von liberalen Rabbinern für die jüdischen Gemeinden in Zentral- und Osteuropa. Im Jahre 2006 hat das AGK seine ersten Absolventen ordiniert. Zusätzlich zum Rabbinerseminar hat das AGK im Herbst 2008 ein „Institute of Cantorial Arts“ eingerichtet, das künftige Kantoren für die liberalen Gemeinden in Europa ausbilden soll. Das im Jahre 2005 gegründete Hildesheimersche Rabbinerseminar zu Berlin wird seinerseits von der Ronald S. Lauder Foundation getragen und konnte im Jahre 2009 die ersten orthodoxen Rabbiner für Deutschland

ordinieren. Das Abraham Geiger Kolleg geht auf eine Initiative der Union Progressiver Juden in Deutschland (UPJ) zurück, das Hildersheimersche Rabbinerseminar arbeitet eng mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland zusammen. Trotz dieser beiden jungen und erfolgreichen Initiativen ist die Zahl der Rabbiner-Studenten in Deutschland noch vergleichsweise niedrig (17 Rabbiner-Studenten und 5 Kantoren-Studenten in Potsdam und 9 Studenten am Rabbinerseminar zu Berlin, Stand: 2010), selbst dann, wenn man die Studenten der beiden Chabad-Yeshivot in Berlin and Frankfurt (jeweils 12) hinzurechnet. Auf Jahre hinaus wird eine Unterstützung der Gemeinden durch Rabbiner aus dem Ausland noch vonnöten sein.

Während die Rabbinerseminare und Yeshivot in direkter Weise Personal für die jüdischen Gemeinden ausbilden, haben die Studiengänge „Jüdische“ Studien an verschiedenen deutschen Universitäten eine eher säkulare Ausrichtung, stehen sowohl für jüdische wie auch für nichtjüdische KommilitonInnen offen und bilden im Allgemeinen Personal für die wissenschaftliche Forschung, den Medienbereich, Pädagogik, Verlagswesen u.a. aus. Eine bestimmte Ausnahme bildet hierbei die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg (HfJS). Im Jahre 1979 gegründet, vom Zentralrat der Juden in Deutschland unterstützt und von Bundesregierung und Landesregierung Baden-Württemberg finanziert, bietet die HfJS Abschlüsse als B.A. and M.A. in Jüdischen Studien, aber auch den staatlichen pädagogischen Abschluß für jüdische Religionslehrer und einen B.A. in Gemeindeführung. In Kooperation mit Partnerinstitutionen in Israel und den USA ist es zudem möglich, eine komplette Rabbinerausbildung zu durchlaufen. Gemessen an der Breite des Studienangebotes und den offerierten späteren Berufsperspektiven innerhalb und außerhalb der Gemeinden erscheint die momentane Studentenzahl von 150 allerdings niedrig.

Eine deutlich jüngere Ausbildungsstätte mit starkem praktischem Bezug ist der Studiengang „Jüdische Sozialarbeit“ an der Fachhochschule für Sozialpädagogik in Erfurt. Dieser Studiengang wurde im Jahre 2007 eingerichtet, und er bietet einen B.A. Abschluß in jüdischer Sozialarbeit. Ein wichtiges Ziel der Erfurter Einrichtung ist es, kompetente Sozialpädagogen auszubilden, die im Anschluß mit GUS-Immigranten in den lokalen Gemeinden arbeiten. Der Studiengang ist ein Kooperationsprojekt zwischen der Fachhochschule Erfurt und der ZWST, welches komplett von der Dorothea Gould Foundation (Schweiz) finanziert wird.

Eher in der akademischen Lehre und Forschung angesiedelt sind dagegen das Institut für Jüdische Studien an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf, das Salomon Ludwig Steinheim Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, das Institut für Jüdische Studien an der Universität Potsdam, das Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, das Simon-Dubnow-Institut in Leipzig, die Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt und der Studiengang Jüdische Studien an der Universität Halle. Ein besonders ungewöhnliches Ausbildungsprofil verkörpert dagegen das Touro College in Berlin. Im Jahre 2003 als Teileinrichtung des jüdisch-amerikanischen Touro-Netzwerkes gegründet, bietet das College einen Bachelor-Abschluß in Business Management und Verwaltung/ Management und – damit kombiniert – einen M.A. Abschluß in Holocaust Communication and Tolerance. Das Curriculum ist so kombiniert, dass die Studenten ihr historisches Wissen über die Shoah vertiefen und mit modernen Techniken der Kommunikation und Bildungsarbeit vertraut gemacht werden, was sie für eine professionelle Tätigkeit beispielsweise in der Gedenkstättenarbeit, aber auch im Bereich Medien und Kommunikation prädestiniert.

Traditionell kommen in der deutschen akademischen Landschaft noch verschiedene Lehrstühle der Judaistik hinzu, die ihrerseits oft mit Lehrstühlen bzw. Fachbereichen der (christlichen) Theologie verbunden sind. Doch nicht nur in den Studiengängen der Judaistik, sondern auch in den meisten anderen akademischen Programmen der Jüdischen Studien/Jewish

Studies hat die derzeitige Mehrheit der KommilitonInnen einen nichtjüdischen Hintergrund. Einerseits spiegelt dieses Phänomen die ungewöhnliche deutsche (bzw. europäische) Situation wieder, andererseits scheint dies zu belegen, dass Judentum als Forschungsgegenstand im Bereich der höheren Bildung unter jungen Juden in Deutschland kein sonderlich starkes Interesse erweckt.

Unabhängige Bildungsinitiativen

In den letzten Jahren sind in Deutschland aber auch Bildungsinitiativen vorangekommen, die sich grundsätzlich „von unten“ – als „grass-roots-Aktivitäten“ - entwickelten, auf breite Resonanz in verschiedensten Bevölkerungskreisen stießen und sich schließlich eine effiziente organisatorische Form gaben. Die Fülle unabhängiger Bildungsprojekte und –initiativen, bei denen sich viele an der Schnittstelle von Bildung und Kunst bewegen, zeigt deutlich, dass ein starkes Interesse an jüdischer Bildung in Deutschland mit dem Bedürfnis nach intensivem Austausch über Inhalte jüdischer Geschichte, Tradition, Wissenschaft, Kunst, heutige Lebensweisen u.v.a.m. einhergeht. Das illustrativste Beispiel für eine erfolgreiche jüdische Bildungsbewegung „von unten“ ist *Limmud Deutschland*. Limmud, jenes populäre Lernfestival, das seinen ursprünglichen Ausgangspunkt in England hatte, fand vor Jahren sein deutsches Äquivalent durch die Bemühungen enthusiastischer Protagonisten, denen finanzielle Unterstützung zunächst vollkommen fehlte. Auch heute noch betreibt das Limmud-Team jährlich ein intensives Fundraising, um das Deutschland-weite, dreitägige Lernfestival jeweils im Mai am Berliner Werbellin-See absichern zu können. Der Erfolg der Limmud-Bewegung in Deutschland und seiner ehrenamtlichen Organisatoren ist unbestreitbar: 24 Workshops gab es beim ersten Limmud-Treffen im Jahre 2006, 105 Workshops waren es im Jahre 2008 und 170 im Jahre 2009. Die Berliner Limmud-Treffen offerieren ein ganzes Panorama der heutigen jüdischen Welt in Deutschland – unter anderem mit Workshops und Seminaren zu moderner jüdischer Literatur, Geschichte, Politik, Musik-Werkstatt, Philosophie, israelischen Themen, globalen ethischen Herausforderungen für das Judentum, Kunst und Küche, aber auch mit Gottesdiensten und religiösen Übungen unterschiedlichster Strömungen.

Als ein weiteres, sehr erfolgreiches unabhängiges Bildungsprojekt kann die Arbeit der Salomo-Birnbaum-Gesellschaft für Jiddisch in Hamburg betrachtet werden. Die 1995 gegründete Gesellschaft unterstützt die (Wieder-)Verbreitung der jiddischen Sprache und Literatur in einer breiten Öffentlichkeit. Sie veranstaltet Workshops, in denen jiddische Texte vorgestellt und diskutiert werden, organisiert Kolloquien, Vorträge und Autorenlesungen, Konzerte, Theatergastspiele, Filmvorführungen und Ausstellungen. Finanziert durch städtische Förderung, Mitgliedsbeiträge und privaten Spenden, erreicht die Salomo-Birnbaum-Gesellschaft ein breites jüdisches wie nichtjüdisches Publikum und kooperiert zudem mit akademischen und nicht-akademischen Organisationen. Die Gesellschaft unterstützt zudem Jiddisch-Kurse, Jiddisch-Publikationen und Übersetzungen vom Jiddischen ins Deutsche. Außerdem werden wissenschaftliche Studien mit der Salomo Birnbaum Bibliothek unterstützt.

Ein ähnliches starkes Interesse für Jiddisch fand seinen Ausdruck in einem starken Klezmer-Revival seit den 80er Jahren. Ein Klezmer-Festival mit seinerseits starkem *Bildungscharakter* wird jährlich in der Thüringischen Stadt Weimar abgehalten – das „Other Music - Yiddish Summer Festival“, ursprünglich ins Leben gerufen von dem amerikanischen Pianisten und Komponisten Alan Bern, zugleich Kopf der international renommierten Klezmergruppe Brave Old World. Das Festival bietet jeden Sommer Workshops über einen Zeitraum von 6 Wochen, und eine kleinere Anzahl von Workshops für professionelle Musiker im Winter (*Yiddish Winter*). Interessierte Musiker und Laien aus verschiedensten Ländern besuchen das jährliche Event, welches bereits mehr als 10 Jahre hintereinander stattfindet. Jedes Jahr bringt „Other Music“ mehr als 300 Studenten und Musiker aus aller Welt zusammen, was mittlerweile auch eine große internationale

Reputation sichert. Langfristig ist es der Wunsch der Initiatoren, eine „Other Music“ Akademie in Weimar zu etablieren.

Ein ebenfalls viel beachtetes Unterfangen mit hohem Wirkungsradius und Resonanz in sehr verschiedenen jüdischen wie nichtjüdischen Altersgruppen ist das in Dresden beheimatete Projekt „HATiKVA – Bildungs- und Begegnungszentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Sachsen“. HATiKVA hat sich aus einem lokalen historischen Forschungsprojekt Anfang der 90er Jahre heraus entwickelt und dann zu einer unabhängigen Bildungs- und Kultureinrichtung formiert, die sich intensiv der Vermittlung von jüdischer Geschichte und Kultur mit regionalem Bezug widmet. Dabei versuchen die Verantwortlichen von HATiKVA vorrangig Kinder und Jugendliche zu erreichen. Hativka organisiert systematisch Exkursionen, Hebräischkurse, Zeitzeugengespräche, Podiumsdiskussionen und entwickelt pädagogische Materialien für Lehrer und Sozialarbeiter im Freistaat Sachsen. Der Verein bringt zudem ein eigenes, wissenschaftlich sehr anspruchsvolles Online-Magazin mit dem Titel „Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung“ heraus. HATiKVA kooperiert sehr stark mit der Jüdischen Gemeinde in Dresden, arbeitet aber auch mit verschiedenen nicht-jüdischen Initiativen und Organisationen, ebenso mit der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ zusammen.

Schlußfolgerungen

Sowohl aus den Interviews mit führenden jüdischen Repräsentanten wie auch aus den Daten unserer empirischen Umfrage konnten wir entnehmen, dass es quer durch das heutige Judentum in Deutschland eine gewisse Unzufriedenheit über fehlende Vielfalt an jüdischer Bildung gibt. Die Realität in der Praxis zeigt aber an, dass eine mannigfaltige jüdische Bildungslandschaft bereits im Entstehen ist, die sich in einer ganzen Reihe von neuen jüdischen Bildungseinrichtungen, -initiativen und –projekten zeigt. Das spontane Wachstum, teilweise außerhalb jeglicher etablierter Strukturen, zeigt an, dass jüdische Bildung weiterhin einen zentralen Wert für Juden in Deutschland darstellt, wobei die Inhalte in großer Breite variieren können. Konzentrieren wir uns dagegen auf gemeindenahere Strukturen, dann fällt auf, dass umfassende, jegliche Altersgruppen bedienende Bildungsprogramme selbst in den großen Städten – mit Ausnahme von Berlin – noch eine Utopie sind. In nahezu allen jüdischen Gemeinden in Deutschland – insbesondere aber in den mittelgroßen und kleineren –, wird ein Mangel an finanziellen Ressourcen und qualifiziertem Personal beklagt, der ein umfassendes, lückenlos aufeinander aufbauendes Bildungssystem für Kinder, Jugendliche und Erwachsene „vor Ort“ unrealistisch macht.

Es gibt jüdische Kindergärten - doch nicht überall; mit unterschiedlichen religiösen Ausrichtungen, - und dennoch oft mit einer Kinderzahl, die kaum zur Bildung regulärer Gruppen ausreicht. In einigen Städten finden wir jüdische Grundschulen. Aber auch hier verlangt die Zahl der SchülerInnen pro Klassenstufe noch häufig nach einer Stabilisierung, und selbst in einer Reihe von Städten mit relativ großer Mitgliederzahl ist die Etablierung einer jüdischen Grundschule noch nicht gelungen. Jüdische Gymnasien sind – sieht man einmal von Berlin ab – generell noch „Zukunftsmusik“.

Jugendzentren, die meistens an Jüdische Gemeinden angeschlossen sind und die sowohl Kinder als auch Jugendliche/Teenager anziehen, gibt es in steigender Zahl. Die Gemeinden versuchen, diesen Jugendzentren einen gewissen Rückhalt zu geben, dennoch können sie nur durch kontinuierliches, meist ehrenamtliches Engagement der Madrichim getragen werden. Mit der gleichen Herausforderung kämpfen auch die studentischen Gruppen. Da die Arbeit des BJSD (Bund Jüdischer Studenten in Deutschland) häufig eher virtuell wahrgenommen wird, hängt vieles davon ab, inwiefern sich studentische Projekte und Initiativen durch jüdische Protagonisten „vor Ort“, in den jeweiligen Universitätszentren und –städten entwickeln. Der Erfolg ist hier von Stadt

zu Stadt sehr verschieden, und häufige Fluktuation der Aktivisten wie der TeilnehmerInnen kann die Projekte schwächen, aber auch neu beleben. Sowohl die jüdischen Jugendzentren als auch die studentischen Zentren stehen, wie uns in den Experten-Interviews versichert wurde, unter starkem Konkurrenzdruck „von außen“ – zum Beispiel durch kommunale Klubs, Sport- und Interessenvereine, Unterhaltungsindustrie u.a.m. Die studentischen Zentren versuchen in ihrer Arbeit häufig eine Kombination von religiösen und traditionellen Angeboten (gemeinsames Begehen der jüdischen Feiertage, gemeinsame Shabbatfeiern), politischer und gesellschaftlicher Bildung (mit viel Fokus auf Israel) und Unterhaltungsangeboten. Erfolge haben sich in einigen Städten (Frankfurt, Hamburg, Köln, Heidelberg) zumindest temporär eingestellt.

Erwachsene suchen ihrerseits häufig einen intellektuellen Zugang zu jüdischen Themen oder interessieren sich besonders für die jüdischen Sprachen (Hebräisch, Jiddisch), für Aspekte jüdischer Kunst und Kultur, den Staat Israel oder auch für pure historische Fakten. In einigen Städten kann dieser Bedarf mittlerweile durch Jüdische Lehrhäuser („Batej Midrasch“) und durch Jüdische Volkshochschulen abgedeckt werden. In einigen der Experten-Interviews wurde die Vermutung und Hoffnung geäußert, dass der offensichtliche Bedarf an einer erweiterten jüdischen Erwachsenenbildung (auch außerhalb der Jüdischen Gemeinden) teilweise über Zweigniederlassungen einer noch zu gründenden *Jüdischen Akademie* (ähnlich dem strukturellen Vorbild von in Deutschland seit langem agierenden Katholischen und Evangelischen Akademien) zumindest teilweise abgedeckt werden könnte.

Bekannt ist der nach wie vor große Mangel an qualifiziertem Personal für viele der mehr als 100 heute in Deutschland existierenden Gemeinden. So fehlen in einer Mehrzahl der Gemeinden Rabbiner, Kantoren und professionell ausgebildete Religionslehrer. Die ersten, auf deutschem bzw. europäischem Boden neu etablierten Rabbinerseminare, die Hochschule für Jüdischen Studien in Heidelberg und der Studiengang Jüdische Sozialarbeit an der Fachhochschule für Sozialpädagogik in Erfurt arbeiten auf je eigene Weise intensiv daran, diesen Mangel an Fachpersonal für die Gemeinden zu beheben. Gleichwohl ist es wünschenswert und dringlich, dass sich die Zahl der Studierenden in diesen Fachbereichen während der nächsten Jahre noch deutlich erhöht.

Im akademischen Bereich, so etwa bei den Jüdischen Studien an der Universität Potsdam, finden sich dagegen relativ große Zahlen von KommilitonInnen. Doch bleibt hier zu beachten, dass eine beträchtliche Zahl der Studierenden nichtjüdisch ist und künftige berufliche Herausforderungen eher in der Forschung, im Medien- und Verlagsbereich, in der politischen Bildung oder auch im pädagogischen Bereich suchen wird, d.h. weniger im Umfeld der jüdischen Organisationen und Gemeinden.

Dass ein Mehrbedarf an jüdischer Bildung aber nicht nur in den jüdischen Gemeinden, in Ausbildungsstätten für Gemeindepersonal und - in bestimmter Weise - im akademischen Bereich existiert, beweisen neue, unabhängige, sehr vitale jüdische Bildungsinitiativen „von unten“. Als Bewegung mit einer deutschlandweiten Vernetzung und ständig steigender Nachfrage hat sich hier in den letzten Jahren vor allem „Limmud Deutschland“ herauskristallisiert. Wir treffen heute aber auch auf attraktive und gut frequentierte unabhängige Projekte lokaler Art, die sich unter anderem mit der jiddischen Sprache, mit jüdischer Musik, Literatur und natürlich auch regionaler jüdischer Geschichte auseinandersetzen. Besondere Akzente haben hier in jüngster Vergangenheit beispielsweise die Salomo Birnbaum Gesellschaft für Jiddisch in Hamburg, das jährliche Musikfestival „Other Music- Yiddish Summer“ in Weimar und der Dresdner Geschichts- und Pädagogikverein „Hatikva“ mit seinem deutschlandweit gelesenen Online-Magazin „Medaon“ gesetzt.

Kurz gesagt: Jüdische Bildung in Deutschland erlebt eine dynamische Aufwärtsentwicklung – sowohl was die Zahl der Bildungseinrichtungen und –initiativen wie auch die Vielfalt der Angebote betrifft. Dieser „Boom“ der jüdischen Bildung in Deutschland ist direkt und indirekt katalysiert worden durch die große russisch-jüdische Zuwanderung (vor allem während der 1990er Jahre). Allerdings kommen die Früchte dieses „Booms“ den regionalen Gemeinden nicht in gleicher Weise zugute. Gerade in kleineren und mittleren Gemeinden bleibt es schwierig, Strukturen einer kontinuierlichen jüdischen Bildung für jüdische Kinder und Jugendliche (Kindergarten, Sonntagsschule, Jugendzentrum u.a.) – und im Anschluss dann für Erwachsene – zu entwickeln. Im Moment ist die Jüdische Gemeinde zu Berlin (noch) die einzige mit einer kohärenten Bildungsstruktur, die nahezu alle Alters- und Interessengruppen erreicht. Die Gemeinden in München, Düsseldorf und Frankfurt sind diesem Modell relativ nahe. Andere Gemeinden, selbst in Großstädten, rechnen auch auf längere Sicht mit „Lücken“ in der Bildungsstruktur und suchen nach Übergangs- und Kompromisslösungen. So werden jüdische Kindergärten (und Schulen) beispielsweise auch für Mädchen und Jungen aus nichtjüdischen Familien geöffnet oder als jüdische Kindergruppen in kommunale Kindereinrichtungen integriert. Dennoch bleibt auch bei diesen Modellen und Optionen die Nachfrage nach qualifizierten jüdischen Fachkräften.

Bei aller Bildungsarbeit – insbesondere mit Erwachsenen – bleibt als besondere Herausforderung zu beachten, dass ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung sich heute als säkular versteht und nur ein relativ begrenztes Interesse für religiöse Themen zeigt. Es gibt durchaus jüdische Projekte und Initiativen in Deutschland, die – sich als dezidiert säkular verstehend – gleichwohl jüdisches Wissen und jüdische Tradition weitervermitteln und sich insbesondere in der Kunst, Politik und im interkulturellen Bereich engagieren. Konzepte und Arbeitsweisen, wie sie der Jüdische Kulturverein Berlin (JKV) über zwei Jahrzehnte hinweg verfolgt hat, könnten Modellcharakter für ähnliche Initiativen in anderen Städten besitzen. Andererseits hat sich deutlich herauskristallisiert, dass an vielen Standorten in Deutschland die Synagoge das Herz der jüdischen Gemeinschaftsstruktur bleibt, um die herum sich in vielfältiger Weise Vereine, Klubs, Theaterwerkstätten, Interessengruppen und auch politische Initiativen bilden können.

Bevor wir dieses Kapitel abschließen, sei noch einmal daran erinnert, dass eine hohe Wertschätzung für Bildung schon immer eines der wichtigsten Merkmale jüdischer Gemeinschaften war, in welchen Epochen und unter welchen gesellschaftspolitischen Umständen auch immer. Insofern steht der neue Aufbruch in der jüdischen Bildung in Deutschland in einer wohlbekannten Tradition und wird auch als eines der wichtigsten Elemente beim künftigen „Community Building“ verstanden. Überdies ist die Nachfrage nach und Betonung von jüdischer Bildung keineswegs das Privileg einer bestimmten Teilgruppe im Land – weder der (ultra-)orthodoxen Gruppierungen noch des ethno-kulturellen Milieus.

Doch während die Bedeutung jüdischer Bildung in sämtlichen jüdischen Milieus erkannt ist und aus objektiver Sicht vor allem *strukturelle* Defizite eine optimalere individuelle Bildung hemmen (u.a. durch das Fehlen von jüdischen Kindergärten, Gymnasien, Lehrhäusern für Erwachsene etc.), bleiben – bei allem Erreichten – bestimmte Unzufriedenheiten mit den Inhalten *vorhandener* Angebote und Programme nicht aus. Hier scheinen in der *kurzfristigen* Perspektive am ehesten Veränderungen und Optimierungen möglich, während strukturelle Verbesserungen einen langen Atem und entsprechende finanzielle und materielle Ressourcen erfordern.

Gleichwohl gehen innerhalb der unterschiedlichen Milieus und Strömungen die Vorstellungen über die *Prioritäten* für jüdische Bildung deutlich auseinander. Insbesondere für die Protagonisten im ethno-kulturellen (und damit eher liberalen und säkularen) Cluster spielen kulturelle Themen eine zentrale Rolle, gleichzeitig aber scheint es ihnen schwerer zu fallen,

jüdische Bildung in einer systematischen und inhaltlich fundierten Form an die nächste Generation zu vermitteln. Dies ist kein spezifisch deutsch-jüdisches Phänomen, sondern generell in ethno-kulturellen Netzwerken und Milieus anzutreffen, wenn Identifikationen mit Religion und Nation keinen Rückhalt mehr für das kollektive Bewusstsein bieten, und die Vorstellungen von der eigenen Gruppe – wie auch die Art des Engagements in ihr – einen immer stärkeren Prozess der Diversifizierung durchlaufen. Bei einem solchen Prozess der inneren Diversifizierung – und möglicherweise auch Fragmentierung - kommt im deutschen Falle hinzu, dass die Mehrheit der heute hier lebenden Juden während ihres Lebens in der früheren Sowjetunion mehr Unterrichtseinheiten in Marxismus-Leninismus erhalten haben als in jüdischer Religion und Tradition. Für einen beträchtlichen Teil dieser Menschen gilt es ein jüdisches Erbe an Bildung und Tradition „wiederzuentdecken“, das als Gemeinschafts-stiftender Faktor das letzte Mal bei den Großeltern oder Urgroßeltern präsent war. Freilich haben sich auch diese Traditionen – unter anderem in Ländern des Exils – weiterentwickelt, und als zusätzliche Herausforderung kommt für die russischsprachigen Juden in der Bundesrepublik hinzu, dass sie eine einheimische jüdische Community vorfinden, mit der sie an vielen Stellen erst noch einen „common sense“ finden müssen, auch im Bereich der Bildung. Ob auch dies zu bestimmten strukturellen Veränderungen in der jüdischen Bildung in Deutschland führen wird, kann wohl erst in der nächsten Generation beantwortet werden.

Kapitel 8. Generelle Schlußfolgerungen

Das neue Judentum in Deutschland

Wie schon in den einleitenden Kapiteln beschrieben, hat sich die jüdische Bevölkerung in Deutschland während der letzten 20 Jahre in enormer Weise verändert und deutlich vergrößert. Zur jüdischen Zuwanderung aus der früheren Sowjetunion, mit der diese Veränderungen sich Bahn brachen, ist eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Publikationen erschienen. Während der letzten Jahre haben sich einige Studien auch bewusst mit dem Verhältnis von „Alteingesessenen“ und Neuzuwanderern in den Jüdischen Gemeinden, mit kulturellen und sozialen Konflikten im Kontext der Zuwanderung, aber auch mit der Entstehung neuer jüdischer Gemeinden und (Dach-)Organisationen beschäftigt. In der Gesamtheit lag indes keine Studie vor, die sich dem *Gesamtprofil* der neuen jüdischen Gemeinschaft in Deutschland nach 1990, dem wachsenden jüdischen Pluralismus und gleichzeitig auch der Bedeutung der jüdischen Bildung für die Zukunft des Judentums in Deutschland gewidmet hätte. Diese Lücke wollten wir schließen, und gleichzeitig Perspektiven der jüdischen Bildung in Deutschland wie auch Perspektiven des „Community Building“ im Kontext von jüdischem Transnationalismus aufzeigen. Denn trotz vieler Eigen- und Besonderheiten lebt das Judentum in der heutigen Bundesrepublik alles andere als isoliert vom Rest der Welt.

Russischsprachige Zuwanderer bilden im heutigen Deutschland die überwältigende Mehrheit der jüdischen Bevölkerung – ein Ergebnis der 1991 verabschiedeten „Kontingentflüchtlingsregelung“, die in der ursprünglichen Form Bestand hatte bis ins Jahr 2005. Ein Teil der russischsprachigen jüdischen Zuwanderer lebt noch keine zehn Jahre im Land. Viele verfügen noch nicht über die deutsche Staatsbürgerschaft, und vielen aus der älteren und mittleren Generation fehlen elementare Deutsch-Kenntnisse. Sprachbarrieren sind sowohl gegenüber der einheimischen (nichtjüdischen) Bevölkerung als auch gegenüber einheimischen Juden erhalten geblieben (obwohl letzteres sich schrittweise auflöst). Ungewöhnlich für die Gesamtsituation der jüdischen Bevölkerung in Deutschland – aber eindeutig auch im Kontext der russisch-jüdischen Einwanderungswelle – ist der Umstand, dass eine Mehrheit der Juden unter dem durchschnittlichen deutschen Einkommenslevel lebt. Ein bedeutender Teil der heute in Deutschland lebenden Juden ist halachischer Abstammung, gleichzeitig ist aber ein bedeutsamer Anteil an nicht-halachischen Juden präsent, und sowohl unter Einheimischen wie auch unter den Immigranten aus der früheren Sowjetunion findet sich eine große Zahl von Mischehen (exogamen Partnerschaften). Viel ist in den letzten Jahren darüber diskutiert worden, inwiefern der vergleichsweise hohe säkulare Anteil unter ehemals sowjetischen Juden einen generellen „Säkularisierungsschub“ in der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland bewirken könne. Doch ein genauerer Blick auf die heutige jüdische Bevölkerung zeigt, dass dies eine unzulässige Vereinfachung ist. Die heutige jüdische Bevölkerung in Deutschland – zumindest jene, die Verbindung zu den jüdischen Gemeinden hält – präsentiert sich als ausgesprochen heterogen.

Die meisten Juden in Deutschland haben keinen Bezug zum orthodoxen Judentum, aber umgekehrt sind sie in ihrer Mehrheit auch nicht entschieden säkular. Vier markante Gruppen ließen sich bei unserer empirischen Analyse deutlich voneinander unterscheiden: Orthodoxe/ultra-orthodoxe, liberale (einschließlich konservative), sich als „eher traditionell“ bezeichnende Juden und solche, die sich bewußt als „säkular“ bezeichnen. Juden in Deutschland fühlen sich als Teil des jüdischen Volkes und solidarisieren sich mehrheitlich sehr stark mit dem Staat Israel. Ein Teil der von uns befragten Personen identifizierte sich aber auch sehr stark mit der deutschen Nation beziehungsweise – im Falle der russischsprachigen Juden – mit ihren früheren Heimatländern. Das

eigene jüdische Selbstverständnis ist einerseits geprägt von der Verbindung zur jüdischen Religion und Tradition, andererseits auch von einem sozio-kulturellen Gruppenbewußtsein, das sich in eher pragmatischen Haltungen und Lebensmustern äußert. So finden sich beispielsweise halachische und nicht-halachische Sichtweisen in großer Zahl nebeneinander, wenn es um die Frage geht, wer heute Jude sei – das heißt, wer „dazugehört“ – und wer nicht. Ein relativ pragmatisches Verhältnis pflegen die Juden in Deutschland heute auch zur Synagoge. Viele suchen Anschluß an die Gemeinden (und sind registrierte Mitglieder), doch nur ein Teil von ihnen interessiert sich für jüdische Religion oder engagiert sich dauerhaft in Gremien und Gruppen, die die Gemeindearbeit im Wesentlichen tragen. Wenn Religion nur einen Teil der Bindekraft für heutige Gemeindeglieder ausmacht, stellt sich die Frage, welche Ideen, Identifikationen und Programme das mögliche „Vakuum“ ausfüllen. Außerdem scheint es interessant, der Frage nachzugehen, weshalb ein beträchtlicher Teil der Juden in Deutschland heute Mitglied in einer lokalen Gemeinde sind, sich in anderen jüdischen Organisationen aber nur eine verschwindend kleine Minderheit engagiert.

Sowohl unsere Umfrage, wie auch unsere Experten-Interviews haben verdeutlicht, dass die Integration der russischsprachigen Immigranten in die lokalen Gemeinden große Fortschritte gemacht hat, aber die Beziehungen zwischen „Alteingesessenen“ und Neuzuwanderern durchaus noch Rätsel aufgeben. Die meisten unserer Befragten haben das Verhältnis zwischen „Alten“ und „Neuen“ mit zwei Termini charakterisiert – „Kooperation“ und „Spannung“ -, doch eine Minderheit der Befragten empfindet schwer überwindbare „Entfremdung“. Einheimische wie zugewanderte Juden pflegen nach wie vor mehrheitlich Freundeskreise „unter sich“. Auf der anderen Seite ist deutlich geworden, dass viele der russischsprachigen jüdischen Befragten intensiven Kontakt zu Freunden und Verwandten in der früheren Sowjetunion beibehalten, wie auch zu jenen „Co-Ethnics“, die nach Amerika, Kanada, Australien oder Israel emigriert sind. Was die engen Kontakte zu Verwandten und Freunden in Israel – wie auch zum Land als solchem – betrifft, finden sich keine Unterschiede zwischen den einheimischen, deutschsprachigen und den zugewanderten, russischsprachigen Juden. Weitgehende Übereinstimmung besteht auch zwischen einheimischen und zugewanderten Juden, wenn es um die grundsätzlich positive Bewertung der heutigen gesellschaftlichen Gegebenheiten in der Bundesrepublik Deutschland geht. Dies schließt einen kritischen Blick auf problematische Erscheinungen im Land nicht aus (Shoah-Vergangenheit, Antisemitismus), aber selbst eine Reihe von ungelösten beruflichen und sozio-ökonomischen Fragen - vor allem für die ältere und mittlere Generation der Zuwanderer - erschüttert kaum das insgesamt positive Gesamtbild von der deutschen Gesellschaft.

Profile der russischsprachigen Juden

Russischsprachige Juden, die mindestens 90 Prozent der jüdischen Bevölkerung in Deutschland ausmachen, werden das jüdische Gemeindeleben von morgen bestimmen. Dabei bilden sie selbst in vielerlei Hinsicht eine heterogene Gruppe und können nach den folgenden Kriterien unterschieden werden: Religiosität, Aufenthaltsdauer im Land, Wohnort, Größe der Gemeinde, Herkunft, Einkommen sowie Alter. Einige dieser Charakteristika korrelieren in mancherlei Hinsicht mit den kollektiven Identitäten der Befragten. Wir benennen hier nur die bedeutendsten Merkmale, die wir aus der Analyse zur russischsprachig-jüdischen Community gewonnen haben.

(1) *Jüdischer Pluralismus* – Wie zu erwarten war, zeigen die orthodoxen Befragten eine stärkere Loyalität gegenüber dem Judentum, dem jüdischen Volk und Israel als die Befragten anderer Kategorien der Religiosität. Sie sind auch stärker in jüdische Institutionen involviert, und sie widmen sich in größerem Maße der jüdischen Erziehung ihrer Kinder. Mehr noch als säkulare Juden suchen sie ein jüdisches Milieu, und sie tendieren auch dazu, russischsprachige Juden als

Freunde zu haben. Andererseits schätzen die säkularen Befragten Deutschland und die deutsche Kultur mehr als es die Orthodoxen tun, und sie fühlen sich auch mehr ihrem Herkunftsland verbunden.

(2) *Exogamie versus Endogamie* – Die Kinder homogener Familien fühlen sich im allgemein „jüdischer“, drücken in stärkerem Maße die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk aus und zeigen mehr Solidarität mit Israel als die Kinder aus exogamen Familien. Zu ihnen zählen, relativ gesehen, mehr orthodoxe Menschen, und sie tendieren auch dazu, gegenüber den unangenehmen Aspekten des Lebens in Deutschland sensibler zu sein. Andererseits sind die Kinder aus gemischten Familien in bestimmter Weise stärker an ihr Herkunftsland gebunden, und dasselbe gilt für russischsprachige Juden, die mit einem nichtjüdischen Partner zusammenleben, verglichen mit denen, die mit einem jüdischen Partner zusammenleben.

(3) *Der Faktor Alter* – Verglichen mit den jüngeren Befragten, zeigen die älteren ein stärkeres Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk sowie mehr Solidarität mit Israel. Wie die jüngeren schätzen sie allerdings, was sie in Deutschland vorfinden, besonders in den Bereichen Kultur, politisches System und Sozialstaat. Überdies sprechen sie weiterhin meistens Russisch und pflegen mehr Kontakte mit ihrem Herkunftsland als die jüngeren. Den jüngeren ist jüdische Bildung wichtiger; sie versuchen, ihre Kinder jüdisch zu erziehen, und sie selbst gehen häufiger zum Gottesdienst in die Synagoge. Andererseits sprechen sie nach und nach mehr Deutsch, und sie verspüren ein stärkeres Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft.

(4) *Aufenthaltsdauer* – Die Aufenthaltsdauer beeinflusst die Einstellungen: je länger die Aufenthaltsdauer, desto mehr Individuen neigen dazu, Einstellungen, die für die jüngeren Immigranten typisch sind, anzunehmen. Daher sprechen die russischsprachigen Juden, die länger in Deutschland sind, mehr Deutsch als diejenigen, die in jüngerer Zeit übergesiedelt sind – obwohl Russisch in mehreren Bereichen noch dominiert. Sie haben auch ein stärkeres Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft. Längere Aufenthaltsdauer schwächt auch die Beziehungen zum Herkunftsland ab.

(5) *Region des Wohnorts und Größe der Gemeinde* – Bewohner kleiner Gemeinden im Osten Deutschlands sind tendenziell weniger lang in Deutschland als russischsprachige Juden in anderen, eher etablierten Regionen. Sie sind weniger stark ans Judentum, das jüdische Volk und Israel gebunden, und sie sprechen mehr Russisch. Die Arbeitslosigkeit ist hier auch akuter als in Berlin oder Städten im Westen Deutschlands. Gleichzeitig zeigen die Mitglieder großer Gemeinden größere Verbundenheit zur deutschen Gesellschaft, und in Berlin sind russischsprachige Juden auch überdurchschnittlich stark in Kontakt mit nichtjüdischen russischsprachigen Gruppen.

Ein gemeinsames Judentum?

Eine Kernfrage ist natürlich, ob die beiden markantesten Gruppen des Judentums im heutigen Deutschland – russischsprachige Juden und deutschsprachige „Einheimische“ – eher voneinander entfremdet bleiben oder im Gegenteil eher ein vereintes Judentum bilden werden. Wir näherten und dieser Frage, indem wir russischsprachige Juden und junge hiesige Juden anhand der Umfrageergebnisse systematisch verglichen (denn beide Gruppen haben eine „Schlüsselfunktion“ für die Zukunft des Judentums in der Bundesrepublik). Es scheint hier ganz so, als ob die Verbundenheit mit dem Judentum unter den Einheimischen stärker ist als unter den russischsprachigen Juden, und dass dies auch für das Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft zutrifft. Da die beiden Gruppen in unterschiedlichen Netzwerken leben, widerspricht die Zugehörigkeit zum Judentum nicht der Zugehörigkeit zur nichtjüdischen Gesellschaft (für hiesige Jüdinnen und Juden), und ein etwas schwächeres Zugehörigkeitsgefühl zum Judentum

könnte auch mit einem schwächeren Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft einhergehen (für russischsprachige Juden). Andererseits gibt es auch eine Tendenz der Konvergenz der beiden jüngeren Altersgruppen – ungeachtet der Divergenzen, die noch immer zwischen ihnen bestehen, insbesondere was die Sprache betrifft. Junge einheimische und russischsprachige Erwachsene nähern sich effektiv einander an, in ihren Einstellungen gegenüber sich selbst, ihren Gefühlen gegenüber der jüdischen Gemeinschaft sowie ihren Ansichten bezüglich ihrer Umwelt.

Man darf allerdings nicht die Augen davor verschließen, dass die Bereitschaft, sich jüdischen Organisationen anzuschließen, unter den russischsprachigen Juden viel schwächer ausgeprägt ist als unter den hiesigen Juden. Daher lässt sich voraussagen, dass die gegenwärtigen Schwierigkeiten, Führungspersonlichkeiten für die Gremien der jüdischen Gemeinden heranzuziehen, sehr wohl in Zukunft fortbestehen könnten: ein Judentum, in dem Individuen aus der kleinen hiesigen Minderheit eine Gemeinde führen, deren überwiegende Mehrheit russischsprachige Juden bilden. In einer solchen Situation kann es angesichts sprachlicher und kultureller Gegensätze und sozioökonomischer Unterschiede unter den Letzteren leicht zu einer wachsenden Entfremdung kommen, obwohl man in dieser Situation die Realität der Tendenz zur sozialen Vermischung nicht außer Acht lassen darf.

Kurz gesagt, und trotz der oben betonten Unterschiede, kommen doch Stränge der Konvergenz, die vor allem die Bedeutung des Jüdischseins und die Solidarität mit Israel betreffen, zum Vorschein: Offenheit füreinander, Reserviertheit bezüglich des Verschmelzens mit der deutschen Gesellschaft und, zusammen mit all diesen Aspekten, Hochachtung für wichtige Aspekte dieser Gesellschaft. Daher können wir gegenwärtig tatsächlich von einem Prozess der Ausbildung eines gemeinsamen Judentums in Deutschland aus den Segmenten, in die es heute zerfällt, sprechen. Dieser Prozess muss sich aber nicht zwangsläufig fortsetzen, viel davon hängt auch weiterhin von den Akteuren selbst ab. An dieser Stelle gewinnt die Verbesserung der jüdischen Bildung einen ganz entscheidenden Stellenwert, zumal damit auch große Hoffnungen der jüdischen Eltern im Hinblick auf die Generation ihrer Kinder verbunden sind.

Jüdische Bildung: Erwartungen und Realität

Eine große Mehrheit der Befragten ist bereit, ihren Kindern eine jüdische Erziehung angedeihen zu lassen. Allerdings setzen nicht alle ihre Wünsche in die Realität um. Es sind die Orthodoxen, die diese Ambition in praktischen Bemühungen konkretisieren – obwohl nicht wenige sogar unter ihnen ihre Machtlosigkeit in dieser Hinsicht einräumen. In den anderen Kategorien – liberal, traditionell und säkular – nehmen die Bemühungen und ihre Umsetzung ab. Dazu kommt, dass Juden aus gemischten Familien, oder die mit einem nichtjüdischen Partner zusammenleben, sich am wenigsten Gedanken über die Notwendigkeit machen, ihre Kinder jüdisch zu erziehen. Doch sogar unter ihnen strebt die Mehrheit an, ihren Kindern Elemente einer jüdischen Erziehung angedeihen zu lassen. Des Weiteren sind die jüngeren Altersgruppen wahrscheinlich mehr als die älteren in Sachen jüdische Bildung engagiert. Jüdische Bildung und Erziehung ist teuer, auch wenn es öffentliche Unterstützung dafür gibt. Aus diesem Grund ist sie eher für die größeren und wohlhabenderen Gemeinden erschwinglich als für die kleineren und ärmeren, etwa die kleinen Gemeinden im Osten Deutschlands.

Im Kontext dieser Vielfalt an Faktoren muss man auch in Betracht ziehen, welche Bedeutung die Befragten der Aneignung der deutschen Kultur durch ihre Kinder beimessen. Ihre Positionen im Hinblick darauf sind geteilt: Eine Minderheit – insbesondere unter denen, die kein akademisches Studium abgelegt haben und/oder orthodox sind – misst dem keine Bedeutung bei, während die Mehrheit die Aneignung der deutschen Kultur für bedeutsam hält, aber dies nur in kleinerer Zahl als eine besondere Priorität versteht. Überdies sind die jüngeren Befragten weniger

sensibel als die älteren gegenüber der Frage, ob ihre Kinder die deutsche Kultur annehmen. Dies mag an der Tatsache liegen, dass sie dies aufgrund ihrer eigenen deutschen Kultur für selbstverständlich halten, während sie sich nun eher darauf konzentrieren können, sich um die jüdische Bildung für die eigenen Kinder zu sorgen.

Wenn es um praktische Dinge geht, bemängelt eine beträchtliche Zahl der Befragten den Mangel an bestimmten Bildungseinrichtungen und –programmen vor Ort. Häufig geht es um den Mangel an angemessenen Programmen in Israelstudien, während andere Befragte eine unzureichende Anzahl an Kursen zur Bibel, zu Judentum und über jüdische Geschichte ansprechen, ebenso einen Mangel an Hebräischkursen. Kritik und Nachfrage nach bestimmten Bildungsprogrammen und –inhalten differiert aber wieder im pluralistischen Kontext der heutigen jüdischen Bevölkerung in Deutschland, und hierbei spielt Religiosität (bzw. Nichtreligiosität) wiederum eine nicht zu unterschätzende Rolle. Während nur eine Minderheit der Orthodoxen der Meinung ist, dass keine Programme fehlen – offenbar leisten sie ihre jüdische Bildung und Erziehung selbst – beschwerten sich fast die Hälfte der Säkularen, und die Position der Liberalen und Traditionellen liegt dazwischen. Überdies sind sich viele Befragte – in allen Arten von Gemeinden – über ihr eigenes Bedürfnis nach jüdischem Lernen bewusst, und sie sagen, dass sie jüdische Programme schätzen würden. Daher ist die Frage „Zeigen Jüdinnen und Juden in Deutschland Interesse an jüdischem Lernen?“ klar zu bejahen.

Bei der Frage nach den Angeboten der jüdischen Bildung fällt auf, dass es eine Vielzahl an jüdischen Bildungseinrichtungen in Deutschland gibt, von denen viele in jüngster Zeit gegründet wurden. Bislang kann man allerdings kaum von einem dichten und umfassenden Netzwerk an Institutionen sprechen. In fast allen Gemeinden in Deutschland – besonders den mittleren oder kleinen – besteht ein beklagenswerter Mangel an finanziellen Ressourcen und qualifiziertem Personal, die ein vollwertiges System für Kinder ermöglichen würden, von interessierten Erwachsenen ganz zu schweigen. In zahlreichen Städten gibt es heute jüdische Kindergärten, dabei mit unterschiedlicher religiöser Ausrichtung, und teilweise auch kombiniert mit staatlichen Kindergärten. Dennoch fehlt an vielen Orten eine ausreichende Kinderzahl für die jeweiligen Jahrgänge. Mittlerweile konnten auch einige jüdische Grundschulen eröffnet werden, einige davon mit orthodoxer Ausrichtung, aber auch diese ringen – selbst in Städten mit großen jüdischen Gemeinden – noch um eine dauerhaft ausreichende Kinderzahl. Jüdische Gymnasien gibt es überhaupt nicht, mit einer Ausnahme in Berlin. Jugendzentren gibt es häufiger. Sie bieten eine breite Palette an Aktivitäten an, aber die individuelle Teilnahme ist auf eine beschränkte Stundenzahl pro Woche reduziert.

Jüdische Studenten-Projekte in großen Universitätsstädten sind ein weiterer relevanter Faktor. Ihre Bemühungen, ein großes Publikum für die von ihnen organisierten Podiumsdiskussionen und Freizeitaktivitäten zu gewinnen, sind nach Meinung unserer Interviewpartner aber nur bedingt erfolgreich. Die Studierendengruppen konkurrieren mit einer Organisation wie Chabad, die ebenfalls Aktivitäten – im ganz eigenen Stil – für jüdische Studierende anbietet. Zusätzlich gibt es Klubs oder Zentren für Erwachsene, die Vorträge und Kurse über Judentum oder Israelstudien anbieten. Manche dieser Zentren werden von den lokalen Gemeinden bzw. überregionalen religiösen Bewegungen unterhalten, einige haben sich zu Jüdischen Lehrhäusern entwickelt.

Auf der akademischen Ebene gibt es ebenfalls eine Vielfalt an Settings. Sie spannen einen Bogen von landesweiten Lehrstühlen und Instituten zur Erforschung jüdischer Geschichte, Religion, Philosophie und Gegenwart über die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg - als professionelle Ausbildungsstätte von Religionslehrern und administrativem (Gemeinde-)Personal -

einem eigenen Studiengang für jüdische Sozialarbeiter in Erfurt bis hin zum unabhängigen Touro College in Berlin, das Management und Business Studien mit systematischen Studien zu Holocaust / „Communication and Tolerance“ verbindet. Schließlich fällt auf, dass in Deutschland wieder Ausbildungsstätten für Rabbiner ihre Arbeit aufgenommen haben – hierbei an vorderster Stelle das Abraham Geiger Kolleg Potsdam (für liberale und konservative Rabbiner) und das Hildersheimersche Rabbinerseminar zu Berlin (für orthodoxe Rabbiner). Allerdings ist die Zahl der Rabbiner-Studenten in Deutschland noch verhältnismäßig klein, selbst wenn man die in Berlin und Frankfurt arbeitenden Yeschivot von Chabad Lubawitsch Berlin und die von Ronald S. Lauder Foundation in Berlin etablierte Yeshiva „Beis Zion“ in Berlin Mitte mit hinzunimmt. Neben der akademischen Szene haben sich auch sehr erfolgreiche *unabhängige* Projekte entwickelt, die sich mit jüdischen Sprachen, jüdischer Kunst, Geschichte oder einfach dem *jüdischen Lernen* und dem intensiven Austausch darüber widmen. Dazu gehören u.a. die Bewegung „Limmud Deutschland“ mit jährlichen Lernfestivals in verschiedenen deutschen Städten, die Salomon Birnbaum Gesellschaft für Jiddisch in Hamburg und das „Other Music – Yiddish Summer Festival“ in Weimar.

Kein Zweifel: jüdische Bildung in Deutschland ist enorm im Wachsen begriffen – sowohl bezüglich der Zahl der Einrichtungen als auch der Vielfalt der Angebote. In vielen Gemeinden, von denen manche erst vor einigen Jahren gegründet wurden, ist die Zahl der Juden jedoch noch nicht groß genug, um eine kontinuierliche Bildungskette für alle möglichen Altersgruppen aufzubauen. Derzeit ist die Jüdische Gemeinde in Berlin die einzige, der es gelungen ist, ein umfassendes Netzwerk jüdischer Bildungsinstitutionen für sämtliche Alters- und Interessengruppen aufzubauen, und nur wenige große Gemeinden (München, Düsseldorf und Frankfurt) schicken sich an, einem solchen Ziel selbst allmählich näher zu kommen.

Hinzu kommt inhaltliche Besonderheiten: So offenbart eine klare Mehrheit der heutigen jüdischen Bevölkerung in Deutschland nur ein begrenztes Interesse an religiöser Bildung, zeigt gleichwohl aber viel Aufmerksamkeit für andere jüdische Themen (u.a. Israel, jüdische Kunst u.a.). Einige Vereine und Projekte versuchen, sich dieser Herausforderung zu stellen, indem sie verstärkt in kulturelle und intellektuelle Veranstaltungen investieren. Dennoch ist ihr bisheriger Wirkungsradius bisher sehr limitiert, und es zeichnet sich ab, dass die Synagoge nach wie vor das Kernstück jüdischen Gemeinschaftslebens bleiben wird.

Die brennenden Themen

Mit wenigen Ausnahmen stimmen die für diese Studie interviewten Führungspersönlichkeiten überein, dass es vielen Gemeinden nicht gelingt, ihre Mitglieder in großem Stil für die Gemeindefarbeit zu gewinnen. Während manche Interviewpartner konkurrierende Reize außerhalb der Gemeinde verantwortlich machen, die die Attraktivität der Gemeinde überstrahlen, bemängeln andere die schlechte Ausstattung der Gemeindezentren, insbesondere in den kleinen Gemeinden. Mit anderen Worten: Das rapide Wachstum der jüdischen Bevölkerung in den 1990er Jahren wurde nicht von einem adäquaten Zustrom an Ressourcen begleitet.

Manche Interviewpartner sahen das Problem eher in den Einstellungen der russischsprachigen Juden und in ihrem Mangel an Erfahrung im Gemeindeleben. Nur wenige russischsprachige Juden, so behaupten sie, wurden erfolgreich in die Arbeit der Führungsgremien der Gemeinden einbezogen, weil den meisten aktiven russischsprachigen Juden die Erfahrung mit den in Deutschland vorherrschenden Verhältnissen fehlt. Manche Interviewpartner zögerten nicht zu behaupten, dass ein Wechsel in der Rekrutierung von Führungspersönlichkeiten erst in der zweiten Generation zu erwarten sei. Andere beharren auf der Tatsache, dass die Zahl der gemischten Ehen mittlerweile steigt, was die Gemeinde destabilisieren könnte. Wieder andere sind

weniger pessimistisch und verweisen auf die vielen Juden, sowohl unter den Einheimischen als auch unter den Neuankömmlingen, die sich stark für das Judentum in Deutschland engagieren.

Gleichwohl bedeutet die häufig säkulare Einstellung der Juden in Deutschland – gleichermaßen bei Einheimischen und russischsprachigen Juden belegbar – nicht notwendigerweise erhöhte Assimilation. Auch gemischte Familien können in der Gemeinde willkommen sein und jüdischen Netzwerken beitreten. Manche Interviewpartner fordern, dass das nichtreligiöse Judentum im Kontinuum der jüdischen Identität nicht länger ignoriert wird. Diese Einstellung bedeutet jedoch, dass eine Definition der jüdischen Identität erarbeitet werden muss, die für künftige Generationen relevant bleiben wird. Außerdem hoffen mehrere Interviewpartner, dass der Kontakt zu Israel, besonders im Bereich Bildung und Jugendaustausch, als wichtiger Hebel in der Gemeindegarbeit in Deutschland dienen wird.

Allerdings ziehen manche Interviewpartner in Zweifel, ob der jüdische Staat das definitive religiöse, spirituelle und kulturelle Zentrum des Judentums weltweit bleiben wird. Umgekehrt äußern führende Köpfe offen, dass die Zeiten, in denen Juden sich schämten, in Deutschland zu leben, vorbei seien. Die künftige Entwicklung des organisierten jüdischen Lebens ist nichtsdestoweniger weit weniger prognostizierbar. Die Synagoge wird mit hoher Wahrscheinlichkeit der Fokus jüdischen Lebens bleiben, und jüdische Klubs, Interessensgruppen und Initiativen werden aus ihrem Umfeld entstehen. Gleichzeitig werden die Einstellungen von Juden immer vielfältiger, und neue Antworten und Strategien scheinen notwendig, um auf den wachsenden jüdischen Pluralismus (nicht nur in Deutschland) mit konzeptionellen Ideen von fortbestehenden Gemeinsamkeiten reagieren zu können.

Komparative und theoretische Aspekte

Bei der Analyse von jüdischen Brüchen und Kontinuitäten können zum Judentum im heutigen Deutschland verschiedene diachrone und synchrone Vergleiche angestellt werden. Diese Vergleiche können sich auf das heutige Judentum in Deutschland in seiner Gesamtheit wie auch auf die Teilgruppe der russischsprachigen Juden beziehen, die heute die überwältigende Mehrheit stellen. Wenn wir das heutige Judentum in der Bundesrepublik als eine Gesamtheit betrachten, lassen sich Vergleiche ziehen zwischen diesem Judentum und dem deutschen Judentum der Vergangenheit, wie auch zwischen dem heutigen deutschen Judentum und anderen relevanten jüdischen Communities *weltweit*, in ihrer Gegenwart wie in ihrer Vergangenheit.

Es steht außer Frage, dass das heutige Judentum in Deutschland sich signifikant von jenem unterscheidet, wie es sich hierzulande bis 1933 entwickelt hatte. Das deutsche Judentum, welches sich seit der Zeit der Aufklärung im deutschsprachigen Raum entwickelt hatte, neigte stark zur Assimilation, identifizierte sich häufig mit der deutschen Kultur und Nation. Die „Deutschen mosaischen Glaubens“ lebten nicht nur mit der deutschen Kultur und Sprache – sie lebten in ihr, und dies trotz eines virulenten Antisemitismus in nahezu allen Bereichen der deutschen Gesellschaft. Dem heute in Deutschland präsenten Judentum fehlt eine derartig starke Anbindung kultureller und identifikatorischer Art, und einer unbekümmerten Assimilation steht im Land der Täter allein schon die brutale Geschichte der Shoah entgegen. Überdies hat die Mehrheit der in Deutschland lebenden Juden ihre kulturellen Wurzeln in Osteuropa - vor allem in Rußland, wo es seit dem späten 19. Jahrhundert ebenfalls nicht an Versuchen gefehlt hat, *jüdische* Kultur und *russische* Kultur zu amalgamieren. Quer durch das 20. Jahrhundert ist diese Hoffnung immer wieder enttäuscht worden, doch ist die Zahl jener Juden keineswegs zu unterschätzen, die *beides* - Elemente jüdischer wie russischer Kultur – als unverzichtbaren Bestandteil der eigenen Identität betrachten.

Zum zweiten Mal innerhalb einer Spanne von rund 100 Jahren haben die jüdischen Gemeinden in Deutschland nun einen Zuzug von „Ostjuden“ erlebt. In beiden Fällen unterschieden sich die Immigranten deutlich von jenen der hier schon länger lebenden Juden – sprachlich, kulturell und definitiv auch im sozio-ökonomischen Status. Auffällig ist aber auch, dass sich die jüngste Welle russischsprachiger jüdischer Immigranten in Deutschland ganz wesentlich von jener unterscheidet, die am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts einen Neuanfang im Deutschen Kaiserreich bzw. in der Weimarer Republik versuchten. Letztere stellten nur einen Bruchteil im Vergleich zur etablierten deutsch-jüdischen Community und waren in ihrer Mehrheit tief religiös, während die Neuzuwanderer von heute mittlerweile das Gros der hiesigen jüdischen Bevölkerung bilden und Religion für viele von ihnen eine eher geringe Bedeutung hat.

In absoluten wie relativen numerischen Aspekten lassen sich möglicherweise historische Parallelen ziehen zum französischen Judentum, das ebenfalls einmal in seiner Zusammensetzung durch osteuropäisch-jüdische Zuwanderung verändert wurde. In der Dimension der absoluten Zuwandererzahlen kann die russischsprachig-jüdische Zuwanderung nach Deutschland allerdings am ehesten mit jener großen Immigrationswelle nordafrikanischer Juden nach Frankreich während der 50er und 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts verglichen werden. Allerdings verrät der zweite Blick, dass sich die Grundkonstellationen für die nordafrikanischen Juden seinerzeit anders gestalteten: Da sie aus ehemaligen Kolonialstaaten kamen, war ihnen sowohl die französische Sprache als auch die französische Kultur bereits vertraut. Doch nicht nur die Eingliederung im neuen Land hatte damit günstigere Voraussetzungen. Auch die Übernahme wichtiger Führungspositionen im organisierten französischen Judentum gelang den Neuzuwanderern relativ schnell – ein Erfolg, auf den die russischsprachigen Juden in Deutschland bis heute noch warten und der bisher vielleicht gerade wegen noch bestehender sprachlicher und kultureller Barrieren ausbleibt.

Russischsprachig-jüdische Communities im Vergleich

Wie eingangs beschrieben, hat sich der Exodus der russischsprachigen Juden während der späten 1980er und der gesamten 1990er Jahre nur zu einem Teil nach Europa, und hierbei insbesondere nach Deutschland, gerichtet. Bedeutend größere Zahlen von russischsprachigen Juden wandten sich nach Israel und in die USA, doch das Profil sämtlicher Teilgruppen ähnelt sich stark. In den jeweiligen Aufnahmeländern haben die russischsprachigen Juden durchweg bewiesen, dass eine kulturelle Assimilation für sie nicht in Frage kommt, jedoch sind ihre Handlungsmöglichkeiten und Perspektiven letztendlich von Land zu Land unterschiedlich. So sind die russischsprachigen Juden in Israel – nicht zuletzt auf Grund ihrer hohen Qualifikation und ihres enormen Politisierungsgrades – schon heute in der Lage, einzelne Gesellschaftsbereiche entscheidend mitzuprägen (Wissenschaft, Kunst), und mit einzelnen Parteien, Lobbygruppen und Führungskräften gestalten sie israelische Politik auf Landesebene aktiv mit. Eine derart starke und effiziente Partizipation in der Politik eines Aufnahmelandes durch Immigranten der ersten Generation sucht weltweit noch seine Parallelen. In Deutschland wiederum ist der gesellschaftliche Einfluß der russisch-sprachigen Juden marginal und schwach – was bei einer Gesamtbevölkerung von mehr als 80 Millionen wenig wundert. Auf Grund ihrer überwältigenden Mehrheit im jüdischen Bevölkerungssektor besteht für sie aber die Chance, das hiesige Judentum langfristig nach eigenen Vorstellungen entscheidend mitzuprägen. In die USA sind seit dem Ende des Kalten Krieges zwar deutlich mehr russischsprachige Juden eingewandert als nach Deutschland, umgekehrt ist ihr Anteil an der amerikanischen Bevölkerung wiederum verschwindend gering, und innerhalb der starken, etablierten amerikanisch-jüdischen Community bilden sie ebenfalls nur einen Bruchteil. Beeindruckend erfolgreich im Berufsleben, spielen sie im organisierten Judentum der Vereinigten Staaten bisher nur eine untergeordnete Rolle.

Sowohl in Israel wie auch in den USA und in Deutschland neigen russischsprachige Zuwanderer dazu, ihrem Bestreben nach kultureller Selbstbehauptung auch organisatorische und institutionelle Formen zu geben. Die Selbstorganisation der russischsprachigen Juden ist in Israel am stärksten und in den USA am schwächsten ausgeprägt. Dies mag einerseits von der numerischen Größe und kollektiven Stärke der russischsprachigen Juden in Israel herrühren, umgekehrt aber auch vom Mangel an öffentlicher Förderung für die Immigranten in den USA, während Staat und Kommunen in Israel und Deutschland Projekte fördern, bei denen die Neuzuwanderer effizient partizipieren können. Unabhängig davon, funktioniert die russisch-jüdische Selbstorganisation aber auch in vitaler Weise „von unten“. Bemerkenswert erscheint vor allem die Entwicklung der russischsprachigen Medienlandschaft, in der sich auch solche mit jüdischen Herausgebern und jüdischen Inhalten behaupten. In sämtlichen Aufnahmeländern finden sich russisch-jüdische Printmedien, in Israel fällt zudem der Erfolg russischsprachiger Fernseh- und Radiosender auf. Besonders in Israel hat sich daneben eine starke russischsprachige Literaturszene entwickelt, die wiederum auf die russischsprachigen Lesergemeinschaften in den anderen Ländern zurückwirkt.

In Deutschland und den USA wird – anders als in Israel – von einer doppelten Herausforderung für die Immigranten gesprochen: Einerseits wird erwartet, dass sich die russischsprachigen Juden erfolgreich in die jeweiligen Aufnahmegesellschaften integrieren, andererseits aber auch in die lokalen jüdischen Gemeinden vor Ort. Wechselwirkungen zwischen diesen beiden Integrationsverläufen werden zumindest vermutet. Insgesamt gesehen, ist den russischsprachigen Juden in Israel und in den USA die allgemeine sozio-ökonomische Integration bisher offensichtlich besser gelungen als jenen in Deutschland. Insbesondere am Arbeitsmarkt zeigen sich gravierende Unterschiede, und in Deutschland scheint die diesbezügliche Eingliederung der russischsprachigen Juden bei einem beträchtlichen Teil noch immer zu stagnieren. Dies hat direkte und indirekte Auswirkungen für den Integrationsprozess zumindest der ersten Generation. Die hohe Arbeitslosenrate der russischsprachigen Juden in Deutschland – die weit über jener in den USA und in Israel liegt – dürfte der Hauptgrund dafür sein, dass ihr Einkommen nicht nur deutlich unter dem allgemeinen deutschen Durchschnitt liegt, sondern 60% unserer Befragten auch bestätigten, ihre jetzige Einkommenssituation sei schwieriger als seinerzeit im Herkunftsland (in Israel liegt der korrespondierende Anteil nur noch bei 30%). Unterm Strich kann resümiert werden, dass die russisch-jüdische Community in Deutschland im Moment die – vergleichsweise – ärmste jüdische Population im „Westen“ darstellt.

Es kommt hinzu, dass die russischsprachigen Juden in Deutschland im Vergleich zu ihren „Co-Ethnics“ in Israel und den USA weniger erfolgreich die Sprache der Aufnahmegesellschaft erworben haben und sie bisher auch weniger anwenden. Dies mag einer der Gründe dafür sein, dass sie sich weniger involviert in die deutsche Kultur sehen als jene russisch-jüdischen Immigranten in die israelische und amerikanische, und dass die Identifikation mit deutscher Gesellschaft und Nation (bisher) im Vergleich recht niedrig ausfällt.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die jüdischen Gemeinschaften in den USA und in Deutschland – als ethno-religiöse Minderheiten – an einer „Integration“ der russisch-jüdischen Immigranten interessiert sind. Offenbar ist aber einer großen Zahl der Immigranten, auf Grund eines starken Säkularismus - der kennzeichnend ist für die Gesamtgruppe der russischsprachigen Juden -, das Leben der jüdischen Organisationen und Gemeinden „vor Ort“ eher fremd. Verglichen mit der amerikanisch-jüdischen Community, scheint sich in Deutschland – relativ gesehen – ein größerer Teil der russischsprachigen Juden den lokalen Gemeinden vor Ort anzuschließen. Eine der möglichen Erklärungen wäre, dass hierbei auch die Suche nach praktischer Unterstützung, Kommunikation und ökonomische Erwägungen eine Rolle spielen – und weniger die Identifikation

mit lokalen Gemeinden, deren Struktur und inhaltliche Arbeit weitgehend von den einheimischen Juden dominiert und gestaltet werden.

Die transnationale Dimension bei russischsprachigen und einheimischen Juden

Dank ihrer starken sozio-kulturellen Selbstbehauptungskräfte und der vielfältigen individuellen, kulturellen, beruflichen und sozialen Verbindungen sind die russischsprachigen Juden in den Deutschland, den USA und Israel in ähnlicher Weise in die Etablierung einer russisch-jüdischen Diaspora involviert. Russische Künstler sind überall in dieser Diaspora höchst populär. Russische Poeten und Schriftsteller schreiben und publizieren weiterhin in Russisch, auch wenn sie längst der ursprünglichen Heimat den Rücken gekehrt haben, und sie finden Resonanz rund um den Globus. Russisches Satellitenfernsehen wird überall gleich empfangen, und russische Webportals erfreuen sich besonders in der jüngeren Generation höchster Popularität.

Wir gehen kurz der Frage nach, inwiefern die russisch-jüdische Diaspora vom heutigen Judentum in Deutschland realisiert und mitgetragen wird. Die Entstehung und das Fortbestehen transnationaler Diaspora-Gemeinschaften beschäftigt die heutige Forschung insbesondere im Kontext einer fortschreitenden Globalisierung. Genau diese Thematik (Ben-Rafael 2010) reflektiert eine Realität, die in der Geschichte des jüdischen Volkes eine bekannte Erscheinung ist, aber nun allgemeiner Forschungsgegenstand geworden ist, gekennzeichnet von neuen Formen der Integration von Migranten an den verschiedensten Plätzen dieser Welt. Der Begriff „Diaspora“ erfasst die Zerstreuung von Menschengruppen, die - real oder mythologisch – einen gemeinsamen territorialen Ursprung teilen, und die in der einen oder anderen Weise ihrem Ursprungsland loyal verbunden bleiben, selbst wenn sie sich (in der Diaspora) in ganz unterschiedliche Gesellschaften integrieren. Das Verständnis über die gemeinsamen, bindenden Elemente kann variieren, sowohl innerhalb einer Teilgruppe wie auch zwischen den einzelnen Diasporen, aber die einmal entwickelte „Transnationalität“ impliziert Kontinuität trotz vielfältiger Transformationsprozesse, und dies auf der Basis von „*einer* Diaspora“.

Die diversen Facetten jüdischer Existenz in Europa und erst recht in Deutschland belegen die Konzeptualisierung einer „transnationalen Diaspora“. Merkmale einer transnationalen Diaspora sind den verstreuten jüdischen Gemeinschaften rund um den Globus schon seit langem inhärent gewesen – noch lange bevor der moderne Staat Israel gegründet wurde und in Zeiten, als die Vorstellung von „territorialisiertem Ursprung“ kaum mehr war als ein Mythos. Doch im heutigen Deutschland mag die Vorstellung von transnationaler Diaspora eine besondere, außergewöhnliche Bedeutung besitzen – weil sich hier verschiedene Diasporen überschneiden. Die kleine Gemeinschaft der „alteingesessenen“ Juden in Deutschland, ein Amalgam aus wenigen hiesigen Shoah-Überlebenden, Flüchtlingen aus Osteuropa und (Re-)Migranten aus Israel, war immer bekannt für seine besonders starke Loyalität gegenüber Israel, seitdem der Jüdische Staat proklamiert war. Man verstand ihn offenbar als den „territorialisierten Ursprung“, als eigentliches Heimatland.

Die russischsprachigen Juden, die während der letzten beiden Jahrzehnte ankamen und nun an vielen Orten das Bild der jüdischen Gemeinden (mit-)prägen, bilden wiederum eine besondere Form von transnationaler Diaspora – wenn auch teilweise different und anders gelagert als jene der einheimischen Juden. In der heutigen Konstellation bilden sowohl Einheimische wie auch Zuwanderer einen gemeinsamen, substantiellen Part der jüdischen Diaspora. Zusätzlich dazu, gehören beide bestimmten, einzigartigen „Sub-Milieus“ der jüdischen Diaspora an: Die Einheimischen sind Teil der deutschsprachigen jüdischen Diaspora, die sich in ihrer kulturellen Kohärenz auch auf andere deutschsprachige Länder erstreckt. Im Unterschied zu den Einheimischen sind die russischsprachigen jüdischen Zuwanderer auch Teil zweier anderer

transnationalen Diasporen – der Diaspora ihres früheren Heimatlandes (z.B. der russischen, ukrainischen, lettischen...Diaspora) wie auch der globalen, russischsprachigen transnationalen Diaspora (in welcher sie verankert sind, während sie in Ländern leben, in denen die russische Sprache und Kultur nicht dominieren oder überwiegen).

Hinsichtlich dieses letzten Aspekts, können die russischsprachigen jüdischen Immigranten in Deutschland tatsächlich als Teil der globalen russischsprachigen Diaspora gesehen werden. Die *russischsprachig-jüdische* transnationale Gemeinschaft bildet wiederum keine Diaspora im klassischen Sinne, da als bindender Faktor zwar die russische Sprache und Kultur eine Rolle spielen, nicht aber notwendigerweise territorialer Ursprung. So verstehen sich keineswegs alle russischsprachigen Juden als „russische“ Juden, aber die meisten von ihnen können als russischsprachige Juden mit starken Affinitäten zur russischen Kultur verstanden werden. Doch selbst wenn so keine Diaspora im klassischen Sinne vorliegt, haben wir es mit einer transnationalen Gemeinschaft zu tun, zu der die russischsprachigen Juden in Deutschland ebenso gehören wie jene in Israel, den USA, Kanada und Australien.

Übergänge zwischen russischsprachig-jüdischer transnationaler Gemeinschaft und transnationaler Diaspora mit Bezug zum Herkunftsland (Russland, Ukraine, Georgien, Moldawien...) können sich fließend gestalten, und doch gibt es auch sichtbare Unterscheidungsmerkmale. Einige Beispiele sollen diesen Unterschied verdeutlichen: So zeigt beispielsweise die Lektüre der Zeitung „Yevreyskaya Gazeta“, ein Konzertbesuch beim jüdischen "Turetzky Chor" oder der Kauf einer CD von Yossif Kobzon, der in Jiddisch singt, die Verankerung in der russischsprachigen jüdischen transnationalen Gemeinschaft an. Umgekehrt sind der Empfang russischsprachiger TV-Programme aus Russland oder der Ukraine (oder auch aus Amerika), die Lektüre russischer Zeitungen und Bücher, der Kauf russischer Musik-CDs und DVDs, der Kauf russischer Lebensmittelprodukte und das Surfen auf russischsprachigen Internetseiten typische Zeichen für die Verankerung in der *russischsprachigen* transnationalen Gemeinschaft.

So gesehen, können viele russischsprachige Juden in Deutschland als Teil von zwei Diasporen und zusätzlich als Teil zweier transnationaler Gemeinschaften betrachtet werden. Als Teil zweier Diasporen, haben sie zwei „territorialisierte Ursprünge“: Israel und ihr Herkunftsland (z.B. Russland, Ukraine, Georgien, Azerbaidshan u.a.). Noch vor nicht allzu langer Zeit emigriert, halten sie Kontakte mit Verwandten und Freunden und besuchen häufig die „alte Heimat“. Auf der anderen Seite identifizieren sie sich – als Juden – auch in starkem Maße mit Israel. Viele haben Verwandte und Freunde, die nach Israel emigriert sind. Folglich verfolgen die russischsprachigen Juden in Deutschland die Ereignisse im Nahen Osten sehr intensiv, zeigen eine große Solidarität mit Israel als dem Jüdischen Staat bzw. als dem Staat der Juden. Insgesamt scheint es eher Israel zu sein, wohin sich das primäre Zugehörigkeitsgefühl und damit auch das Bewusstsein von „territorialisiertem Ursprung“ richtet. Diese beiden, simultanen Loyalitäten zu „Heimatländern“ unterstreichen noch einmal die Besonderheit dieser Diaspora. Die andere Besonderheit besteht in der Verankerung in gleich zwei transnationalen Gemeinschaften: der russischsprachig-jüdischen und der russischsprachigen. Das ist es, was die russischsprachigen Juden überall auf der Welt von anderen jüdischen Gemeinschaften unterscheidet. Und in diesen beiden Aspekten und Singularitäten unterscheiden sich die russischsprachigen Juden in Deutschland auch ganz klar von den einheimischen Juden in diesem Land.

Alles in allem zeigt diese generelle Beschreibung des heutigen Judentums in Deutschland, dass es tatsächlich einen Fall von transnationaler Diaspora repräsentiert, und wie wir sehen, sogar einen sehr komplexen. Die Bedeutung von Jüdischkeit und Solidarität mit Israel – als zwei

zusammengehörig erscheinende Identitätsprinzipien – dominieren in starkem Masse im Set der kollektiven Identitäten. Das schließt keineswegs aus, dass unter den russischsprachigen Juden Zugehörigkeitsgefühle und Identifikationen mit dem Herkunftsland, mit der russischsprachig-jüdischen und mit der (allgemein) russischsprachigen transnationalen Gemeinschaft erhalten bleiben.

Auf der anderen Seite lassen die in der Umfrage ausgedrückten Haltungen zur deutschen Sprache, Kultur und Gesellschaft eine Akzeptanz für die heutige Umgebung erkennen, dass hier der Platz sein wird, an dem sich die Immigranten langfristig „zu Hause“ fühlen werden. Dennoch gab fast die Hälfte unserer Befragten (46,2%) zu verstehen, dass sie sich nicht als Teil der deutschen Nation fühlen, und deshalb muss ein Gefühl von „zu Hause“ bei den russischsprachigen Juden in Deutschland nicht zwangsläufig bedeuten, dass sie hier ein genuines Heimatland sehen. Aus diesem Blickwinkel kann die Frage angebracht werden, ob man im heutigen Kontext von „Juden in Deutschland“ sprechen sollte, oder von „deutschen Juden“. Wenn eine beträchtliche Zahl der russischsprachigen Juden in Deutschland sich überhaupt nicht als Teil der deutschen Nation versteht, scheint es nur logisch, sie als „Juden in Deutschland“ zu sehen, und nicht als „deutsche Juden“. Ihre starke Verbundenheit mit der russischen Sprache und Kultur stärkt dieses Argument noch zusätzlich. Im Prinzip lässt sich schlussfolgern, dass bei russischsprachigen Juden, obwohl sie Deutschland und die deutsche Gesellschaft als attraktiv in vielerlei Hinsicht betrachten, diese Begeisterung eher instrumental ist und kaum Auswirkungen auf die kollektiven Identitäten und die kulturellen Zugehörigkeitsgefühle hat. Für die einheimischen, deutschsprachigen Juden lässt sich sagen, dass, obwohl die Mehrheit von ihnen sich selbst mit der deutschen Nation verbunden fühlt, die gefühlte Zugehörigkeit zum jüdischen Volk weitaus höhere Werte erreicht, wie auch die Solidarität mit Israel. Mit anderen Worten: Die einheimischen Juden in der Bundesrepublik verstehen sich weitaus mehr als Juden und weniger als Deutsche. Wenngleich es möglich ist, sie als „deutsche Juden“ zu bezeichnen, sollte der Umstand nicht übersehen werden, dass der jüdische und der deutsche Aspekt dieser additiven Identität sich keineswegs symmetrisch zueinander verhalten. Die gleiche Asymmetrie kann bei den russischsprachigen Juden beobachtet werden, die sich in viel stärkerem Maße als jüdisch verstehen, verglichen mit ihren Zugehörigkeitsgefühlen zur Nation des Herkunftslandes. So gesehen, kann von einer „asymmetrischen Diaspora“ gesprochen werden. Eine weitere Asymmetrie zeigt sich allerdings auch durch die starken Identifikationswerte mit dem jüdischen Volk und Israel auf der einen Seite und den gegenwärtig schwachen Kenntnissen der hebräischen und jiddischen Sprache wie auch der jüdischen Tradition und Kultur auf der anderen.

Mögliche Zukunftsperspektiven

Wie sind die Zukunftsaussichten des Judentums im heutigen Deutschland? Da wir eine Gemeinschaft vor uns haben, die sich noch immer in einem dramatischen Transformationsprozess befindet, Modernisierungen erfährt, einen wachsenden Pluralismus, aber auch enorme Konflikte und nicht zuletzt schwierige demographische Entwicklungen, wäre es zu verfrüht, künftige Entwicklungslinien mit auch nur einiger Wahrscheinlichkeit vorzuzeichnen.

Fakt ist, dass sich das Judentum in Deutschland während der letzten Jahrzehnte stabilisieren und zu einem bestimmten Grad auch konsolidieren konnte, zugleich aber immense Aufgaben anstehen, deren Lösung keinen Aufschub duldet. Eine der größten Herausforderungen besteht darin, einer ganzen Reihe von Immigranten aus der früheren Sowjetunion – wie auch ihren Kindern – die Rückkehr zu Rahmenbedingungen für ein bewusstes jüdisches Leben zu schaffen. Rahmenbedingungen, die sie unter Hammer und Sichel niemals erfahren haben. Viele der Immigranten haben – im Vergleich zu den einheimischen Juden – ein Defizit an Wissen in jüdischer Religion, Tradition, teilweise auch Geschichte und Sprache. Für sie ist die „jüdische

Erfahrung“ in vielerlei Hinsicht neu, ebenso wie die Erfahrung, Teil einer russischsprachig-jüdischen und einer (allgemein) russischsprachigen transnationalen Gemeinschaft zu sein. Die russischsprachigen Juden haben also sehr unterschiedliche Optionen und Orientierungsmöglichkeiten für eine künftige kollektive Identität. Sie stehen unter Erwartungsdruck von verschiedenen Seiten, haben Konflikte in der Aufnahmegesellschaft, aber auch in den lokalen jüdischen Gemeinden zu bewältigen, und bisher ist kaum zu erkennen, wie sich die kollektiven Identitäten der zweiten Generation von denen der ersten unterscheiden werden. Dennoch sollen hier einige schon vorliegende Hypothesen aufgegriffen werden, die sich mit der Zukunft der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland beschäftigen. Einige davon sind bereits publiziert, und die erwarteten Zukunftstrends orientieren sich an speziellen Problemlagen und Blickwinkeln.

Einen der möglichen Trends beschreibt der Soziologe *Y. Michal Bodemann* als Assimilation in die deutsche Gesellschaft. Bodemann (2008:162) gründet diese Erwartung auf unterschiedliche Argumente, und er schreibt:

"Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Zuwanderung nach Deutschland eher die assimilierten Juden angezogen, nicht die eher zionistisch oder religiös motivierten, welche im Allgemeinen Israel oder die Vereinigten Staaten als Zielland bevorzugen. Daran gemessen, ist es durchaus denkbar, dass ein Großteil der Immigrationswelle sich in die deutsche Gesellschaft integrieren wird, ohne eine sichtbare Spur von [jüdischer] Ethnizität zu hinterlassen."

Demgegenüber legen unsere eigenen empirischen Ergebnisse den Schluss nahe, dass:

- (1) Russischsprachige Juden in Israel säkularer sind als ihre „Co-Ethnics“ in Deutschland und den USA.
- (2) sich dezidiert als säkular bezeichnende Personen eine Minderheit unter den russischsprachigen Juden in Deutschland bilden
- (3) die Solidarität mit Israel, die durchaus als eine Art Indikator für Zionismus dienen kann, unter den russischsprachigen Juden in Deutschland sehr stark ist.

Überdies ist festzuhalten, dass in unserer Umfrage die einheimischen, deutschsprachigen Juden – im Vergleich zu den Immigranten – einen noch geringeren Prozentsatz an dezidiert säkularen Personen und einen noch höheren Anteil von Personen mit starker Solidarität zu Israel aufwiesen.

Bodemann (2008:163) argumentiert weiterhin: "Während andere Juden in Deutschland den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust als das große Trauma verinnerlicht haben, ist dies nicht zwangsläufig so für die russischen Juden."

Die Konsequenz aus dieser Argumentation scheint, dass für die russischsprachigen Juden die historische Erfahrung in Bezug auf die deutsche Nation weniger traumatisch ausfällt als für die einheimischen Juden und sich deshalb die Assimilation in die deutsche Nation für sie viel leichter gestalten könnte. Unsere eigenen Umfrage-Daten zeigen dagegen an, dass die Erfahrung der Shoah für die russischsprachigen Juden keine geringere Bedeutung hat als für die einheimischen Juden, und dass sie sich darüber hinaus stärker als die einheimischen Juden von der deutschen Nation distanzieren. Dies erscheint auch historisch höchst plausibel, allein wegen direkten, dramatischen Kriegssituation zwischen Deutschland und der UdSSR in den Jahren 1941 bis 1945.

Schließlich verweist Bodemann auf die Entwicklung der russischsprachigen Juden in Deutschland und schreibt (Bodemann (2008: 165): "Sie haben sich zu (...) Russisch-Deutschen mit einer jüdischen Nuance [entwickelt]. Lena Gorelik hat es treffend ausgedrückt, wenn sie sich selbst und ihren Freund als ‚Russisch und Deutsch, mit ein bisschen Jüdischkeit‘, beschreibt.“ Unsere eigenen Daten zeigen dagegen an, dass für die russischsprachigen Juden in Deutschland Jüdischkeit

und jüdische Identität eine viel stärkere Bedeutung besitzt als die deutsche Identität oder die Identität des Herkunftslandes.

Insgesamt gesehen, widersprechen unsere eigenen Ergebnisse – wie auch die anderer Wissenschaftler – Bodemann's Argumenten und lassen ernste Zweifel entstehen, was seine Hypothese von der zu erwartenden Assimilation der russischsprachigen Juden in die deutsche Gesellschaft betrifft.

Ein weiteres Zukunftsszenario ist jenes von der Bildung einer starken europäisch-jüdischen Identität, die dazu führt, dass das europäische Judentum sich „in absehbarer Zeit [...] entwickeln wird als ein ausgleichendes Milieu zwischen den israelischen und amerikanischen Polen des globalen Judentums“ (Pinto, 2000). *Diana Pinto* argumentiert dahingehend, dass das europäische Judentum eine signifikante „dritte Säule“ bilden kann neben Israel und dem amerikanischen Judentum, den beiden jüdischen Zentren, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg dynamisch entwickelt haben. Sie schreibt, dass „wir erst jetzt, im Kontext eines demokratischen (oder angestrebt demokratischen) und wiedervereinten, pan-europäischen Kontinents, die Voraussetzungen für eine solche neue jüdische Identität haben“.

Aber auch bei einer solchen, pan-europäisch-jüdischen Perspektive lässt sich eine Reihe von Bedenken anmelden. Ein ganz grundlegendes Problem scheint das Fehlen einer gemeinsamen Sprache der europäischen Juden zu sein. Ein weiteres Problem ist – im europäischen Kontext – das weitgehende Fehlen von organisatorischen Kapazitäten und Fähigkeiten, die das amerikanische Judentum in vielen Jahren gemeinsamen Handelns entwickelt hat. Überdies hängt der prominente Platz, den das amerikanische Judentum heute in der jüdischen Diaspora einnimmt, nicht unwesentlich mit der Zentralität Amerikas und der umfassenden Partizipation amerikanisch-jüdischer Organisationen an politischen und humanitären Initiativen mit internationaler Wirkung zusammen. Es ist eher unwahrscheinlich, dass das vereinigte Europa in naher Zukunft eine ähnlich einflussreiche Rolle als „global player“ auf internationaler Bühne spielen wird bzw. europäisch-jüdische Organisationen sich in vergleichbarer Effizienz einbringen können. Es fehlen den Führungskräften im europäischen Judentum beispielsweise vergleichbare Kapazitäten und Strukturen, über die die jüdischen Eliten in Israel verfügen. Hinzu kommen (momentan) noch ernste Konflikte und Differenzen innerhalb der europäisch-jüdischen Dachorganisationen, die wesentliche Energien binden und zunächst die Einheit des europäischen Judentums nach *innen* zur ersten, prinzipiellen Herausforderung machen.

Eine weitere Zukunftsprognose besagt, dass sich das europäische Judentum in eine Gemeinschaft mit sehr eigenem Profil verwandeln und am Ende mehr oder weniger isoliert vom Rest der jüdischen Welt agieren wird. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich dieses Szenario erfüllt, scheint ebenfalls eher gering. Die Mehrheit der Juden im heutigen Deutschland ist sehr stark auf die vorhandenen lokalen Gemeinde-Strukturen angewiesen, da gemeinschaftliche Aktivitäten in unabhängigen Netzwerken auf Grund fehlender materieller Ressourcen und fehlender organisatorischer Kapazitäten, letztendlich aber auch auf Grund fehlenden (jüdischen) Wissens, unrealistisch sind. Überdies bedingt die fortschreitende Globalisierung mehr oder weniger intensiviertere Verbindungen zwischen Netzwerken und Communities weltweit, was erst recht auf Gruppen mit gemeinsamem ethnischen und religiösen Hintergrund zutrifft - und es ist schwer vorstellbar, dass sich eine ganze ethno-kulturelle Gemeinschaft in die gegenteilige Richtung bewegen wird. Vielmehr scheinen die russischsprachigen Juden in Deutschland eine intensiviertere Transnationalisierung zu durchlaufen, indem sie teilhaben an der Jüdischen Diaspora sowie an den russischsprachig-jüdischen wie auch den russischsprachigen transnationalen Gemeinschaften.

Eine weitere Zukunftsoption ist – in Anlehnung an Heine's Gesetz, welches von Lipset (1995) aufgegriffen wurde –, dass die jüdischen Gemeinschaften langfristig mehr und mehr den Aufnahmegesellschaften bzw. nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaften ähneln werden, und sich von daher künftige Unterschiede zwischen jüdischen Gemeinschaften am ehesten anhand der kulturellen Differenzen zwischen den jeweiligen Kulturen der Aufnahmeländer festmachen lassen. Demnach hätten wir zu erwarten, dass das deutsche Judentum sich zu einer Gemeinschaft mit ähnlichen oder gleichen kulturellen Mustern wie die nichtjüdische deutsche Mehrheitsgesellschaft entwickelt. Ungeachtet der spezifischen deutschen Situation kann man skeptisch darüber sein, dass Heine's Gesetz noch die möglichen Entwicklungen in einer sozialen Welt beschreiben kann, die

(a) eine beschleunigte Globalisierung erfährt, wobei die zunehmende Verbundenheit und Interaktivität zwischen Menschen und Gruppen in der ganzen Welt den Einfluß lokaler Gesellschaften und Einflussfaktoren eher zu reduzieren scheint.

(b) starke Tendenzen der Transnationalisierung erlebt, die ebenfalls den Einfluss lokaler Konstellationen auf künftige Entwicklungen von Individuen und Menschengruppen zu verkleinern scheinen.

Beim Entwerfen von Zukunftsszenarien sollte man auch beachten, dass das deutsche Judentum eine lange Geschichte von inneren Teilungen und Ausdifferenzierungen kennt, die manchmal auch zur Aufspaltung der jüdischen Gemeinschaft mit weit reichenden Folgen geführt haben. Man erinnere sich in diesem Zusammenhang an die Gründung von „Austrittsgemeinden“ durch neo-orthodoxe Rabbiner im 19. Jahrhundert, ebenso wie an das Preußische Gesetz aus der gleichen Zeit, das gesetzestreuen Juden in Deutschland erlaubte, sich von den bestehenden Einheitsgemeinden zu trennen. Erinnert sei schließlich an jene orthodoxen Betergemeinschaften und *Betstuben*, die am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts von „Ostjuden“ in vielen deutschen Städten eingerichtet wurden. Auch in der Gegenwart kann eine weitere Ausdifferenzierung der jüdischen Gemeindelandschaft nicht ausgeschlossen werden, doch, wie mehrfach erwähnt, scheint dies nicht nur eine Frage der Vorstellungen und Ideen, sondern auch eine Frage der inneren Kohärenz und der Ressourcen einer jüdischen Gemeinschaft zu sein.

Juden in Deutschland und die Herausforderungen für das ethno-kulturelle Judentum

Den Ergebnissen unserer Umfrage und den Experten-Interviews konnten wir entnehmen, dass das zeitgenössische Judentum in Deutschland – russischsprachige und einheimische Juden zusammengenommen – eine hochkomplexe Landschaft verschiedenster Identitäten abbildet und zudem eine Diversität von Ideen über Inhalte, Grundsätze und soziale Grenzen der jüdischen Gemeinschaft bereithält. Insgesamt ergibt dies trotzdem kein „differentes“ Judentum, sondern *ein* hoch kompliziertes, bei dem Identitäten und Vorstellungen in unterschiedlicher Schärfe hervorstechen, die man auch in anderen Communities der heutigen jüdischen Welt findet und die zu einem wesentlichen Teil vom transnationalen Diaspora-Modell erfasst werden. Ein Modell von Emigration und Immigration, das Merkmale der Geschichte und Soziologie des jüdischen Volkes schon hätte beschreiben können, lange bevor es seine heutige Popularität gewann, und heute hervorragende Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Diasporagemeinschaften bietet.

Erkennbar zeigen die Juden in Deutschland bisher keine Tendenzen, in der Masse der nichtjüdischen Bevölkerung zu „verschwinden“. Prozesse der Einpassung („Insertion“) in verschiedene Sphären der deutschen Gesellschaft lassen sich nicht auf die Begrifflichkeiten „Assimilation“ und „Integration“ reduzieren, und sie bleiben bei der von uns untersuchten Gruppe stark von der geographischen Herkunft, dem Alter, der Dauer des Aufenthaltes und sogar der Religiosität der Akteure abhängig. Juden in Deutschland bilden unzweifelhaft einen wichtigen

Faktor für Multikulturalismus in diesem Land. In den Ergebnissen unserer Umfrage deutete allerdings nichts darauf hin, dass die deutsche Kultur – als Kultur der Mehrheitsgesellschaft – abgelehnt oder ignoriert wird. Viele jüdische Eltern sahen es als wichtig an, dass ihre Kinder die deutsche Kultur erlernen und zumindest Elemente davon übernehmen. Das steht nicht im Widerspruch dazu, dass insbesondere unter den russischsprachigen Juden ein beträchtlicher Teil der Befragten sich *nicht* als „Deutsche“ betrachteten, dagegen aber großen Wert auf die Beibehaltung der Herkunftssprache und –kultur legten. Da aber die überwältigende Mehrzahl der russischsprachigen Juden, insbesondere in der jüngeren Generation, ihre Nähe zur europäischen Kultur demonstriert, mit den Codes der hiesigen Gesellschaft sehr vertraut ist und Wert darauf legt, die deutsche Sprache möglichst rasch zu erlernen, kommt selten oder nie Kritik von Seiten der deutschen Politik und Mehrheitsgesellschaft. Mit dem gegenwärtigen *modus vivendi* und ihrem Leben in Deutschland scheinen die meisten russischsprachigen Juden sehr zufrieden, was erst recht auf die einheimischen Juden zutrifft.

Aus der Perspektive jüdischer Identitäten, wie sie sich global im heutigen Judentum herauskristalisieren und präsentieren, befindet sich das Judentum in Deutschland insgesamt sehr stark im ethno-kulturellen Cluster. Als solches ist es charakterisiert von einer großen Flexibilität und Durchlässigkeit der Ränder der „Community“, was sich unter anderem an der großen Zahl jüdischer Personen aus gemischtem Elternhaus und/oder in Partnerschaft mit einem nichtjüdischen Partner (Partnerin) zeigt. Wir haben gesehen, dass diese relative Offenheit der kollektiven Grenzen nach „außen hin“ bisher keine irreversiblen Gräben im Gemeinschaftsgefüge verursacht hat. Ausgehend von ethno-kulturellen Prioritäten in der heutigen jüdischen Identität, konnten wir aus unserer Untersuchung ableiten, dass für Juden in Deutschland Vernetzung und Gemeinschaft eine wichtige Rolle spielen – zuallererst in Form der lokalen Gemeinden vor Ort, und durch diese auch als Kontakt zur jüdischen Gemeinschaft weltweit. Solidarität wird insbesondere bekundet, wenn es um Israel geht – nicht im Sinne eines jüdischen Nationalismus, sondern als wichtiger Gegenstand jüdischer Identifikation, verbunden mit einer intensiven Teilnahme an den Geschicken Israels als jüdischem Staat und als Nation. Umso stärker die Identifikation mit Israel ist – auch das ein Ergebnis unserer Studie –, umso weniger intensiv scheint die Identifikation mit Deutschland als der möglichen eigenen *Nation* zu sein.

Mehr oder weniger stark verankert im ethno-kulturellen Cluster, gestaltet sich für das Judentum in Deutschland das Definieren der eigenen Identität gleichwohl *schwierig* – mit Ausnahme für jene Juden in Deutschland, die zur kleinen (ultra-)orthodoxen Minderheit gehören. Vielen Juden in Deutschland fällt es schwer zu formulieren, durch welche Elemente, Gegebenheiten, Grundübereinstimmungen etc. die jüdische Gemeinschaft in diesem Land als eine einzigartige Gemeinschaft charakterisiert ist. Zahlreiche Befragte benennen Gruppensolidarität unter Juden, Verbundenheit mit Symbolen und auch periodischen Besuch von Synagogen-Gottesdiensten als wichtige Elemente innerhalb der Gemeinschaft. Doch bei einer nicht geringen Anzahl von in Deutschland lebenden Juden treffen wir auf das auch in anderen jüdischen (und nichtjüdischen) Gemeinschaften anzutreffende Phänomen des „Dabeiseins-ohne-zu-glauben“ („belonging without believing“).

Russischsprachige Juden würden an dieser Stelle – etwas spezifischer – hinzufügen, dass ihnen die Verbundenheit zu Juden wichtig ist, welche in Osteuropa geblieben oder an andere Plätze dieser Welt emigriert sind. Dies zeigt den starken Willen an, auch in eigenen, transnationalen Diaspora-Netzwerken verbunden zu bleiben, wenngleich auch umfasst von der globalen jüdischen Welt. Eine Diaspora, die – wohin immer sie siedelt – eine starke Loyalität und Verbundenheit zur russischen Sprache und Kultur behält, während man zur gleichen Zeit bereit und hoch motiviert ist, die Sprache und Kultur der Aufnahmegesellschaft zu erlernen und sich in das Leben am neuen Ort

zu integrieren – sei dies Hebräisch und die israelische Kultur in Israel, Englisch und die amerikanische Kultur in den USA oder eben die deutsche Sprache und Kultur in der Bundesrepublik.

Folglich implizieren die Erfahrungen des Transnationalismus für die russischsprachigen Juden auch eine Art „Judaisierung“ ihrer russischsprachigen kulturellen Identität, welche sich einerseits aus früheren Erfahrungen im Herkunftsland speist, andererseits aber in neuer Umgebung, unter neuen gesellschaftlichen Bedingungen und in der Überschneidung verschiedener Milieus und Netzwerke auf neue Art re-konstruiert wird. In genau diesem Kontext repräsentieren die russischsprachigen Juden eine Art doppelter transnationaler Diaspora: einerseits als Teil der jüdischen Welt und andererseits als ein Teil des weltweiten Netzwerkes, dessen Sprache und Kultur russisch ist.

Dieser Rahmen scheint andererseits noch die Vagheit – oder Komplexität - der Vorstellungen zu verstärken, was Jüdischkeit heute bedeuten *kann*; ebenso auch die Unschlüssigkeit, wo man sich konkret inhaltlich und strukturell verankert. Genau diese Vagheit wird oft zum inhaltlichen Problem bei jüdischen ethno-kulturellen Clustern, und umso höher wird zwangsläufig der Stellenwert einer soliden jüdischen Bildung. Mit anderen Worten: Mit Ausnahme der (Ultra-)Orthodoxen dürften viele Juden in Deutschland sich durch die intensive Beschäftigung mit jüdischer Bildung nicht nur einen Zuwachs an Wissen und möglicherweise auch Sprache (Hebräisch, Jiddisch), sondern auch mehr Aufschluß und Selbstvergewisserung für ihre eigene, singulare (Gruppen-)Identität erhoffen. Eine solche Bildung sollte befähigt sein, besonders den jüngeren, aber auch den erwachsenen Interessenten jüdische Geschichte, Narrative, kulturelle Werte zu vermitteln und Vertrautheit mit Symbolen, Ideen und Ritualen aus einem Jahrtausende-alten Erfahrungsschatz von Tradition herzustellen – selbst dann, wenn die Rezipienten säkular eingestellt sind und ihr Interesse an der jüdischen Religion (und Tradition) rein intellektuell erscheint.

Ethno-kulturelle Cluster und die dazugehörigen Einstellungen bilden, wie wir gesehen haben, eine Art Antipode zur Enklave oder zum Ghetto. Das ethno-kulturelle Cluster hält seine Grenzen durchlässig in beide Richtungen – „in and out“. Es entzieht jenen nicht die Akzeptanz, die in bestimmter Weise mehr außerhalb der jüdischen Welt leben und agieren, beispielsweise infolge „Mischehe“ oder als Abkömmlinge eines exogamen Elternhauses. All dies geschieht sogar auf Kosten von Spannungen und Konflikten mit orthodoxen Einrichtungen, die mit bindenden Regeln der Halachah auch für alle kommenden Generationen argumentieren. Solcherart in der Kritik, bietet das ethno-kulturelle Cluster aber ein großes Spektrum an Varianten jüdischer Denk-, Lebens- und Verhaltensweisen, das durchaus auch in organisierten Strukturen seinen Niederschlag finden kann. Sicher kann die erlebte Vielfalt und Vitalität zur gleichen Zeit auch als Schwäche gedeutet werden, doch zugleich, lehrt uns die Geschichte, ist die Vielfalt des Judentums einer der wichtigsten Garanten für kulturelle und soziale Beständigkeit - nicht weniger zu schätzen als die Tradition der jüdischen Bildung selbst.

Spannungen und Reibungsflächen, die sich aus der Vielfalt von Vorstellungen und ihrer Konkurrenz ergeben, können auch heute positiv gedeutet werden. Wenn beim heutigen Aufbau einer umfassenden, systematischen jüdischen Bildungsarbeit für die verschiedenen Teilgruppen in der jüdischen Bevölkerung Deutschlands – besonders auch der jüngeren – in manchen Reaktionen Unzufriedenheit durchscheint (wie beispielsweise in der empirischen Umfrage ermittelt), dann kann dies eben auch ein kreatives kulturelles „Syndrom“ bedeuten. Ohne die vielen, hervorragenden und oft selbstlosen Investitionen in die jüdische Bildung hierzulande - unternommen von Organisationen und einzelnen Protagonisten – auch nur im Geringsten zu schmälern: Die

Bedeutung, die der Bildung im Judentum gegeben ist, impliziert auch, dass ein „Genug“ niemals erreicht werden kann.

Im Besonderen bleibt im Auge zu behalten, dass für eine Vielzahl von Juden aus dem ethno-kulturellen Cluster – besonders jene, die ihre Verbindung zur Religion komplett gelöst haben – jüdische Bildung zu einer essentiellen Angelegenheit werden kann. Auch das Wissen um die eigene Geschichte, das eigene Volk, die eigene Tradition, Symbole und gemeinsam geteilte Werte kann jüdisches Bewusstsein bedeutsam machen – selbst ohne religiöse Eingebundenheit.

Anhang 1

Experten-Interviews mit 24 führenden jüdischen Persönlichkeiten

An dieser Stelle geben wir die Transkriptionen von Interviews mit 24 jüdischen Persönlichkeiten wieder, die während der Jahre 2009 und 2010 im Rahmen unseres Forschungsprojektes durchgeführt wurden. Die Gesprächspartner haben entweder wichtige, leitende Funktionen in jüdischen Gemeinden, Organisationen oder Bildungseinrichtungen inne, sind durch professionelle Tätigkeiten eng mit der jüdischen Gemeinschaft verknüpft, gelten als Meinungsbildner und Multiplikatoren oder haben während der letzten Jahre neue, oft unabhängige und sehr erfolgreiche jüdische Bildungsprojekte in Deutschland befördert. Insofern trafen wir auf einen Querschnitt der heutigen jüdischen Eliten, der eingehend zur Situation des Judentums im heutigen Deutschland und speziell auch zur Bildungssituation befragt werden konnte. Einer der Gesprächspartner bat uns im Nachgang zum Interview, seine Aussagen nicht zu verwenden, woraus sich die Differenz zu ursprünglich 25 Experten-Interviews ergibt.

Kurzangaben zu den Interviewpartnern

Heinz-Joachim Aris, geboren 1934 in Dresden, ist der Vorsitzende des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Sachsen. Er ist Mitglied im Direktorium und im Präsidium des Zentralrates der Juden in Deutschland und zugleich Geschäftsführer der Jüdischen Gemeinde in Dresden.

Toby Axelrod lebt seit 1997 in Berlin und betreut das deutsche Büro der *Jewish Telegraphic Agency (JTA)*. Die amerikanische Journalistin und Übersetzerin schreibt unter anderem für den *London Jewish Chronicle*, *Hadassah Magazine*, die *Jerusalem Post* and *Golem*. Toby Axelrod war Mitbegründerin von *Limmud Deutschland* im Jahre 2006, und seit einigen Jahren koordiniert sie das jährliche Limmud-Festival am Berliner Werbellin-See.

Dr. Dmitri Belkin, geboren 1971 in Dnepropetrovsk (Ukraine), immigrierte 1991 nach Deutschland. Er studierte Geschichte und war danach in verschiedenen Forschungsprojekten u.a. in den USA tätig. Dmitri Belkin koordinierte die Ausstellung „Ausgerechnet Deutschland. 20 Jahre russisch-jüdische Zuwanderung nach Deutschland“, die im Frühjahr und Sommer 2010 im Jüdischen Museum Frankfurt gezeigt wurde.

Dr. Evgueni Berkovitch, geboren 1945 in Irkutsk (UdSSR), immigrierte im Jahre 1995 nach Deutschland. Der in Hannover ansässige Mathematiker und Computer-Spezialist betreibt historische Studien, publiziert zur russisch-jüdischen und deutschen Geschichte und ist der Initiator des russischsprachigen, auch international stark beachteten Webportals „Zametki po evreyskoy istorii“ („Notizen zur jüdischen Geschichte“).

Benjamin Bloch, geboren 1943 in Jerusalem, fungiert seit 1987 als Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST). Er ist zudem einer der Initiatoren des „Lehawa“-Projektes, das junge israelische Freiwillige in Jüdische Gemeinden der Bundesrepublik Deutschland bringt.

Dr. Christian Böhme ist Politikwissenschaftler, Historiker und Journalist. Er arbeitete für verschiedene renommierte Zeitungen in Berlin, ehe er zur *Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung* wechselte. Seit einigen Jahren ist Christian Böhme der Chefredakteur der *Jüdischen Allgemeinen*.

Prof. Micha Brumlik, geboren 1947 in Davos (Schweiz), ist Professor für Erziehungswissenschaften an der Johann Wolfgang Goethe Universität in Frankfurt am Main. Er publiziert u.a. zu politischen, pädagogischen und philosophischen Themen, war lange Zeit Abgeordneter im Frankfurter Stadtparlament und engagierte sich im jüdisch-christlichen Dialog.

Gesa Ederberg, geboren 1968, ist Rabbinerin in der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Sie leitet zudem die Masorti-Bewegung in Deutschland, war maßgebend beteiligt am Aufbau eines Masorti Lehrhauses und eines Masorti Kindergartens in der Hauptstadt. Rabbinerin Ederberg zählt zu den Gründungsmitgliedern der Allgemeinen Rabbiner Konferenz in Deutschland (ARK).

David Gall ist klinischer Pharmakologe in München und Mitglied der liberalen jüdischen Gemeinde „Beth Shalom“. Mitte der 1990er Jahre entwickelte er zusammen mit Freunden das heute populärste jüdische Webportal in deutscher Sprache – „Ha Galil“.

Mikhail Goldberg, geboren 1962 in Kiew (Ukraine), ist der Chefredakteur der russischsprachigen jüdischen Monatszeitung „Evreyskaya Gazeta“, die seit 2002 im Berliner Verlag Werner Media erscheint. Die „Evreyskaya Gazeta“ wird von einem Großteil der russischsprachigen jüdischen Immigranten in Deutschland gelesen.

Prof. Johannes Heil, geboren 1961, ist der Rektor der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg (HfJS). Er ist studierter Historiker und hat unter anderem zur jüdischen Geschichte der Spätantike und des frühen Mittelalters geforscht. Johannes Heil gilt zudem als profunder Antisemitismusforscher.

Rabbiner Walter Homolka, geboren 1964, ist der Direktor des Abraham Geiger Kollegs in Potsdam, der ersten europäischen Ausbildungsstätte für liberale und konservative Rabbiner seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Walter Homolka lehrt zudem als Professor an der Universität Potsdam und ist Mitglied im Executive Board der World Union for Progressive Judaism (WUPJ).

Kuef Kaufmann, geboren 1947 in Marx (UdSSR), immigrierte Anfang der 1990er Jahre nach Deutschland und ist seit 2003 der Vorsitzende der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig. Kuef Kaufmann studierte Theaterregie und arbeitete u.a. als Journalist, Karikaturist und Kabarettist. Er ist der erste jüdische Zuwanderer, der eine lokale Gemeinde mit mehr als 1.000 Mitgliedern leitet.

Dr. Charlotte Knobloch war von 2006-2010 Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland und ist seit langem auch die Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern. Charlotte Knobloch fungiert zugleich als Vizepräsidentin des European Jewish Congress (EJC).

Michael Kogan arbeitet seit 2005 als Rabbiner in der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf. Er wurde in Moldawien geboren, arbeitete zu Sowjetzeiten als Ingenieur und als Theaterregisseur. Nach seiner Emigration nach Israel absolvierte er ein Rabbiner-Studium am Schechter Institute in Jerusalem, bevor ihn die Jüdische Gemeinde Düsseldorf nach Deutschland holte.

Dr. Sergey Lagodinsky, geboren 1975 in Astrakhan (Rußland), ist Jurist, Politikwissenschaftler und Publizist. Er lebt in Berlin und gehört hier auch der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde an. Sergey Lagodinsky hat u.a. an der Harvard University studiert und war über Jahre Programmdirektor des *American Jewish Committee* in der deutschen Hauptstadt.

Arkady Litvan, geboren 1946 in Odessa (Ukraine), ist Gemeindevorstand in der Jüdischen Gemeinde Hannover (Einheitsgemeinde). Er war Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Odessa von 1980-1990, bevor er mit seiner Familie nach Deutschland emigrierte. In den frühen 1990er Jahren engagierte sich Arkady Litvan beim (Wieder-)Aufbau jüdischer Gemeinden in Mecklenburg-Vorpommern.

Dr. Hermann Simon, geboren 1949 in Ostberlin, studierte Geschichte und engagierte sich in verschiedenen jüdischen Gremien der Hauptstadt. Er leitet heute das „Centrum Judaicum – Stiftung Neue Synagoge“ in Berlin-Mitte.

Jewgenij Singer, geboren 1983 in der Ukraine, ist ein Politikwissenschaftler und Unternehmer in Frankfurt am Main. Er war jahrelang Vorsitzender des Bundes Jüdischer Studenten im Bundesland Hessen. Jewgenij Singer ist Mitglied in der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt/Main.

Dr. Tatyana Smolianitski, geboren 1963, promovierte an der Moskauer Staatlichen Universität im Fach Geschichtswissenschaften und kam 1992 nach Deutschland. Mitte der 1990er Jahre gründete sie den Verein „Gesher – für Integration durch Kultur und Bildung e.V.“ in Dortmund, der sich zu einer erfolgreichen jüdischen Bildungsinitiative für Erwachsene im gesamten Ruhrgebiet entwickelt hat.

Joshua Spinner, geboren 1971 in Baltimore, Maryland (USA), ist Vizepräsident der Ronald S. Lauder Foundation und leitet Lauder Yeshurun in Berlin. Er war maßgeblich beteiligt an der Gründung der Yeshiva „Beis Zion“ und des Hildesheimerschen Rabbiner-Seminars zu Berlin, welches orthodoxe Rabbiner für Deutschland ausbildet.

Adriana Stern, geboren 1960, ist eine deutsch-jüdische Schriftstellerin aus Köln, die vor allem durch Kinder- und Jugendromane bekannt wurde. Sie ist Vorstandsmitglied in der liberalen Kölner Gemeinde „Gesher la Massoret“, engagiert sich aber auch in sozialen Initiativen und Nichtregierungsorganisationen.

Lala Süsskind, geboren 1946 in Polen, ist seit 2008 Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Die studierte Soziologin war lange Jahre aktiv bei WIZO Deutschland (“Women’s International Zionist Organization“) und sie ist Vorstandsmitglied in der Deutsch-Israelischen Gesellschaft (DIG) in Berlin.

Yehuda Teichtal, geboren 1972 in Brooklyn, kam 1996 nach Berlin. Er ist der Direktor des Jüdischen Bildungs- und Familienzentrums von Chabad Lubawitsch in Berlin-Wilmersdorf, des größten Chabad-Zentrums dieser Art in Europa.

Die Interviews

1. Heinz-Joachim Aris, 5. Mai 2010, Dresden

● *Herr Aris, hatten Sie den Eindruck, dass bei der Fusionierung der westdeutschen mit den ostdeutschen Jüdischen Landesverbänden im Jahre 1990 die spezifischen Interessen der ostdeutschen Juden ein Stück unter den Tisch fielen?*

Zu jenem Zeitpunkt war ich lediglich in die lokale Gemeindearbeit involviert und hatte wenig mit den eigentlichen Fusionierungsprozessen zu tun. Mein Eindruck war aber, dass im Wesentlichen sehr konstruktiv beraten worden ist – unter anderem von Heinz Galinski - und die Integration in den [bis dato westdeutschen] Zentralrat der Juden recht problemlos verlief.

● *Seit 1991 gab es russisch-jüdische Zuwanderung in die sächsische Landeshauptstadt Dresden, die zahlenmäßig bald auch gegenüber den einheimischen Juden überwog. Wie haben die wenigen Einheimischen reagiert?*

Unter den einheimischen Mitgliedern – von denen sich viele ja schon in höherem Alter befanden - gab es grundsätzlich eine große Offenheit für die neue Herausforderung, und das lässt sich wohl auch ganz gut begründen. Zum einen waren nicht wenige der einheimischen Mitglieder ja selbst einmal als osteuropäische Immigranten hier erst ansässig geworden, nur eben einige Jahrzehnte früher. Wir hatten Zuwanderer aus dem Baltikum noch Ende der 50er Jahre, als es auch innerhalb Osteuropas noch Bewegung gab. Und ich muss unserer Gemeinde zugute halten, dass einfach die Erkenntnis da war: Ohne Zuzug keine Zukunft. Wir hatten 1989 noch *ein einziges* Mitglied im Kindesalter. Jeder hat verstanden, dass die demographische Entwicklung auf ein Ende der Gemeinde hinauslief, also waren Neumitglieder willkommen. Zudem waren mentale Affinitäten zu Russen – und Osteuropäern – hier in Ostdeutschland durchaus vorhanden. Viele der einheimischen Gemeindemitglieder hatten die ‚Russen‘ bei Kriegsende durchaus als Befreier erlebt. Ich denke auch, der ‚DDR-Normalverbraucher‘ hatte unter den hier stationierten sowjetischen Soldaten wenig zu leiden. Umgekehrt wussten wir, wie schlecht es diesen Soldaten oftmals ging, das hat uns eher verbunden als distanziert. Unser langjähriger Gemeindevorsitzender Roman König, der unter der Naziherrschaft mit 15 Jahren ins KZ kam – und erst mit 20 Jahren wieder raus -, hatte lange Zeit als Russisch-Dolmetscher gearbeitet, von daher gab es zumindest an der Spitze der Gemeinde keine Sprachbarrieren. Sicher, einzelne Gemeindemitglieder hatten bestimmte Vorbehalte, und irritiert hat uns bei manchen Immigranten ein sehr ausgeprägtes Anspruchsdenken. Die Stadt Dresden hat hervorragende Arbeit geleistet, um die russisch-jüdischen Immigranten – nach jeweiligen Anfangsphasen im Aufnahmeheim – dann mit passendem Wohnraum zu versorgen. Da gab es dann des Öfteren große Augen und Erstaunen, wenn die Wohnungen nicht hochmodern eingerichtet waren. Dennoch: Das hat sich alles relativ schnell beruhigt und ‚eingerenkt‘. Wir hatten eine exzellente [deutsche] bilinguale Sozialarbeiterin und Pädagogin hier in den entscheidenden 90er

Jahren, und die Zuwanderer kamen etappenweise, und nicht alle auf einen Schwung. So hatten wir uns nach ein paar Jahren ganz gut auf die neue Situation und die neuen Mitglieder eingestellt, auch wenn wir allmählich auf 600-700 Mitglieder anwuchsen. Wir haben auch relativ zeitig Neuzuwanderer mit in den Vorstand der Gemeinde integriert, und so hatten sie beizeiten ein recht großes Mitspracherecht.

• *Das Ganze lief ohne größere Konflikte zwischen Einheimischen und Neuzuwanderern ab?*

Ja, die großen Crashes blieben aus. Konflikte zwischen Einzelpersonen konnte es natürlich geben, aber insgesamt kam es für die Gemeinde zu keinen verheerenden Konflikt- Erfahrungen in der Art, wie sie leider manche andere Gemeinden hier in Deutschland kennen.

• *Wie ist die demographische Zusammensetzung in der Dresdner Gemeinde heute?*

Es kommt uns zugute, dass die Stadt eine allgemein positive Sogwirkung auf die Menschen hat. Dazu gehört auch, dass wir eine ganze Reihe von Konvertiten in der Gemeinde haben, und die sind im Allgemeinen sehr aktiv, besonders im religiösen Leben, man kann ihnen eine wichtige Rolle im Gemeindeleben bescheinigen. Darüber hinaus haben wir eine ganz erfreulicherweise Zahl von meist hoch qualifizierten westdeutschen Juden, die sich aus beruflichen Gründen in der Stadt niedergelassen haben und fast im selben Moment Gemeindemitglieder geworden sind. Das alles hat dazu geführt, dass der Vorstand unserer Gemeinde zu rund 50 Prozent aus den erwähnten deutschsprachigen Gruppen besteht, und die anderen 50 Prozent stellen die Neuzuwanderer. Wir haben Professoren, Künstler und Mediziner hier, und es hat sich eine eigene, jüdische Kammerphilharmonie gebildet. Das alles zusammen würde ich als eine gute Symbiose von Gemeindemitgliedern mit ganz unterschiedlicher Herkunft bezeichnen.

• *Glauben Sie, dass die praktischen Aufgaben bei der Integration russisch-jüdischer Zuwanderer in den Jüdischen Gemeinden mittlerweile gelöst sind?*

Dies möchte ich doch sehr stark bestreiten. In den jüdischen Gemeinden in Sachsen beträgt der durchschnittliche Anteil an Rentnern um die 47-48 Prozent. Aus dieser Gruppe besuchen manche Menschen täglich die Gemeinde, und Sie können sich vorstellen, wie umfassend die Betreuungsangebote da zu gestalten sind. Es sind Menschen, die objektiv auch weiterhin Begleitung brauchen. Ich habe immer gesagt: Mit der ersten Generation der Zuwanderer erleben wir eine deutliche quantitative Verbesserung, und mit der zweiten eine deutliche qualitative. Aber was die erste Generation betrifft – da werden Integrationshilfen auch langfristig unabdingbar bleiben, selbst wenn die meisten von ihnen hoch qualifizierte Akademiker sind.

• *Wie hoch würden Sie denn den Anteil der Jugendlichen aus russisch-jüdischen Familien schätzen, die hier in Dresden das Abitur machen?*

90 Prozent, denke ich, ist eine recht realistische Zahl.

• *Ist die Gestaltung von Gottesdiensten in jeder Woche gesichert?*

Kabbalat Shabbat findet an jedem Freitagabend statt, dies wird von einem sehr engagierten Konvertiten geleitet. Schacharit findet im Durchschnitt aller zwei Wochen statt, hier ist unser Landesrabbiner zur Stelle. Natürlich wird Rabbinische Betreuung auch an den Feiertagen abgesichert.

• *Ein jüdischer Kindergarten wurde schon vor Jahren eröffnet. Welche Pläne existieren, um in absehbarer Zukunft die Kette von Bildungseinrichtungen auch für andere Altersgruppen – zum Beispiel Schüler und Gymnasiasten – auszubauen?*

Unsere Gemeinde zählt heute um die 700 Mitglieder. Fast die Hälfte von ihnen befindet sich im Rentenalter, und wir wollen bei unseren Zukunftsplänen schon ein Stück auf dem Teppich bleiben. Das Projekt einer jüdischen Grundschule ist im Moment noch sehr illusorisch. Der jüdische Kindergarten wird von Chabad Lubawitsch betreut, und er wird sehr gut angenommen.

● *Die Gemeinde an sich besitzt keinen eigenen Kindergarten. Ist dies nicht ein Widerspruch?*

Ich empfinde dies nicht als Widerspruch. Chabad partizipiert am Gemeindeleben, ohne eigene Mitglieder zu führen. Umgekehrt betrachten wir Projekte, die von anderen jüdischen Bewegungen – wie eben Chabad – aufgebaut werden, durchaus positiv, zumal wenn wir selbst dafür nicht die Kapazitäten besitzen. Der jüdische Kindergarten in Dresden ist, soweit ich es überschaue, von einer sehr hohen Qualität.

● *Als Mitglied im Direktorium des Zentralrates sind Sie vermutlich ein Verfechter des Modells der Einheitsgemeinde. Sehen Sie keine Gefahr der Zersplitterung, wenn verschiedene Bewegungen von außerhalb kommen und Projekte in Deutschland aufbauen, die durchaus auch Konkurrenzcharakter besitzen könnten?*

Flexibilität ist hier wohl das Wichtigste, und ein gewisser Minimalkonsens. Natürlich können wir uns gegenüber den neu hinzugekommenen Strömungen verschließen, aber wozu? Vorbehalte hat es in früheren Zeiten nicht nur gegenüber Chabad, sondern auch gegenüber der Lauder Foundation und der Union Progressiver Juden gegeben. Ich denke, dass alle die genannten Bewegungen an Resonanz und Stärke gewinnen werden. Warum sollten wir etwas blockieren, was ohnehin wächst? Die Frage ist natürlich, an welchen Stellen es inhaltlich unüberbrückbare Gegensätze gibt, und die gilt es im Vergleich mit allen drei genannten Bewegungen herauszufinden. Momentan sehe ich in der neuen Vielfalt aber keine unüberbrückbaren Differenzen und auch keine Bedrohung. Ich denke, dies gilt nicht nur für Deutschland, sondern für viele Plätze in der Diaspora: Die einzelnen jüdischen Strömungen sind einfach nicht stark genug, um sich den Luxus von Konkurrenz oder gar Anfeindung leisten zu können. Und neben diversen Macht- und Verteilungskämpfen in manchen Städten und Gemeinden ärgert es mich auch hochgradig, wenn manche Akteure und Gruppierungen ihre Konflikte nicht intern regeln, sondern in nicht-jüdischen deutschen Medien austragen. Der Image-Schaden ist beträchtlich. Aber das ist schon ein anderes Thema.

● *Welche Bildungs- und Kultureinrichtungen hat die Dresdner Gemeinde – neben dem jüdischen Kindergarten – noch aufgebaut?*

Wir haben hier eine Sonntagsschule und ein Jugendzentrum – für ganz Sachsen -, beide haben wöchentliche Angebote und werden auch von der ZWST unterstützt. Bei der Jugendarbeit können wir auch auf die Einsätze junger Israelis im Rahmen des *Lehawa*-Programms zurückgreifen, und für die Lehawa-Aktivisten stellt die Gemeinde eine eigene Wohnung zur Verfügung. Daneben gibt es eine jüdische Theatergruppe („Kunstarche“), Chor, Ingenieurverein, Maccabi-Verein, Schachklub und vieles mehr.

● *Wird die Synagoge auch in Zukunft das zentrale Element des Gemeindelebens bleiben?*

Davon gehe ich aus. Übrigens wäre es dumm, den Status der Religionsgemeinschaft aufzuweichen und damit letztendlich auch den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts zu verlieren.

2. Toby Axelrod, 13. Mai 2009, Berlin

● *Frau Axelrod, Sie sind stark engagiert in der Bewegung „Limmud Deutschland“, seit einigen Jahren koordinieren sie das bundesweite Lernfestival am Werbellin-See. Was ist Ihre Hauptmotivation?*

Ich wollte aktiv meinen Beitrag zu dem pulsierenden jüdischen Leben hier in Deutschland leisten, insbesondere bei einem Projekt ohne Grenzen, einem, das alle Altersgruppen und jüdische Strömungen mit einbezieht. Ich war auf der Suche nach einer Bewegung, die die Vielfalt im Judentum widerspiegelt und die Unterschiede überbrücken kann.

● *Was sind die größten Herausforderungen, vor denen das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Wahrscheinlich bleibt die größte Herausforderung, die russischen Juden zu erreichen. Meiner Meinung nach stellt dies ein zweifaches Problem dar. Einerseits hängt der Erfolg von den Interessen und der Aufgeschlossenheit der Juden mit russischem Hintergrund ab. Andererseits müssen die Türen der jüdischen Institutionen der Nachkriegszeit offen bleiben. Und es gibt noch auf beiden Seiten Vorurteile, die erst überwunden werden müssen.

● *Es gibt Stimmen, die von einem neuen Pluralismus jüdischen Lebens in Deutschland sprechen. Teilen Sie diese Ansicht? Und wenn ja, was sind die wichtigsten Komponenten dieses neuen Pluralismus?*

Ja, ich glaube, dass immer mehr Vielfalt in den jüdischen Gemeinden in Deutschland zum Ausdruck kommt. Heute können wir beispielsweise egalitäre und progressive Gemeinden neben den eher traditionellen Gemeinden in den größeren Städten finden. Ich habe die Entwicklung von Bet Debora¹¹ beobachtet, und ich war sehr beeindruckt. Es gibt auch bemerkenswerte Entwicklungen im traditionellen Judentum in Deutschland, zum Beispiel die Initiativen von Lauder oder Chabad. Und wenn wir von Berlin sprechen, habe ich das Gefühl, dass es jetzt mehr Leben in den neuen orthodoxen Gruppen gibt, als in den etablierten Gemeinden. Vielleicht, weil die Leute an etwas Neuem interessiert sind. Der Wettbewerb zwischen den alten und neuen Gruppen hat offenbar viel Kreativität freigesetzt, die meiner Meinung nach zu positiven Entwicklungen geführt hat.

● *Wie würden Sie das gegenwärtige Verhältnis zwischen russischsprachigen Juden und deutschsprachigen Juden in Deutschland beschreiben?*

Es fehlt immer noch an Kommunikation zwischen beiden Gruppen, und es scheint mir, als ob es noch einige falsche Erwartungen und Fehleinschätzungen auf beiden Seiten gibt. Für einige macht die Sprache noch Schwierigkeiten. Um noch etwas Persönliches hinzuzufügen: unsere Zeitschrift *Golem* erscheint in drei Sprachen – Englisch, Französisch und Deutsch. Ich wollte Russisch dazu. Andererseits gibt es eine Tendenz unter manchen „Neuen“, unter sich zu bleiben. Beispielsweise pflegt der Weltkongress russischsprachiger Juden (WCRJ) sein eigenes russischsprachiges Programmangebot. Für die etablierten Gemeinden kann dieses Angebot wie ein separates, exklusives Universum direkt vor ihrer Haustür erscheinen. Doch mit Limmud haben wir den Anspruch, möglichst alle Gruppen zu erreichen, und wir haben schon einige Fortschritte bei unseren großen Festivals gesehen. Menschen aus den alten und den neuen Gemeinden haben sich getroffen und, neue Freundschaften wurden geschlossen. Es ist ein Anfang.

¹¹ Bet Debora, eine egalitäre Bewegung für und von Rabbinerinnen, Kantorinnen und Pädagoginnen in Europa, wurde von jüdischen Aktivistinnen in Berlin gegründet. Konferenzen fanden in Berlin 1999, 2001 und 2003 statt. Die vierte Bet Debora Konferenz war 2006 in Budapest, die fünfte in 2009 in Sofia, Bulgarien. Siehe auch Anhang 2.

- *Wo sehen Sie Stärken und wo sehen Sie Schwächen in den gegenwärtigen jüdischen Bildungsprogrammen/Projekten in Deutschland?*

Ich denke, es wäre sinnvoll, die jüdischen Volkshochschulen mehr zu unterstützen, einfach damit sie ihr Angebot erweitern könnte. Das ist unbedingt nötig. Aus dieser Perspektive braucht auch Limmud viel mehr Unterstützung von außen.

- *Gibt es Pläne für eine Weiterentwicklung von Limmud in Deutschland?*

Ja. Neben dem dreitägigen Festival in Berlin planen einige Aktivisten eintägige Limmud-Events in größeren Städten wie München, Köln, Leipzig und Hamburg. Wir können diesen Initiativen moralische Unterstützung anbieten, und wir können auch versuchen, Sponsoren zu finden, um ihre Kosten zu decken. Aber genau wie bei uns in Berlin arbeiten all diese Leute ehrenamtlich. Limmud in Deutschland zeigt schon Wirkung. Am Ende des Berliner Limmud-Wochenendes kamen Leute zu uns und sagten: „Jetzt wollen wir das auch bei uns organisieren.“

- *Wie viele Anmeldungen gab es bei den letzten Limmud Festivals in Deutschland?*

2006 hatten wir ein eintägiges Limmud Festival in Berlin mit etwa 300 Anmeldungen und auch vielen spontanen Besuchern, ungefähr genauso viele hatten sich für das eintägige Fest 2007 in München angemeldet. Bei unserem ersten dreitägigen Festival 2008 [Berlin/Werbellinsee] hatten wir über 300 Teilnehmer, und eben gerade [Mai 2009] hatten wir ungefähr 420. Wir mussten sogar wegen Überfüllung den Speisesaal und die Anmeldung schließen.

- *Wie, denken Sie, ist es um das ehrenamtliche Engagement in jüdischen Einrichtungen in Deutschland heute bestellt?*

Ich kann nur von der Limmud-Bewegung sprechen, und hier ist das Engagement beeindruckend – sowohl was die Quantität wie auch die Qualität der Arbeit betrifft. Wir haben freiwillige Helfer aus allen Altersgruppen. Der Jüngste ist jetzt 16 Jahre alt, und der Älteste über 80. Doch die Kernaktivisten sind um die 30 Jahre alt. Viele von denen sind freiberuflich tätig - als Anwälte, Ärzte, Journalisten, Psychologen -, und wir haben sehr aktive Studenten im Boot.

- *Was halten Sie von der allgemeinen Berichterstattung der deutschen Medien bezüglich der Entwicklung jüdischen Lebens in Deutschland?*

Häufig geht es in der Berichterstattung um Themen der Vergangenheit, jüdische Geschichte, die ganz Deutschland oder auch regionale Plätze betrifft. Das ist nicht schlecht, aber doch schade, wenn die aktuellen jüdischen Themen und Angelegenheiten zu kurz kommen und – zugespitzt formuliert – von den toten Juden überschattet werden. Natürlich gibt es mediale Aufmerksamkeit, wenn neue Synagogen eröffnet werden oder große jüdische kulturelle Ereignisse stattfinden. Aber im Allgemeinen hält sich der Anteil an Berichten über die aktuellen Entwicklungen recht klein. Vielleicht sollten die Journalisten mehr bestrebt sein, Kontakt mit lokalen jüdischen Akteuren aufzunehmen. Viele Menschen in Deutschland wissen, dass die jüdischen Gemeinden in den letzten Jahren stark gewachsen sind, aber ihr Wissen scheint ziemlich ungenau. Ich habe als Journalistin selbst einmal Leute in der Nähe des Mahnmals für die ermordeten Juden Europas gefragt, ob sie wüssten, wie viele Juden heute in Deutschland leben und was sie über Judentum im Allgemeinen wissen. Ich habe die abenteuerlichsten Antworten zur Zahl der in Deutschland lebenden Juden bekommen. Aber insgesamt schienen die meisten Menschen zu wissen, dass das jüdische Leben in Deutschland gewachsen ist. An den Besucherzahlen im Jüdischen Museum, eines der meistbesuchten Museen Deutschlands, kann man den Durst der Menschen nach mehr Informationen erkennen.

- *Wie schätzen Sie die Entwicklung der jüdischen Medien in Deutschland ein?*

Ich kann keine Gesamteinschätzung geben. Aber eine bemerkenswerte Tatsache für mich ist die große Zahl von Nicht-Juden, die für oder bei jüdischen Printmedien arbeiten. Ich bin mehr oder weniger daran gewöhnt. Aber für viele amerikanischen Juden wäre es ziemlich schockierend, und es erinnert an das Fehlen von Juden in diesem Feld

3. Dr. Dmitri Belkin, 8. Juni 2009, Frankfurt am Main

- *Herr Doktor Belkin, gab es eine besondere Motivation für Sie, in Frankfurt eine umfassende Ausstellung über 20 Jahre russisch-jüdische Immigration nach Deutschland zu organisieren?*

Nein. Es gab eine gezielte Anfrage vom Jüdischen Museum in Frankfurt. Und ich glaube, es war eine sehr gute Idee. Einerseits ist dies ein sehr junges Thema, andererseits ist es aber schon Geschichte. Die jüdische Zuwanderung hat sich vor allem auf den Zeitraum von 1991 bis 2004 und 2005 konzentriert, und es sieht sehr danach aus, dass diese Geschichte zu ihrem Ende kommt. Aber natürlich hat die Zuwanderung aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion aktuelle Bezüge zur heutigen [deutschen] Gesellschaft – und genau das hat mich auch persönlich gereizt.

- *Sie sind Mitglied der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main. Wo würden Sie sich bei den verschiedenen Richtungen des religiösen Judentums einordnen?*

Ich ziehe ein Judentum vor, das es in dieser Form in Deutschland vielleicht noch nicht gibt. Ich bin für eine eher liberale Interpretation des konservativen Judentums, für eine egalitäre Version. Aber hier in Frankfurt sind meine Familie und ich in der Einheitsgemeinde beim egalitären Minjan.

- *Was sind Ihrer Meinung nach die größten Herausforderungen, vor denen das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Zum ersten Mal nach dem Krieg wurden vor kurzem wieder orthodoxe Rabbiner in Deutschland ordiniert, einer von beiden hat eine ukrainisch-jüdische Herkunft. Das sind aufregende und interessante Entwicklungen, aber ich würde es schön finden, wenn auch die Zahl ordinerter Rabbiner aus den anderen Kongregationen kontinuierlich steigt. Solche Rabbiner könnten sich auch gezielt um die kleineren Gemeinden kümmern, und ich halte das für wichtig. Außerdem ist die Arbeit mit den Jugendlichen ein echter Knackpunkt. Wie können wir die Jugend gewinnen, die gesellschaftlich schon gut integrierte, russischsprachige, postsowjetische jüdische Jugend in die Gemeinden einbinden? Das ist auch eine riesige Aufgabe. Und ich persönlich finde es eine große Herausforderung mit dieser Ausstellung [„Ausgerechnet Deutschland“]. Gestalten wir eine neue deutsch-jüdische Geschichte? Oder eine jüdische Geschichte in Deutschland? Sicher, diese Geschichte hat nichts mehr mit der traditionellen deutsch-jüdischen Geschichte zu tun. Wir müssen herausfinden, wie man das post-sowjetische Judentum und die neuen deutsch-jüdischen Diskurse gut miteinander verbinden kann.

- *Vielleicht auch als ein Teil gemeinsamer kollektiver Identität?*

Es gibt diese gemeinsame jüdische Identität in Deutschland meiner Meinung nach noch nicht. Es gibt sehr verschiedene Identitäten, innerhalb der größeren Gemeinde, und das finde ich auch nicht problematisch. Dieses Modell existiert auch in Israel. Hier haben wir nur den Umstand, dass alles sehr eng miteinander verzahnt ist, aber eben auch inhaltliche Unterschiede auf engstem Raum. Da muss man abwarten, wie sich das entwickelt.

- *Wie würden Sie das gegenwärtige Verhältnis zwischen den Immigranten aus der ehemaligen Sowjetunion und den einheimischen Mitgliedern in den jüdischen Gemeinden beschreiben?*

In allgemeinen würde ich sagen, dass es da noch einen ziemlich großen Abstand zwischen den Gruppen gibt. Meiner Meinung nach wird er nicht kleiner.

- *Ist das engere, private Netzwerk, das Sie und Ihre Familie pflegen, vorrangig russischsprachig?*

Nein, bei meiner Familie ist das nicht der Fall. Russisch wird zu Hause gesprochen, und mit der älteren Generation wird auch auf Russisch kommuniziert, aber unsere sonstigen privaten Kontakte in Frankfurt sind zu zwei Drittel mit Deutschen. Das hat sich von selbst so entwickelt, ist aber nicht unbedingt typisch für unsere Leute. Ich kenne viele ehemalige Immigranten, für die deutsche Freunde eher eine Ausnahme sind.

- *Nur etwa die Hälfte der Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion sind Mitglieder einer jüdischen Gemeinde geworden, und auf der einheimischen Seite sieht es vermutlich auch nicht besser aus. Was sind Ihrer Meinung nach die Hauptursachen?*

Ich glaube, das hat mit allgemeinen gesamtgesellschaftlichen Trends zu tun, und nicht nur mit den jüdischen Religionsgemeinschaften. Christliche Kirchen verlieren auch deutlich an Mitgliedern. Viele Menschen wollen Religion heute als eine Privatsache leben, andere sind Atheisten geworden, und wieder andere sagen, dass sie ein Problem damit haben, sich mit organisatorischen Strukturen und mit institutionellen Einrichtungen zu identifizieren. Da bilden Juden keine Ausnahme. Es lässt sich unter manchen Juden aber auch eine Tendenz beobachten, ihr Jude-Sein eher verbergen zu wollen. Bei einem Workshop, den ich in *Bad Sobernheim* geleitet habe, wurde die Frage gestellt, ob wir unser Judentum in der Öffentlichkeit zeigen sollten – und die wurde mehrheitlich mit „Nein“ beantwortet. Das waren junge Leute, und trotzdem machten sie sich Sorgen, dass sie mit anti-israelischer Stimmung auf Arbeit rechnen müssten, oder als Juden einfach nur angestarrt werden würden. Deswegen sagten sie sich: ‚Nein, das wollen wir nicht.‘ Das ist eine typische Verhaltensweise, die sie eventuell einfach von ihren Eltern aus der ehemaligen Sowjetunion übernommen haben.

- *Spielt das eine große Rolle?*

Ich weiß nicht, inwieweit man das verallgemeinern kann. Ich spreche nur von drei-vier jungen Menschen, die ich dort kennen lernte, und sie haben es so beschrieben. Es waren meistens junge Menschen mit Hochschulabschlüssen, die einerseits auf der Suche nach ihrem Judentum sind. Andererseits möchten sie diese Suche nicht öffentlich zeigen.

- *Wegen ihres Judentums oder wegen des Nahostkonflikts?*

Für die meisten Menschen sind beide Sachen im Kopf zusammengeschmolzen. Es ist sehr schwierig, das auseinander zu halten, wenn sie sich nicht die Zeit für eine inhaltliche Auseinandersetzung damit nehmen. Es gibt eine gewisse Tendenz, alles zusammen zu pauschalisieren: Israel, Judentum, die jüdische Religion und anderes mehr. Es gibt für Juden heute aber auch höchst pragmatische Gründe, sich von der Gemeinde fernzuhalten – auch unter jungen Juden. Sie überlegen sich schon sehr genau, wozu sie Religionssteuer zahlen sollen. Als junger Mensch mit junger Familie braucht man keinen Seniorenklub, um Schach zu spielen oder Vorträge auf Russisch zu hören. Vielleicht braucht man auch den Gottesdienst nicht unbedingt, und wenn einem das alles nicht wirklich wichtig ist – wozu braucht man dann die Gemeinde überhaupt? Also treten Leute aus einem ganz einfachen, pragmatischen Grund aus: um Geld zu sparen.

- *Wird Israel in Zukunft eine genauso wichtige Rolle für die jüdischen Gemeinden und Organisationen in Deutschland spielen, wie das während der letzten Jahrzehnte der Fall war? Oder wird die Bedeutung eher abnehmen?*

Für die Generation der über 40jährigen, denke ich, wird die Bedeutung Israels die Gleiche bleiben. Aber mein Gefühl sagt mir, dass die Bedeutung Israels für die jüdische Gemeinschaft *insgesamt* doch etwas abnehmen wird. Das können wir weltweit beobachten, auch in Amerika. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der flammende Zionismus von vor 20 oder 30 Jahren sich in der neuen Generation noch einmal fortsetzen wird. Andererseits glaube ich schon, dass eine starke Solidarität für den jüdischen Staat Bestand haben wird. Und natürlich macht es politisch viel Sinn, Solidarität mit Israel zu zeigen. In der jüdischen Schule [in Frankfurt] tragen die Schüler an jedem israelischen Feiertag Blau-Weiss. Das ist interessant, aber eher romantisch. Ich bin für eine patriotische und aufgeschlossene Haltung Israel gegenüber. Aber sich einfach nur als eine Außen-Filiale von Israel zu betrachten, das scheint mir ein bisschen zu einfach.

- *Ok, das ist die politische Ebene. Aber was meinen Sie in kultureller, religiöser, spiritueller Hinsicht? Behält Israel dort eine zentrale Rolle?*

Es besteht meiner Meinung nach kein Abhängigkeitsverhältnis. Weder im kulturellen noch im politischen Sinne. Überall auf der Welt sehen Juden heute, dass der Zionismus *eine* Art von zeitgenössischem Judentum darstellt. Wir haben die freie Wahl, und es ist toll, dass diese Möglichkeit existiert. Verbindungen zu Israel mag fast jeder von uns. Ich träume zum Beispiel davon, ein volles Jahr in Israel zu verbringen; ein halbes Jahr lang würde ich einen Ulpan besuchen, und ein halbes Jahr an einer Universität arbeiten. Viele Intellektuelle machen das heutzutage so. Deswegen muss die israelische Welt aber nicht das Zentrum in meinem jüdischen Denken ausfüllen – aber natürlich gibt es von dort viele wichtige Impulse.

- *Sie haben klare Vorstellungen über Ihren Platz in der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt. Was sind für Sie persönlich die wichtigsten Elemente im Judentum heute?*

Sicherlich einige Elemente aus der jüdischen Tradition. Dass man sich für ein Kind verantwortlich fühlt und dann auch klar sagt: ‚Gut, jetzt muss ich mich entscheiden, wie ich es erziehen will.‘ Und das ist ein sehr starker Antrieb, auch über das eigene Judentum zu reflektieren.

- *Gibt es noch weiter bestehende Probleme bei der Integration der russischsprachigen Juden in die Gemeinden? Glauben Sie, dass es noch spezieller Programme bedarf, um die Integration — egal für welche Altersgruppe — zu verbessern?*

Es gibt kein Wachstum mehr, und kaum noch neue Mitglieder. Diejenigen, die kommen wollten, sind schon da. Auf der anderen Seite denke ich, dass die Gemeinden langfristig nicht als Mediatoren fungieren sollten, sonst werden die Gemeinden überfordert bleiben. Auch für die Frankfurter Gemeinde, wo nur 50 bis 60 Prozent der Mitglieder Immigranten sind, war das schon ein Riesenproblem für die Einheimischen und für die Sozialeinrichtungen vor Ort. Für die kleineren Gemeinden gibt es die klassische Situation mit zwei deutschsprachigen Veteranen im Vorstand und 30 russischsprachigen Mitgliedern, und da kann es Integration ohnehin nur sehr bedingt geben. Ich glaube, man sollte Integration, wo sie denn gebraucht wird, mit mehr Bedacht angehen - genauso wie in den USA und in gewisser Weise in Israel: Für eine Übergangszeit sollte es praktische Hilfen geben, und dann können die Immigranten ihre eigenen Wege finden. Das würde die Neuzuwanderer mehr motivieren und fördern, und dann könnten sie mehr für sich selbst erreichen. Was in Deutschland in den 1990er lief, schien mir manchmal wie ein Kindergarten auf beiden Seiten. Das war nicht immer hilfreich.

- *Sehen Sie gravierende Lücken im gegenwärtigen Angebot an jüdischen Bildungsprogrammen in den jüdischen Gemeinden und Institutionen?*

Ja, sicher. In der Jüdischen Schule fehlt es beispielsweise an jüdischen Programmen in englischer Sprache. Die jüdische Schule [in Frankfurt] leistet eine wunderbare Arbeit, aber es gibt einfach nicht genug Englisch. Wir haben hervorragende Hebräisch-Angebote - Ivrit als Fremdsprache für mindestens zwei Jahre. Es sollten aber auch Kurse, Pflichtkurse über jüdische Themen in Englisch hinzukommen. Schließlich müssen die Kinder ohnehin Englisch lernen, und hier ist eine inhaltliche Lücke. Es geht nicht um nur Sprachkurse an sich, sondern um interessante Themen, vielleicht etwas cool und witzig gemacht - jüdische Kultur, aber auf Englisch eben. Das würde ich begrüßen. Ansonsten denke ich, dass das Bildungsangebot hier in Frankfurt ausreichend ist. In Bezug auf religiöse Bildung wäre es natürlich schön, noch mehr Fachleute und Insider zu sehen, die beim Aufbau jüdischer Gemeinschaften und Netzwerke helfen, gerade auch im egalitären konservativen Judentum.

- *Wie schätzen Sie das allgemeine Verhältnis zur nicht-jüdischen Bevölkerung ein?*

Zwischen Juden und Nichtjuden erlebt man häufig eine Mischung, die sich nicht so oft in anderen Ländern findet. Einerseits gibt es ein beständiges Interesse [an jüdischen Themen], aber man sieht auch die Schuldgefühle, und das zu erleben, kann ziemlich traumatisch sein. Viele Nichtjuden wirken gehemmt in Bezug auf das Judentum. Es gibt keine freien Gespräche. Es gibt keine Möglichkeit dazu, es gibt keinen Platz wo man darüber sprechen könnte. Das Thema bleibt traumatisch. So sieht es in Deutschland aus.

4. Dr. Evgueni Berkovitch, 27. Mai 2009, Hannover

- *Herr Doktor Berkovitch, Sie waren einer der härtesten Kritiker jener gemeinsamen Entscheidung von Bundesregierung und jüdischen Dachorganisationen, die Zuwanderung von Juden aus der früheren Sowjetunion ab 2005 neu zu regeln. Wir sehen jetzt, dass durch die Neuregelung die Immigration von russischsprachigen Juden praktisch zum Erliegen kommt....*

Ja. Ich denke, dass der russisch-jüdischen Immigration nach Deutschland viel zu früh ein Ende gesetzt wurde. Um eine stabile jüdische Gemeinschaft in einem Land wie Deutschland zu erreichen, benötigt man so etwas wie eine kritische Masse. In den USA wurde so eine kritische Masse vielleicht vor Hundert Jahren erreicht, aber in Deutschland während der letzten Jahre wohl nicht. 200.000 Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion, von denen viele nichtjüdische Familienangehörige sind, das ist einfach keine kritische Masse für Bedingungen hier. Die neuen Regelungen kamen zu früh, und das ist schade und gefährlich. Wir können nun nicht voraussagen, ob es eine stabile Entwicklung der jüdischen Gemeinschaft geben wird oder nicht.

- *Wie würden Sie die Beziehungen zwischen russischsprachigen und deutschsprachigen Juden heute beschreiben?*

Am Anfang gab es sehr große Unterschiede, Schwierigkeiten und Konflikte. Mit jedem Jahr werden diese Schwierigkeiten und Unterschiede aber schwächer und weniger - und wahrscheinlich wird die Lage bald sehr ausgewogen sein. Zum Beispiel kommen immer mehr Menschen mit Russisch als Muttersprache nun auch zu Vorträgen in Deutsch, die junge Generation spricht ohnehin sehr gut deutsch. Ich glaube nicht, dass kulturelle Barrieren das Hauptproblem sind, und auch nicht die sprachlichen Unterschiede. Das Hauptproblem ist, wie man die neue Generation, die ja besser Deutsch als Russisch spricht, enger an die Gemeinden und an jüdisches Leben überhaupt binden kann.

- *Das ist das Hauptproblem...?*

Ja, und dies ist in der Tat etwas anderes als der kulturelle Konflikt zwischen zwei jüdischen Gruppen. Die ältere Generation geht langsam, neue Leute kommen, für die die deutsche Sprache kein Problem mehr ist. Deswegen glaube ich, dass die Kluft zwischen diesen zwei Gruppen schon überwunden wurde, oder es bald sein wird.

- *Sehen Sie gravierende Probleme zwischen religiösen und nicht-religiösen Juden? Oder überwiegen Akzeptanz und Verständnis auf beiden Seiten?*

Das Problem ist kein direkter Konflikt, sondern dass diese Gruppen einfach zu wenig Verbindungen haben und eher separat nebeneinander existieren. Das ist das Problem. Deswegen, glaube ich, könnte es sehr fruchtbar sein, wenn die Gemeinden mit bestimmten Veranstaltungen auch gezielt beide Gruppen ansprechen. Die religiösen Veranstaltungen in der Synagoge werden von den religiösen Leuten besucht. Die Literaturkreise werden meistens von nicht-religiösen Menschen besucht. Die führenden Mitglieder in unserer Gemeinde sollten etwas tun, damit der Kontakt zwischen solchen Gruppen hergestellt wird.

- *Das würde bedeuten, auch die Angebote für eher säkular orientierte Juden zu erweitern?*

Genau. Nehmen wir als Beispiel unsere neue jüdische Bibliothek in Hannover. Es gibt hier einen Bereich für religiöse Literatur, aber – genauso wie in jeder anderen Bibliothek – auch einen Bereich mit säkularer Literatur, und die Bibliothek gestaltet interessante Veranstaltungen für alle möglichen Interessengruppen. Die Bibliothek ist im Neubau der Liberalen jüdischen Gemeinde in Hannover untergebracht.

- *Sie haben sich viel mit jüdischer Geschichte, Geistesgeschichte und auch viel mit jüdischer Regionalgeschichte beschäftigt. Mit dem russischsprachigen Webportal „Zametki po evreyskoy istorii“ [Notizen zur jüdischen Geschichte] haben Sie dafür eine ideale Plattform entwickelt, darüber weltweit zu kommunizieren. Gab es dafür eine bestimmte Motivation?*

Nein, ich würde nicht sagen, dass es eine bestimmte Motivation gab. Tatsächlich habe ich es mein ganzes Leben lang genossen, etwas Neues zu lernen, und ich hatte großes Interesse an Geschichte. Irgendwann dann immer stärker an jüdischer Geschichte. Ich genieße das Lesen sehr, die Entdeckung von neuen Geschichten und Themen, diese ein bisschen tiefer zu betrachten und das an andere weitergeben. So schreibe ich meine Bücher. Und so habe ich mit den „Zametki“ angefangen.

- *Das Webportal „Zametki“ ist gänzlich nichtkommerziell?*

Ja. Es ist ein komplett nichtkommerzielles Projekt. Die Autoren werden nicht bezahlt, und ich habe nur mein eigenes Geld darin investiert.

- *Man schätzt, dass etwa die Hälfte aller Juden in Deutschland keinen Kontakt zu den jüdischen Gemeinden hat. Was sind Ihrer Meinung nach die Hauptgründe dafür?*

Die örtliche jüdische Gemeinde spielt eine wichtige Rolle, natürlich. Wenn die Gemeinde attraktiv ist, dann kommen auch die Leute. Der Säkularisierungstrend ist allgemein, nicht nur in Deutschland, und es gibt ihn nicht nur unter Juden. Es ist kein Zufall, dass die neue liberale Gemeinde in Hannover gerade ein Gebäude bekommen hat, das vorher einer Kirchengemeinde gehörte. In Amerika habe ich erlebt, dass auch nicht alle Juden Mitglieder in der Gemeinde. So ist das Leben, das moderne Leben.

- *Halten Sie Säkularisierung für einen normalen Trend?*

Ja. Es wäre sowieso seltsam, wenn man sich ausschließlich aus religiösen Gründen als Jude fühlt. Sicher, die jüdische Religion lädt dazu ein, die Synagoge zu besuchen, Tora und Talmud zu studieren und sich an eine ganze Reihe von Grundsätzen zu halten. Es gibt keine andere Alternative. Aber man kann trotzdem Jude sein, ohne unbedingt an jedem Shabbat die Synagoge zu besuchen. So ist das Leben. Alexander Voronel¹² sagt auch, dass er sich als Jude verstehe, aber es wäre unmöglich, zum Beispiel alle 613 Mizvot zu erfüllen. Niemand kann das so realisieren, es ist eigentlich nicht möglich.

- *Würden Sie die vier jüdischen Gemeinden in Hannover als Beweis für einen neuen jüdischen Pluralismus in Deutschland betrachten?*

Pluralismus hängt nicht zuletzt von einem guten Sponsoring ab.

- *Wie meinen Sie das?*

Ich glaube, dass jüdischer Pluralismus etwas sehr wichtiges ist. Aber die Gemeinde kann nur arbeiten, wenn sie ein gutes Gebäude hat, Geld für Veranstaltungen und natürlich dafür, dem Rabbiner sein Gehalt zahlen zu können. Über Jahre hinweg musste die liberale Gemeinde mit relativ schmalen finanziellen Ressourcen kämpfen, ein Förderverein war dringend notwendig. Wenn finanzielle Förderung gesichert ist, dann kann Pluralismus aufblühen, dann ist es kein Problem. Ohne Budget geht dagegen wenig.

- *Wie sehen Sie das Problem der Integration von nicht-halachischen Juden in die jüdische Gemeinschaft in Deutschland?*

Es ist ein sehr ernsthaftes Problem, insbesondere für die Kinder aus gemischten Ehen. Nehmen wir ein Beispiel: Stellen Sie sich vor, Sie sind ein ehemaliger Sowjetbürger namens Goldfarb. Sie haben Ihr ganzes Leben in Russland verbracht und wurden von allen Seiten als Jude wahrgenommen. Jetzt sind Sie nicht mehr als Jude anerkannt, da Ihre Mutter keine Jüdin ist, nur Ihr Vater. Ihre Mutter hieß Iwanowa und Ihr Vater Goldfarb. Dies zu akzeptieren, ist sehr schmerzhaft für viele Einwanderer. Die liberale Gemeinde unternimmt einiges für diese Menschen, um sie im Umfeld der Gemeinde einzubinden. In den Einheitsgemeinden werden sie nicht als Juden betrachtet, dort will man nur mit „koscheren“ Juden zusammenarbeiten. Deswegen hilft der neue Pluralismus vielen Menschen, die sich sowieso als Juden empfinden. Das ist wichtig. Zurück zu Goldfarb: wenn er sich als Jude identifiziert, dann können seine Kinder jüdisch heiraten wollen, und dadurch können seine Enkelkinder Juden sein. Aber wenn man schon einen Strich nach ihm zieht und, sagt er sei kein Jude mehr, dann sind die nachfolgenden Generationen auch verloren. Um Jude zu sein, muss man sich meiner Meinung nach als Jude fühlen. Das ist der Anfang. Deswegen ist es ein großer Fehler, wenn die nicht-halachischen Juden schon von Anfang vom jüdischen Gemeinschaftsleben abgeschnitten sind.

- *Inwieweit spielt Israel eine zentrale Rolle im jüdischen Leben in Deutschland?*

Israel ist eine Heimat für jeden Juden. Egal, wo man wohnt. Noch als wir in Russland lebten, war Israel schon unsere zweite Heimat, unsere wichtigste Heimat.

¹² Alexander Voronel, ein Freund Evgueni Berkovitchs und ehemaliger sowjetischer Dissident, verließ die UdSSR Mitte der 70er Jahre. Später wurde er einer der berühmtesten russisch-jüdischen Intellektuellen und Publizisten in Israel. Er ist unter anderem Herausgeber der russischsprachigen Literaturzeitschrift „22“.

- *Gefühlsmäßig?*

Ja, genau. Und daran hat sich auch in Deutschland nichts geändert. Die Probleme in Israel sind auch unsere, egal wo wir wohnen. Allerdings habe ich auch schon mehrmals in Israel gehört, dass es ein Fehler für Juden sei, nicht in Israel zu wohnen.

- *Manchmal schmeckt das nach einem Familienkonflikt..., aber in Familien wird ja eben auch gestritten. Normalität eben?*

Ich denke ja. G'tt sei Dank braucht Israel immer weniger Hilfe von außen. Es wird stärker und kann in manchen Fragen auch der Diaspora helfen. Die Spender müssen sich nicht mehr zwischen Israel und der Diaspora entscheiden, sie können einfach auf die wichtigsten *jüdischen* Projekte schauen. Es gab Zeiten, als Israel die Spenden am meisten gebraucht hat, und jetzt haben sich die Zeiten geändert. Jetzt müssen wir uns Gedanken um das Judentum allgemein machen, und die schwächere Seite ist offensichtlich die Diaspora. Das neue jüdische Experiment in Deutschland wurde allerdings vor der Erreichung seiner kritischen Masse unterbrochen. Das Judentum in Deutschland ist kräftiger geworden, aber noch ist offen, ob es genügend Menschen gibt, die stabile, dauerhafte Strukturen entwickeln und tragen können. Wenn man eine Blume pflanzt, muss man sich eine Zeit lang intensiv um ihr Gedeihen kümmern. Wenn man sie zu früh vergisst, dann wird die Blume sterben. Judentum in Deutschland ist immer noch eine sehr empfindliche Pflanze.

- *Wie erleben Sie die Berichterstattung der deutschen Medien bezüglich der Entwicklung jüdischen Lebens in Deutschland?*

Zunächst muss ich einräumen, dass die Berichterstattung vielfältig ist. Man kann nicht einfach sagen: es ist so oder so. Die meisten Berichte über jüdische Themen sind sehr positiv, denke ich. In den Massenmedien und im Internet gibt es realistische Abbildungen, und positive Einstellungen. Doch ich habe auch andere Dinge gelesen. Vor kurzem fand ich eine neue Zeitschrift namens *Semit* die sehr antisemitisch ist, obwohl sie *Semit* heißt. Natürlich kann man anti-jüdische und anti-israelische Stimmen in Deutschland finden, nicht nur in Zeitungsartikeln. Ich habe auch mehrere pseudo-objektive Panel-Diskussionen miterlebt. Mit zwei Vertretern pro Israel und drei bis vier dagegen. Am Ende entscheiden sich 90 des Publikums gegen Israel. Allerdings hatte ich während des Gazakonflikts im Dezember 2008 und Januar 2009 den Eindruck, dass die deutschen Medien Verständnis für den israelischen Militäreinsatz aufbrachten, und auch die Hintergründe und Ursachen beleuchtet haben. Im allgemeinen glaube ich, dass deutsche Medien nach objektiver Berichterstattung streben. Doch wenn man Informationen über jüdisches Leben in Deutschland sucht, wendet man sich nicht unbedingt an deutsche Behörden oder deutsche Medien.

5. Benjamin Bloch, 15. Juni 2009, Frankfurt

- *Herr Bloch, was sind die größten Herausforderungen, vor denen das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Das Hauptproblem ist, dass die Gemeinden nur selten die 18-30jährigen erreichen. Wir sind dabei, Lösungen für dieses Problem zu finden, nicht nur wir, aber wir sprechen darüber mit allen relevanten jüdischen Gruppen und Institutionen. Wir prüfen verschiedene Ideen, wie wir diese Altersgruppe erreichen können. Die Gemeinden schaffen das einfach nicht.

- *Wieso nicht? Sind die Menschen zu beschäftigt, oder liegt es am Angebot?*

Es kommt auf die jeweilige Situation vor Ort an, und es könnte verschiedene Ursachen haben. Die Frage ist oft: Wie wurden die Menschen am Anfang behandelt, wie wurden sie integriert?

Menschen vergessen das manchmal. Dann kommt es darauf an, was angeboten wird. Warum sollen junge Menschen kommen, was wird ihnen angeboten? Schmeißt jemand eine Party? Dafür allein gibt es wohl interessantere Orte außerhalb der Gemeinde, das reicht eben nicht aus.

- *Sie sagen, dass die 18-30 jährige Altersgruppe in allen Gemeinden am schwierigsten zu erreichen ist. Gilt das auch für Studenten?*

Es gibt im Moment nicht so viele Studentenvereine. Der BJSD existiert eher auf dem Papier. Es gibt hier und da eine aktive Gruppe, aber stellen Sie sich vor: es gibt Tausende von jüdischen Studenten in den größeren Städten. Im Vergleich zu dem, was es mal gab, gibt es hier in Deutschland kein aktives Studentenleben. Dafür gibt es verschiedene Gründe, auch Faulheit. Es gab durchaus institutionelle Förderung, aber die Empfänger haben nichts daraus gemacht. Jetzt kommt Chabad und lädt die Studenten auf ein Wochenende in Paris ein - Fünf-Sterne-Hotel. Das ist keine tolle Studentenarbeit. Das ist einfach eine nette Begegnung. Wir haben eine sehr schwierige Situation. Die jüdische Gemeinschaft muss sich fragen, wie Gemeindeleben langfristig funktionieren soll - nicht nur auf dem Papier -, wenn sie diese jungen Menschen nicht erreicht.

- *Ist das Problem, die Studenten kaum zu erreichen, ein deutsch-spezifisches Problem, oder haben Sie etwas Ähnliches auch von den Franzosen, Briten oder Niederländern gehört?*

Ich glaube, es ist ausgeprägter in Deutschland als anderswo.

- *Wieso?*

Ich nehme auch organisatorische Aufgaben für Europa wahr, und wir versuchen dort auch einiges. Von daher kann ich einschätzen, dass die Studentenbewegungen in Frankreich und England viel aktiver sind als hier. Oder jene in Belgien. Viel aktiver. Hier haben wir eine Konsumer-Mentalität.

- *Würden Sie kurz etwas zu den Inhalten und Ergebnissen des Lehawa-Programms sagen?*

Lehawa ist ein Projekt, das von der Zentralwohlfahrtstelle ausgegangen ist. Vor sieben oder acht Jahren haben wir damit angefangen. Wir wollten junge Menschen aus Israel hierher bringen, sie in traditionellen Familien unterbringen. Die jungen Leute können die lokalen Gemeinden in vielerlei Hinsicht unterstützen, eine jüdische Infrastruktur aufzubauen. Und Judentum authentisch vermitteln, nicht unbedingt religiös. Die nächste Gruppe von acht jungen Israelis wird im September anreisen.

- *Acht Freiwillige?*

Ja, wir hatten mal mehr, aber jetzt werden wir acht haben. Die Lehawa-Freiwilligen sind aktiv in vier Zentren, in Köln/Düsseldorf, in Dresden, in Berlin, und in München. Das sind die Zentren, und von dort aus engagieren sie sich auch in Gemeinden in den Randgebieten. Es gab schon sehr erfolgreiche Entwicklungen und Wirkungen. Das Hauptproblem ist die Sprache. Die Leute, die nach Deutschland kamen, sprechen teilweise Russisch, aber keiner von denen kann Deutsch. Wir bieten einen Intensivdeutschkurs an, aber wir haben auch die Art und Weise gefunden, wie wir dieses Problem lösen können. Auf jeden Fall gibt es Nachfragen aus den Gemeinden, israelische Freiwillige zu schicken, zum Beispiel nach Frankfurt/Oder und Dresden. Außerdem helfen die Israelis bei der Vorbereitung von Machanot, und sie bleiben in der Regel für ein Jahr.

- *Gibt es noch ungelöste Probleme im Verhältnis zwischen einheimischen Gemeindemitgliedern und Neuzuwanderern?*

Neulich haben wir gehört, dass die Neuzuwanderer sich vereinsamt und entfremdet fühlen. Aber gestern hat jemand in der Kommission betont, dass manche Einheimische auch das Gefühl von Entfremdung haben. Die Alteingesessenen haben das Gefühl, dass in der Gemeinde nicht genug für

sie getan wird, und dass nur noch Programme für die ‚Russen‘ organisiert würden. Aber es gibt Verantwortliche, die sich bemühen, die Leute zurückzuholen, Programme für die Einheimischen zu gestalten, wo sie sich weiter wohl fühlen – einschließlich Seniorenreisen.

- *Ein separates Programm?*

Auf Deutsch, ja. In Frankfurt gibt es einen Treffpunkt für die Einheimischen, die einzige Gruppe an der sie noch wirklich teilnehmen. Wir haben das außerhalb der Gemeinde organisiert, aber die Alt-Mitglieder kommen. Auf Hebräisch sagt man: „Die Zeit wird zeigen, was man nicht versteht.“ Wir haben aber auch einiges gemeinsam am Laufen in den Regionen, in der Jugendarbeit.

- *Es gibt also deutliche Unterschiede zwischen den Generationen?*

Ja, und wir müssen auch das Schweigen zwischen den Generationen aufbrechen. Manchmal können die Großeltern kein Deutsch und die Enkelkinder kein Russisch, aber irgendwie muss die Kommunikation zwischen den Generationen offen bleiben. Das ist ein Problem.

- *Wer ist einfacher für ehrenamtliches Engagement zu begeistern: die Einheimischen oder die Neuzuwanderer?*

Das kann ich so nicht sagen. Beide Gruppen treffen sich, auch außerhalb der Gemeinde ab und zu. Allerdings haben viele Menschen aus Russland wenig Kenntnis darüber, was eine jüdische Gemeinden in Deutschland ausmacht und wie die Abläufe funktionieren. Das braucht Zeit, viel Zeit. Und sie müssen für sich selbst entscheiden: Was wollen sie, was ist ihnen wichtig? Wie passt das zu dem, was die jüdischen Gemeinden und Institutionen anbieten können?

Allerdings gibt es heute keine andere Organisation, die so viele [Immigranten-] Kinder und Familien erreicht wie die ZWST. Es gibt weiterhin Begleitprogramme für die Integration, und dies ist insbesondere wichtig für Immigranten-Familien in schwieriger sozialer Position. Sie dürfen nicht vergessen: Ein Ferienlager zu organisieren, kostet Geld, und wenn die Familien auf Wohlfahrt angewiesen sind, dann haben sie Schwierigkeiten. Wir können ihnen finanziell beistehen. Für die Jugend haben wir das Projekt „Brückenschlag“ aufgebaut, jeweils für 30-50 Teilnehmer, und das ist ein großer Erfolg. Es gibt vier-fünf Seminare jedes Jahr – zu ganz verschiedenen Themen. Ein Seminar beschäftigt sich mit jüdischer Geschichte, eines mit der Shoah, eines mit Israel, eines mit der Geschichte der Teilnehmer selbst – und danach besuchen wir eine Gedenkstätte und reisen nach Israel. Für manche Gruppen organisieren wir auch ein Leadership-Training.

- *Was genau ist die Alterszielgruppe für „Brückenschlag“?*

Meist sind es die 18-30 jährigen, aber es kommt auch ein bisschen auf die Umstände an. Im kommenden Monat nehmen wir beispielsweise eine Gruppe mit nach Israel, unter denen auch Studenten der jüdischen Sozialarbeit an der Fachhochschule in Erfurt sind.

- *Es gibt sehr erfolgreiche Seminare für junge Leute in Bad Sobernheim, Ferienlager, Jugendkongress, Limmud, Kultur-Events wie Jewrovision. Was kommt bei den 18-30-jährigen am Besten an?*

Es hängt vom Niveau der Organisatoren und der Teilnehmer ab. Limmud ist gut, weil es unabhängige Arbeit ermöglicht, und die Leute können Meinungen austauschen und alle möglichen Richtungen erkunden. Es hängt viel von der Kompetenz der Workshop- und Seminarleiter ab - und natürlich auch von der sozialen Mischung der Gruppe.

- *Wie sieht es für die mittleren und älteren Generationen aus? Wurde alles Mögliche für sie getan?*

Die Gemeinden haben viel geschafft, sie haben wirklich viel erreicht. Wenn man den Integrationsprozess *als Ganzes* betrachtet, wird man erkennen: er war erfolgreich, er ist nicht gescheitert. Was jetzt noch getan werden muss, ist vor allem eine Professionalisierung der Arbeit vor Ort. Manchmal fehlt das noch, und man kann diese Dinge nicht im Vorbeigehen erledigen.

- *Heute gibt es über 100 jüdische Gemeinden in Deutschland. Demographen gehen davon aus, dass jeweils einige Tausend Mitglieder vonnöten seien, um langfristig überlebensfähige Strukturen zu bauen. Gemeinden in dieser Größenordnung gibt es nur eine Handvoll...*

Für die gegenwärtige Arbeit ist das nicht entscheidend. Die Frage ist, wie, wo und wann gehandelt wird. Schauen Sie, eine Gemeinde wie in Leipzig hat – obwohl sie nur 1.300 Mitglieder zählt – sich ein florierendes eigenes Gemeinde- und Begegnungszentrum gebaut. Das halte ich schon für erstaunlich. Natürlich machen wir uns auch Gedanken darüber, wie sich die kleineren Gemeinden mit ihrer geringen Infrastruktur entwickeln können.

- *In größeren Städten, besonders in Berlin, kann man sehen, wie sich ein neuer, jüdischer Pluralismus entwickelt. Nicht nur in den verschiedenen Synagogen, sondern auch in den Bildungseinrichtungen, beispielsweise jenen für die Kinder und Jugendlichen. Ist es noch zu früh für strukturellen Pluralismus, oder ist die Zeit reif dafür?*

Ich finde es hirnrissig.

- *Meinen Sie, die Ausdifferenzierung schwächt die Strukturen?*

Natürlich verursacht sie strukturelle Schwäche.

- *Egal ob Kindergarten oder Grundschule, es ist zu früh dafür?*

Es ist einfach albern. Das alles führt zu einer Schwächung, und wir haben nicht die Ressourcen, um uns einen solchen Luxus in der Bildungs- und Sozialarbeit leisten zu können. Zusammenarbeit ist besser, als wenn jeder seine eigene Sache macht.

- *Eine andere Sache ist die Zusammenarbeit mit deutschen Behörden und Institutionen. Funktioniert die Ihrer Meinung nach zufriedenstellend?*

Die ZWST hat gute Kontakte zu den staatlichen Stellen und zur Politik. Wir können nicht klagen. Ich hoffe, die anderen können es auch nicht. Aber es fehlt noch sehr an jüdischen Fachkräften, die fließend Deutsch sprechen. Vielleicht wird sich das in den nächsten 10 Jahren verbessern.

- *Denken Sie an einen bestimmten Bereich?*

Ja, besonders an die Rabbiner. Letzte Woche fand die Ordination von zwei orthodoxen Rabbinern in München statt. Das ist ein Hoffnungszeichen, und es geht in die richtige Richtung.

6. Prof. Micha Brumlik, 29. Mai 2009, Frankfurt/Main

- *Professor Brumlik, was sind die größten Herausforderungen, vor denen das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Die größte Herausforderung für das heutige Judentum in Deutschland ist es wohl, eine eigene Identität als Gemeinde innerhalb der Diaspora zu finden. Bis jetzt ist nicht klar, ob das deutsche Judentum genügend Potential in sich trägt, um ein eigenes, kollektives Selbstbewusstsein zu entwickeln, das über Identifikationen und Solidarität mit Israel hinausreicht.

- *Sehen Sie noch ungelöste, gravierende Probleme im Zusammenhang mit der russischsprachig-jüdischen Zuwanderung nach Deutschland?*

Ich denke, das Hauptproblem wurde mehr oder weniger gelöst, nämlich die Integration der Juden aus der ehemaligen Sowjetunion in die lokalen Gemeinden. Das wurde weitgehend geschafft. Jetzt müssen wir sehen, wie diese neue jüdische Bevölkerung und deren jüngere Führungskräfte Verantwortung in den Gemeinden übernehmen werden.

- *Glauben Sie, dass die aktuellen Konflikte zwischen deutschsprachigen und russischsprachigen Juden spätestens von der nächsten Generation aufgelöst werden?*

Ja, schon. Ich bin mir aber darüber im Klaren, dass es in manchen kleineren Gemeinden alteingesessene Mitglieder gibt, die durch den russischen Zustrom eine Art Entfremdung erlebt haben – und teilweise auch auf Distanz gegangen sind. Ich glaube aber, dass dieses Problem in den kleineren Gemeinden langfristig ebenso gelöst werden kann, wie das in größeren Gemeinden wie in Berlin, Frankfurt, München und Köln gelungen ist.

- *Es gibt Stimmen, die von einem neuen Pluralismus jüdischen Lebens in Deutschland sprechen. Teilen Sie diese Ansicht? Und wenn ja, was sind die wichtigsten Komponenten dieses neuen Pluralismus?*

Die Hauptkomponente dieses neuen, deutsch-jüdischen Pluralismus ist die gegenseitige Toleranz zwischen den sehr unterschiedlichen religiösen Strömungen, welche wir jetzt in den meisten größeren Gemeinden haben. In einer Gemeinde wie Frankfurt gibt es die Lubawitscher Chassidim, sowie einen Egalitären Minjan, und dazwischen viele andere Mitglieder. Niemand versucht, die anderen auszuschließen, es gibt ein sehr tolerantes Zusammenleben.

- *Inwiefern bleibt Israel der Mittelpunkt im jüdischen Leben in Deutschland? Wird seine Bedeutung für die jüdische Identität eher größer, kleiner, oder wird sie gleich bleiben?*

Langfristig wird die Bedeutung Israels für die Gemeinden zurückgehen, denke ich. Allerdings habe ich den Eindruck, dass die Führung der jüdischen Gemeinden dies noch nicht erkannt hat. Im Großen und Ganzen hegen die Gemeindeleitungen immer mehr Zweifel an der gegenwärtigen israelischen Politik, aber offiziell stehen sie noch stark dahinter. Ich glaube, dass diese etwas schizophrene Haltung nicht sehr lange durchzuhalten ist.

- *Was sind Ihrer Meinung nach die wichtigsten Komponenten für das heutige Judentum?*

Ich denke, dass das zentrale Element die jüdische Religion ist und bleiben wird. Natürlich ist auch Kunst und Kultur wichtig - jüdische Filme, jüdische Musik, Literatur, intellektuelles jüdisches Leben, und vieles andere. Aber der Kern, der alles vereinigt, egal welcher Strömung man angehört— das ist letztendlich die Religion.

- *Das heißt, die Synagoge spielt weiterhin die Hauptrolle im organisierten jüdischen Leben, auch hier in Deutschland?*

Auf jeden Fall. Die Synagoge und die jüdische Bildung. Nicht nur Gebet und Liturgie, im Judentum ist Bildung genauso wichtig wie Beten. Also muss die religiöse Tradition studiert werden, man muss sie sich aneignen.

- *Jahrzehntelang haben Sie sich stark im jüdisch-christlichen Dialog in Deutschland engagiert. Was waren Ihre Beweggründe?*

Meine ursprüngliche Motivation war es, über christlichen Antijudaismus aufzuklären, damit allgemein etwas gegen Antisemitismus zu tun und die Sache im Auge zu behalten. Über die Jahre

begriff ich, dass der christliche Glaube eine andere Form von Religion, aber sehr verwandt mit dem Judentum ist. Besonders die ursprünglichen christlichen Schriften, die Evangelien, sind – in den Worten von Rabbiner Leo Baeck - Bezeugungen des jüdischen Glaubens. Durch die Auseinandersetzung mit der christlichen Religion habe ich viel über Judesein und Judentum gelernt, zumindest wie es sich vor 2000 Jahren entwickelt hatte.

● *Sie sind von Haus aus Erziehungswissenschaftler. Wo liegen die Stärken und wo die Schwächen in den aktuellen jüdischen Bildungsprogrammen?*

Ein wesentliches Problem scheint mir, ist, dass es eine Menge von Angeboten für Kinder und Jugendliche gibt, aber kaum etwas für junge Familien mit kleinen Kindern. Für die Älteren wiederum gibt es Klubs und andere Dinge, aber die jungen Erwachsenen wurden bisher vernachlässigt. Hier muss etwas geschehen, denn gerade die jungen Familien mit ihren Kindern werden in zehn Jahren die Basis der Gemeinden bilden.

● *Viele Juden in Deutschland haben gar keinen Kontakt zu den lokalen Gemeinden. Was sind die Hauptgründe dafür? Was kann man dagegen tun?*

Fangen wir mit den Nichtmitgliedern an. Außer den Israelis, die sich sowieso ihrer jüdischen Identität sicher sind, und deswegen vielleicht glauben, sie müssten kein Mitglied der Gemeinde werden, haben wir einen beträchtlichen Anteil von Immigranten aus der ehemaligen Sowjetunion, die nicht jüdisch im Sinne der Halachah sind. Viele von denen interessieren sich für das Judentum, aber wollen nicht konvertieren. Die Frage ist, ob wir Organisationen haben, die mit ihnen arbeiten können. Man könnte natürlich die Frage stellen, ob liberale jüdische Gemeinden in Europa das nordamerikanische Modell übernehmen sollten, nach dem man nicht zwangsläufig eine jüdische Mutter benötigt, sondern auch ein jüdischer Vater ausreicht, um als Jude anerkannt zu werden. Die amerikanische Regelung besagt aber auch, dass der Vater sein Kind im jüdischen Glauben erziehen muss - und das war in der überwiegenden Zahl der jüdischen Familien in der Sowjetunion wohl nicht der Fall.

● *Könnten die nicht-halachischen Einwanderer leichter in die Reformgemeinden integriert werden? Oder besser: Haben die Reformgemeinden eine Lösung für dieses Problem?*

Nein, haben sie nicht. Meine eigene Erfahrung mit Juden aus der früheren Sowjetunion besagt, dass sie – wenn sie tatsächlich religiös werden – zur Orthodoxie tendieren. Falls sie es überhaupt tun, dann eben ihrer Meinung nach „richtig“, und das bedeutet für sie orthodox. Russischsprachige Juden haben oft auch ein Interesse am Mystischen.

● *Wie könnte man Ihrer Meinung nach am Effizientesten die jüdische Erwachsenenbildung verbessern?*

Am vordringlichsten erscheint es mir, eine jüdische Akademie zu gründen, nach der Art von Bildungsakademien, wie sie die Kirchen und politischen Parteien in Deutschland schon haben – mit Zweigniederlassungen in möglichst vielen deutschen Städten. Die jüdische Akademie könnte oder sollte zwei Funktionen haben: zum einen die Ausbildung und Begleitung von Menschen, die Führungsaufgaben in den jüdischen Gemeinden übernehmen, zum anderen die Vermittlung von vielfältigem jüdischen Wissen an breite Bevölkerungskreise. Eine Jüdische Akademie könnte auch ein Ort für gezielte Bildungsarbeit mit jungen Familien sein, aber auch Ansprechpartner für die nichtjüdische Öffentlichkeit.

7. Dr. Christian Böhme, 4. Juni 2009, Berlin

- *Herr Doktor Böhme, was sind die größten Herausforderungen, vor denen das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Zwei Anliegen sind sehr wichtig – zum einen die Einbeziehung der so genannten „Russen“, und zweitens die Arbeit mit der Jugend. Das sind die zwei größten Herausforderungen für die jüdische Gemeinde in Deutschland, insofern die Menschen überhaupt organisiert werden möchten. Bis zu 95 Prozent der Gemeindemitglieder sind russischsprachige Neuzuwanderer, und sie in die Gemeinden erfolgreich zu integrieren, es zu schaffen, dass sie langfristig mit den Gemeinden verbunden bleiben, das ist eine komplizierte Aufgabe. Es ist extrem schwierig, die russischen Juden als Mitglieder zu gewinnen, und das hat mit ganz unterschiedlichen Faktoren zu tun. Die meisten kamen hierher als jüdische Kontingentflüchtlinge, aber viele sind nicht mit ihrer eigenen jüdischen Herkunft vertraut. Wie sollte es eine Brücke zwischen ihnen und den Einheimischen, die ihr Judentum kultivieren wollen, geben? Dann gibt es die unterschiedlichen kulturellen Mentalitäten, und das hat obendrein auch etwas mit historischem Bewusstsein zu tun. Der 9. November ist verbunden mit der Pogromnacht (...) und natürlich ist das ein Tag für intensives Gedenken. Zumindest ist er das für die einheimischen Juden, während die russischsprachigen Juden dem weniger Bedeutung beimessen. Sie feiern dafür den 8. und 9. Mai, das Datum, an dem ihre Vorfahren am militärischen Sieg über Nazideutschland beteiligt waren. Daran erkennt man tiefe mentale Unterschiede, die sich natürlich auch aus unterschiedlichen historischen Erfahrungen speisen, und das kommt dann wieder und wieder hoch.

Hinzukommen die schwierigen Mehrheitsverhältnisse. [In den jüdischen Gemeinden gibt es] eine verhältnismäßig große Gruppe, die Russischsprachigen, die auf eine kleine Minderheit [von Einheimischen] treffen, und das ist natürlich etwas anderes als beispielsweise die Integration von drei Millionen Muslimen oder deutschen Spätaussiedlern durch eine deutsche Bevölkerung von 80 Millionen. (...) 20.000 einheimische Juden haben plötzlich 200.000 Neuzuwanderer zu integrieren, und das kann immense Spannungen im alltäglichen Leben der Jüdischen Gemeinden erzeugen (...) Doch in Anbetracht der Tatsache, dass solche Probleme existieren, muss man aber schon sagen, dass vieles sehr gut läuft. Die Russen haben viele Bildungsangebote bekommen, und sie scheinen sie immer öfter wahrzunehmen. Dadurch entdecken sie ihr Judentum zusehends. Aber all diese Dinge sind eine Ansammlung, eine echte Herausforderung. Das wird sich wohl erst ausbalancieren, wenn hier die zweite Generation von Immigranten herangewachsen ist. Ich denke, in 10 Jahren werden wir hier ein deutlich anderes, verändertes Judentum im Gegensatz zum heutigen erleben. Es wird ein anderes Gesicht haben. Die Gemeinden haben aber nicht nur ein großes Problem mit den Jugendlichen, sondern auch mit den jungen Erwachsenen, die am Anfang ihrer Karriere stehen; es ist sehr schwierig, die Verbindung mit ihnen aufrecht zu erhalten.

- *Meinen Sie Leute um die 30?*

Ja, die Gruppe 30+. Die Gemeinde hat, glaube ich, diese Menschen weitgehend verloren. Sie haben es nicht geschafft, ihr Programm interessant genug für sie zu gestalten, so dass sie auch bleiben. Viele jüngere Juden zwischen 30 und 35 Jahren beginnen einen neuen Lebensabschnitt, gründen Familien, bekommen Kinder und sind intensiv dabei, ihre berufliche Karriere aufzubauen. Wie zu hören, verlassen aber gerade in dieser Lebensphase viele die Gemeinden. Sie mögen dort Programme für Kinder und Jugendliche besucht haben, die Jugendzentren erlebt haben, aber dann gibt es die privaten Veränderungen - und zugleich die Ablösung von den Gemeinden.

● *Ist das ein Deutschland-weiter Trend?*

Ich würde sagen „Ja“. Die Gemeinde muss wirklich versuchen, die Generation 30+ zu behalten. Es gibt dafür aber keine Zauberformel. Möglicherweise können flexible Programme etwas bewirken, bei denen jüdische Inhalte mit einer gezielten Alltagsbegleitung - zum Beispiel mit pädagogischer Unterstützung für die Kinder der jungen Eltern - kombiniert wird, Begabtenunterricht und ähnliches. Es muss schon etwas mehr sein als „Hey, lass uns ein paar jüdische Lieder singen“ - kein 30-jähriger hat Zeit für so was. Das ist ein großes Problem, und die Gemeinde muss es lösen. Sie muss es schaffen, dass diese Leute kommen. Das hat direkt mit den Russen zu tun, denn das ist die zweite Generation von hauptsächlich russischsprachigen Juden. In meiner Erfahrung sind sie unglaublich eifrig, sehr karriereorientiert und erfolgreich. Sie möchten erfolgreich im Beruf sein, gut verdienen und Zeit mit ihren Familien verbringen. Dann kommt die dritte Ebene - falls sie nicht jüdisch geheiratet haben, was auch passiert, dann sind sie natürlich verloren. Man muss ihnen etwas anbieten, wenn man will, dass sie bleiben. Sonst werden die Gemeinden einfach älter.

● *Russisch-jüdische Gemeindemitglieder beklagen nicht selten, man enthalte ihnen Führungspositionen in den Gemeinden vor. Meinen Sie, das Problem wird geringer in der zweiten Generation?*

Ja. Das glaube ich schon. Ich denke, wir erleben gerade die Anfänge davon, die Situation ändert sich. Der Wechsel kommt in kleinen Schritten, aber er kommt. Ich denke, der politische und demographische Druck [von Seiten der Zuwanderer] wird sich in den nächsten Jahren deutlich verstärken, und daran kommt auch das deutschsprachige Establishment nicht vorbei. Die russischsprachigen Juden wollen die Leitung mitgestalten, und entweder tun die Etablierten etwas dafür, selbst integriert zu bleiben, oder die Neuen übernehmen komplett.

● *Haben Sie ein paar Beispiele für den Wechsel?*

Ja, in *Kassel* zum Beispiel, und in *Erfurt*. Die Leute sind gut und begabt. Sie haben ein Recht darauf, zu Wort zu kommen, und am Entscheidungsprozess teilzuhaben. Ihre Fähigkeiten sind gefragt, denn sie sind die Mehrheit. Umgekehrt gibt es in manchen Gemeinden aber noch nicht genügend Menschen unter den Neuzuwanderern, die dazu bereit sind, eine Führungsposition oder Verantwortung zu übernehmen. Das muss man natürlich auch sehen

● *Viele Beobachter sprechen von einem neuen Pluralismus jüdischen Lebens in Deutschland. Teilen Sie diese Ansicht? Und wenn ja, was sind die wichtigsten Komponenten?*

Der neue Pluralismus muss sich noch entwickeln und wachsen, aber er ist zweifelsohne schon da. Die Vielfalt in verschiedenen religiösen Richtungen ist interessant und erfrischend. Heute kann man alles in Deutschland finden. Es gibt die Liberalen, Reform, Orthodox, und die Säkularen. Ich glaube nicht, dass der Pluralismus nur vorübergehend ist, inzwischen hat er sich etabliert. Nehmen Sie das Beispiel der Lubawitscher Chassidim: Sie haben geschickt die Lücken in der Gemeindefarbe ausgefüllt, deswegen sind sie so erfolgreich. Das wird auch der Fall sein mit den anderen. Reform wird immer besser. Und ich glaube, diese Vielfalt tut dem deutschen Judentum sehr gut. Es ist nicht so tief verankert wie in den USA, wo es mächtige Fraktionen gibt, aber das ist einfach nicht möglich hier. Hier gab es die Shoah, und das wirkt natürlich noch nach. Die neue Vielfalt in Deutschland ist ein großer Vorteil, solange es nicht zu Brüchen und irreparablen Fraktionierungen führt. Momentan kann ich mir das allerdings nicht vorstellen. Unter den verschiedenen Gruppen gibt es, wenn schon nicht Einigkeit, dann doch eine Art Gemeinsamkeit. Natürlich muss Sorge getragen werden, dass nicht alles auseinander fällt, und deshalb müssen neu entstehende Konflikte auch sorgfältig beachtet werden. Doch solange es ein gemeinsames Dach

gibt, unter dem sich alle—ohne ihre religiösen Präferenzen einzuschränken—akzeptieren, dann ist das etwas sehr Positives und wird dem Namen Pluralismus gerecht.

- *Welche Bedeutung wird Israel in Zukunft für die jüdische Identität in Deutschland haben?*

Es wird Unterschiede geben, aber ganz sicher wird Israel auch weiter eine große Rolle im jüdischen Bewusstsein in Deutschland spielen. Die Verbindung zwischen deutschem Judentum, organisiertem deutschem Judentum und Israel ist viel stärker als in den USA, England, Frankreich – und aus der Geschichte heraus ist das ja auch gut zu verstehen. Es wird mit Sicherheit auch ein Interesse des deutschen Staates an weiter engen Kontakten mit Israel geben, auch das gehört dazu. Andererseits glaube ich, dass die Bedeutung Israels als Bezugspunkt für kollektives Bewusstsein langfristig etwas abnehmen wird. Für viele russischsprachigen Einwanderer spielt Israel keine Rolle. Für sie ist es einfach ein Land wie jedes andere. Sie haben sich bei der Auswanderung eben nicht für Israel, sondern für Deutschland entschieden, sehr zum Verdruss der Israelis. Ich denke, wir müssen jedem das Recht geben, sich selbst zu entscheiden, wo man leben und mit wem man in Kontakt stehen möchten. Ich denke, Israel war am Anfang für die Einwanderer noch ein teils starker Identitätsfaktor, aber das scheint heute weniger der Fall. Unter den russischsprachigen Einwanderern in Europa ist eben weniger Affinität zum Jüdischen Staat vorhanden, und das hat überhaupt nichts mit Anti-Israelismus oder Antipathien zu tun. Sie haben das Land einfach weniger auf dem Schirm.

- *Aber im Kontext des Nahostkonfliktes beschäftigt die russischsprachigen Juden das Land doch regelmäßig...*

Ich bin mir manchmal nicht sicher, ob der Nahostkonflikt sie gerade bewegt, oder doch mehr die Frage, ob Chelsea London auch weiterhin von Abramovich finanziert wird. Es ist einfach eine andere Denkweise. Für die Zuwanderer hier ist der Nahostkonflikt am Ende des Tages nicht der Dreh- und Angelpunkt ihres Lebens. Natürlich gibt es auch Solidarisierungen und Hilfsaktionen – und man macht sich Gedanken, wie stark der Iran eine Bedrohung für den jüdischen Staat wird. Dennoch scheint sich vieles am Interesse für Israel zu relativieren. Ich denke, dass Israel in 10 bis 20 Jahren nicht mehr diese Hauptrolle, diese Schlüsselrolle für die Juden in Deutschland innehat, wie es jetzt noch bei den deutschen Juden der Fall ist. Die älteren deutschen Juden sprechen noch immer von der Versicherungspolice, und von der eigentlichen Heimat. Mit den neuen Mehrheiten wird sich das wohl ein Stück relativieren.

- *Die geschätzte Hälfte der jüdischen Bevölkerung in Deutschland hat keinen Kontakt zu jüdischen Gemeinden und Organisationen. Wo sehen Sie wesentliche Ursachen? Und wie, denken Sie, kann man daran etwas ändern?*

Ich möchte das Problem weder dramatisieren noch schönreden. Aber wenn wir uns vor Augen halten, dass die überwiegende Mehrheit der Juden in Deutschland heute russischsprachig ist, sollte auch die so schön klingende Zahl von 200.000 Kontingentflüchtlingen nicht überbewertet, sondern realistisch betrachtet werden. Wir haben eine ganze Reihe nichtjüdischer Ehepartner in dieser Gruppe, und eine ganze Reihe von Immigranten, die sich über die Möglichkeit gefreut haben, als Juden in dieses Land kommen zu können, an Gemeindeleben aber schlichtweg kein Interesse besitzen. Was noch? Die Säkularisierung natürlich. Die Russen kommen aus einer säkularen Welt von Kommunismus, Sozialismus, Diktatur. Sie hatten das jüdische Zeichen in ihrem Pass, aber einige wussten nicht mal, was es zu bedeuten hatte. Dann treten sie in eine Gesellschaft ein, die selbst säkularisiert wird. Es gibt keinen Grund, „zurückzurudern“ - sie können nach wie vor säkular leben. Niemand fordert etwas anderes. Sie waren nicht dazu verpflichtet, Gemeindemitglied zu werden.

- *Es scheint so, als ob die deutsche Verteilungspolitik mit dem Königsteiner Schlüssel eher kontraproduktiv war. Stimmen Sie dem zu?*

Ich glaube, die Regierung hat guten Willens gehandelt. Ich glaube nicht, dass jemand eine böse Absicht hegte.

- *Wie schätzen Sie die Zusammenarbeit zwischen jüdischen Gemeinden und Organisationen und staatlichen Behörden und Politikern ein?*

Ich glaube, im Großen und Ganzen ist die Zusammenarbeit produktiv. Und daneben hängt immer viel von den lokalen Umständen ab. Wenn die Chemie zwischen dem Gemeindevorsitzenden X und Bürgermeister Y stimmt, dann funktioniert die Zusammenarbeit viel besser. Dann können Sachen direkt geregelt werden. Wenn es Antipathien gibt, dann wird es schwieriger. Ich habe aber den Eindruck, dass die Zusammenarbeit im Großen und Ganzen sehr produktiv ist. Staat, Bundesregierung, aber auch regionale und kommunale Instanzen zeigen eine Menge Aufgeschlossenheit. Ablehnende Haltungen sind kaum anzutreffen. Alle Landesregierungen haben Staatsverträge mit den Landesverbänden der Jüdischen Gemeinden abgeschlossen, und diese Verträge haben Bestand und werden häufig noch verbessert. Natürlich ist das symbolische Politik, aber nicht nur. Es wird auch aus Überzeugung gehandelt. Wenn wir uns einige prestigeträchtige Vorhaben anschauen, kann es aber auch Schwierigkeiten geben, die so niemand vorhergesehen hat. Es ist beispielsweise ein Problem, wenn es den Gemeinden an Geldern fehlt, aber die Tendenz besteht, schöne, große Synagogen und Zentren zu bauen. Der Staat unterstützt sie dabei in der Regel. Was aber niemand vorhergesehen hat, sind beispielsweise die daraus resultierenden laufenden Kosten. Strom, Heizung, Betriebskosten. Hier will der Staat nicht auch noch einspringen, wenn er zuvor schon Millionen an Baukosten übernommen hat. Nun müssen die Gemeinden sehen, wie sie das Problem lösen können, die künftigen Kosten zu sichern. Ein anderes Szenario scheint aber viel bedenklicher: Was, wenn ein Gebäude feierlich eingeweiht ist, es aber vergleichsweise schlecht besucht und genutzt wird?

- *Wie schätzen Sie die allgemeine Berichterstattung der deutschen Medien über jüdische Entwicklungen und Ereignisse in Deutschland ein?*

Sie mögen es, über Skandale zu berichten. Berlin ist ein hervorragendes Beispiel hierfür.

- *Berlin hat auch genügend Skandale...*

Wir reden hier von Trends. Und jedes Mal, wenn in irgendeiner jüdischen Gemeinde Konflikte hochkochen, dann interessieren sich alle dafür - bis hin zum „Spiegel“. Über Gedenktage wird ausführlich berichtet, das ist wichtig und gut. Aber alltägliches Leben war in den letzten Jahren immer im Hintergrund. Man liest fast gar nichts darüber. Schauen Sie doch, wie wenig die deutschen Medien über die Ordinierung der orthodoxen Rabbiner [in München] berichtet haben. Ich habe jedenfalls keine großen Berichte darüber gesehen. So etwas stützt meine Vermutung, dass die Medien stark auf Gedenktage fixiert sind. Das merke ich auch bei meiner eigenen Tätigkeit als Chefredakteur der *Jüdischen Allgemeinen*. Wochen können vergehen, ohne einen einzigen Anruf— was natürlich auch in Ordnung ist—, aber dann gibt es zwei häufige Szenarien. Entweder es kommt ein Gedenktag, und jemand von den öffentlich-rechtlichen oder auch von den privaten ruft an und fragt: „Herr Böhme, könnten Sie bitte etwas darüber sagen, wie jüdisches Leben in Deutschland heute aussieht?“ Der andere Fall ist der Nahostkonflikt. Ich finde das schade. Es passieren so viele interessante Dinge in der jüdischen Welt, die auch für die Mehrheitsgesellschaft relevant sind – zum Beispiel Geschichten von gelungenen Integrationsverläufen. Das ist ein Schlüsselthema, nicht nur für Juden. Andererseits muss man fairer Weise einräumen, dass die Juden eine recht kleine Gruppe unter den Minderheiten in Deutschland sind - wieso sollten sie also überdimensionale

Aufmerksamkeit erwarten können? Insgesamt, denke ich, fehlt es noch an einer gewissen Normalität in der Berichterstattung der nicht-jüdischen Massenmedien.

8. Rabbinerin Gesa Ederberg, 4. Mai 2009, Berlin

● *Frau Rabbinerin Ederberg, was macht konservatives Judentum, das heißt Masorti, für Sie so attraktiv?*

Dass ich mich für Masorti, das konservative Judentum, entschieden habe, hatte zwei wesentliche Gründe: Das eine ist der moderne, sehr engagierte Zugang zum Judentum. Für mich war Reformjudentum keine echte Alternative, was die Beachtung der Halachah, Observanz oder schriftorientiertes Wissen betraf. Andererseits war die Orthodoxie für mich als Frau auch keine Perspektive.

● *Welche Perspektiven sehen Sie für das deutsche Judentum in der nahen Zukunft einerseits und langfristig andererseits?*

Wir sollten uns nach den Menschen umschaun, mit denen wir in Deutschland künftig eine jüdische Community bauen, und es zeigt sich, dass die heutige jüdische Gemeinschaft eine sehr bunte ist. In der jüngeren Generation, sagen wir jenen unter 30 Jahren, macht es keinen Sinn mehr, zwischen Deutschen und Russen zu unterscheiden. Bildungsprogramme sollten für diese Gruppe vorrangig in Deutsch angeboten werden. Das schließt die Möglichkeit von Bildungsangeboten für die Kinder von russischen Einwanderern auf Russisch nicht aus, da sie auch in ihrer Muttersprache lernen sollen, aber das ist ein Nebenproblem. Die jungen Leute unter 30 Jahren sind eine Gruppe, die recht fest im gesellschaftlichen Leben steht und kaum Sprachprobleme hat. Auch Israelis und Amerikaner, die dauerhaft in Deutschland leben, passen in diese Gruppe. Für die ältere Generation brauchen wir dagegen sprachspezifische Bildungsprogramme. Es macht einfach keinen Sinn zu versuchen, ältere Immigranten in die deutsche Kultur zu integrieren. Wir sollten versuchen, ihnen einfach so viel jüdisches Wissen und jüdische Informationen wie möglich anzubieten. Generell sollte wohl die Hauptaufmerksamkeit in der jüdischen Bildungsarbeit auf die jüngere Generation, auf Studenten und junge Familien konzentriert werden, da die mittlere Generation—besonders jene der Einwanderer—sehr stark damit beschäftigt ist, sich noch eine Berufsperspektive aufzubauen und die eigene Existenz ökonomisch abzusichern. Die Chance, die mittlere Generation intensiv mit ins Gemeindeleben einzubeziehen – in jener Zeit, als sie hier ankamen -, diese Chance ist schon verpasst. Vielleicht hätten wir die Leute besser erreichen können, aber dieses Zeitfenster ist schon zu. Daher scheint die Arbeit mit Studenten und junge Familien bessere Erfolgsaussichten zu haben. In Bezug auf die Unterschiede zwischen kurzfristigen und langfristigen Perspektiven: Momentan haben wir einen großen Mangel an Lehrern, Pädagogen, Rabbinern und ausgebildeten, engagierten Leuten. Diese Situation wiederum schafft einen Teufelskreis, denn ohne entsprechende, authentische Vorbilder aus diesen Kreisen können wir kaum junge Leute begeistern, den gleichen Beruf anzustreben. Ein wichtiges langfristiges Ziel soll und muss die Qualifizierung von jüdischen Lehrern, Rabbinern, Kantoren *in Deutschland selbst* sein. Wir können keine erfolgreiche Schule mit jüdischer Bildung gründen, wenn uns die Schüler fehlen. Kurzfristig müssen wir gute Lehrer importieren, und zwar in großem Umfang. An mancher Stelle helfen die Projekte in Zusammenarbeit mit Israelis. Es gibt dieses wunderbare Lehawa-Projekt, das junge, gläubige israelische Jugendliche in unsere Gemeinden bringt. Allerdings bleibt die Sprachbarriere ein großes Problem. Bis sie sich auf Deutsch verständigen können, ist meist schon ein halbes Jahr vergangen. Doch sollte dieses Programm erweitert werden, es geht genau in die richtige Richtung. Wir brauchen mehr Madrichim, mehr Schlichim, und das bedeutet, wir brauchen viel Vorbereitung und

Ausbildung im Vorfeld. Ein Mentoring-System wäre auch ein wichtiger Schritt. Ein anderer, sehr, sehr wichtiger Aspekt ist Lehrmaterial. Auch ein hervorragender Lehrer wird nur Durchschnittliches leisten, wenn es kein passendes Material gibt - und für Materialerstellung hat man eben nicht immer die Zeit.

• *Wie würden Sie das heutige Verhältnis zwischen den deutschsprachigen und russischsprachigen Juden beschreiben?*

Das ist eine sehr komplexe Frage, und man kann sie schlecht in pauschaler Form beantworten. Ich komme gerade vom Limmud-Festival in Berlin, das eine wunderbare Manifestation von jüdischem Pluralismus war, genauso wie in den vorherigen Jahren. Klar gibt es kulturelle Unterschiede, auch bei den Festivals von Limmud, und die Teilnehmer zeigen dies beispielsweise in ihren Musik- oder Literaturpräferenzen. Doch die Menschen kommen zusammen, und es funktioniert. Im alltäglichen Gemeindeleben ist es freilich nicht so einfach. Es gibt deutliche Spannungen in einigen Gemeinden, besonders wenn die Einheimischen—die meisten davon selbst Einwanderer aus der Generation vorher—sich zur Seite gedrängt fühlen von den Neuankömmlingen. Aber im Allgemeinen habe ich den Eindruck, dass die Beziehungen sich in den letzten Jahren sehr verbessert haben. Beide Seiten verstehen, dass sie einander brauchen, und sie versuchen zusammen zu arbeiten. In manchen Gemeinden teilen sie einen Raum für den russischsprachigen Seniorenklub und den deutschsprachigen Seniorenklub - und es gibt auch Räumlichkeiten, wo sie untereinander sind. Sich nur auf die russischsprachigen Einwanderer zu konzentrieren, macht keinen Sinn, denn die deutschsprachigen sind diejenigen, die fest in der Mehrheitsgesellschaft verankert sind. Nehmen wir das Beispiel der Jüdischen Gemeinde in Weiden.¹³ Es gibt dort nur wenige Menschen, die Deutsch sprechen, aber der Vorsitzende ist immer einer von denen gewesen. Langfristig wird sich das ändern, denn jetzt sind die Kinder der russischen Einwanderer deutschsprachig in jeder Hinsicht, und das ist auch gut so. In der jüngeren Generation werden sich die Leute einfach vermischen. Es gibt viele Eheschließungen zwischen Juden mit deutschem Hintergrund und russischem Hintergrund. In den jüdischen Schulen funktioniert der Kontakt untereinander ohnehin sehr gut. Das Problem von innerkulturellen Spannungen wird sich in 20 Jahren erledigt haben.

• *Sehen Sie einen Unterschied in der Religiosität der beiden Gruppen?*

Ich würde sagen, ja. Immigranten aus der ehemaligen Sowjetunion kommen mit einem sehr geringen religiösen Hintergrund, manchmal sogar anti-religiösen Einstellungen an, und manche bedauern ihren Säkularismus zutiefst. Gleichzeitig haben sie das Gefühl, der Schaden ist nicht mehr zu reparieren. In Weiden habe ich einen russischen Juden erlebt, der fast 80 Jahre alt war und eines Tages zu mir sagte: „Gesa, ich werde jeden Shabbat die Synagoge besuchen, und helfen, den Minjan zu sichern, aber ich bin Atheist. Du wirst es nicht schaffen, mir etwas beizubringen. Leider kannst du keinen gläubigen Menschen aus mir machen, aber kümmere dich bitte um meine Enkelkinder!“ Ich denke, diese Einschätzung war für ihn nicht leicht, doch sie war voller ehrlicher Selbstwahrnehmung und Sorge um die Enkelkinder und ihre Religiosität. So sehen meine Erfahrungen im Allgemeinen aus. Ich denke, die Gemeinden sollten Mehr-Generationen-Projekte auf den Weg zu bringen, vor allem auch um Großeltern und Enkelkinder in Fragen der jüdischen Tradition zusammenzubringen. Unterschiede in der Religiosität lassen sich auch bei Juden mit einem ostdeutschen Hintergrund beobachten. Ostdeutsche Juden finden wiederum einen schnelleren Zugang zu den russischsprachigen Einwanderern, und beide tragen noch an ihren früheren, staatssozialistischen Sozialisierungserfahrungen. Doch was ich immer öfter erlebe, ist, dass genau diese Menschen zurückkehren zu ihrem Judentum.

¹³ In der Jüdischen Gemeinde Weiden arbeitete Rabbinerin Gesa Ederberg, bevor sie nach Berlin kam.

- *Wie würden Sie die Beziehungen zwischen den religiösen und säkularen Juden in Deutschland heute allgemein beschreiben?*

Tatsache ist, dass die meisten Juden sich nicht als religiös beschreiben. Schauen Sie sich die Synagogen am Shabbat an, das ist die klare Antwort. Wir müssen das respektieren, das heißt, die Menschen mit ihren Standpunkten und ihrem Hintergrund akzeptieren - und auch mit der Tatsache leben, dass es im Kontinuum der jüdischen Identität offenbar so etwas gibt wie ein nicht-religiöses Judentum. Andererseits bleibt es eine große Herausforderung, Religion und Tradition auf einem hohen intellektuellen Niveau zu vermitteln. Manche Leute interessieren sich vielleicht für jüdische Erziehung, aber nicht für Religion. Andere interessieren sich ausschließlich für eine intellektuelle Religiosität. Wir sollten mit allen gemeinsam arbeiten.

- *Viele Beobachter sprechen von einem neuen Pluralismus im deutschen Judentum. Teilen Sie diese Ansicht? Und wenn ja, was sind die wichtigsten Komponenten?*

Ja, ich teile diese optimistische Ansicht. Ich sehe eine enorme, wachsende Akzeptanz für Pluralismus. Es gibt Räume wie das Limmud-Festival, und ich glaube, es ist sehr wichtig, solche Räume zu schaffen und weiter zu entwickeln. Für Berlin funktioniert jüdischer Pluralismus ohnehin ganz gut, die Stadt war in dieser Hinsicht immer sehr heterogen. In kleineren Orten mit einer geringen Zahl an Gemeindemitgliedern kann Pluralismus dagegen zu einem großen Problem werden. Wenn verschiedene Gruppen in kleineren Gemeinden sich in verschiedene *Minjanim* für verschiedene Synagogen aufteilen wollen, kann es sein, dass überhaupt kein *Minjan* zustande kommt. Und die Ressourcen in streitenden Gemeinden mit jeweils 150 Mitgliedern zu teilen, wie das in einigen Orten in Niedersachsen passiert, das ist einfach dumm. Es scheint auch des Öfteren so, dass dort persönliche Meinungsverschiedenheiten als religiöser Pluralismus verkauft werden, und das finde ich sehr schade. Also gibt es eine klare Grenze im Pluralismus. Doch in Bezug auf Bildung brauchen wir auf der nationalen Ebene eine pluralistische Struktur und gleichberechtigten Zugang zu Ressourcen und Finanzierung für die verschiedenen Richtungen. Auf einem lokalen Niveau geht es viel mehr um Kommunikation und Miteinander auskommen. Hier wäre Supervision vielleicht wichtiger als eine große Diskussion über religiösen Pluralismus.

- *Wie wichtig ist Israel für das jüdische Leben in Deutschland? Meinen Sie, die Bedeutung des Jüdischen Staates wird eher größer oder eher abnehmen?*

Nun, für mich persönlich ist die Verbindung zu Israel sehr, sehr wichtig. Die Menschen brauchen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Wenn sich junge Menschen beispielsweise überlegen, eine Zeit lang in Israel leben zu wollen – zum Studium, für ein Praktikum oder anderes - dann ist das für sie oft ein großer Gewinn. Es ist nicht meine Aufgabe, für Alijah zu werben, weil das nicht funktioniert. Aber es ist wichtig, Möglichkeiten zu schaffen, dass Menschen in Kontakt mit dem Land kommen. Die jüdische Gemeinschaft in Deutschland ist immer ziemlich zionistisch gewesen - ich meine jene aus der Nachkriegszeit. Daneben gab es auch Enttäuschungen. Nicht wenige deutsche Juden aus der Generation, die in den 50er und 60er Jahren Alijah gemacht hatten, kehrten Jahre später desillusioniert zurück. Israel war ihr zionistischer Traum gewesen, und sie hatten bestimmte Erwartungen – doch die Realität sah dann einfach anders aus als erwartet. Aber auch Rückkehrer blieben eng an Israel dran, übten viel Solidarität und organisierten große Hilfsaktionen, und die Unterstützung der deutschen Juden für Israel zeigt, die ist nach wie vor präsent. Auch all die Verbindungen wegen der hebräischen Sprache und die vielen Städtepartnerschaften zwischen Israel und Deutschland halte ich für eine sehr wichtige Sache.

- *Wo sehen Sie die besonders wichtigen Elemente eines gelebten Judentums heute?*

Ich glaube, die Verbindung zu Israel ist sehr wichtig. Es gibt auch eine starke Shoah-bezogene Identität hier. Das muss nicht kommentiert werden, es ist so. Ich finde, es wäre auch sehr wichtig, nach jüdischen Antworten auf große allgemeine Herausforderungen wie Globalisierung, Migration, Fremdenfeindlichkeit, Klimawandel zu suchen. Die amerikanischen Juden sind beispielsweise sehr aktiv, um etwas gegen den Völkermord in Darfour zu tun, und etwas Ähnliches vermisse ich hier. Was ist noch wichtig? Dass alle den gleichen Zugang zur Bildung haben, auch jenseits der jüdischen Gemeinde. Und innerhalb der jüdischen Gemeinde muss man sich mit dem Thema jüdischer Identität viel tiefer auseinandersetzen. Es gibt die „Wer-ist-nun-Jude-Frage“, die gerade das jüdische Volk wegen der verschiedenen Standpunkte innerhalb der verschiedenen Richtungen fast zerreißt, und das ist ein ernstes Problem. Denn entweder lösen wir uns als Gemeinschaft auf, oder es wird eine für alle befriedigende Antwort darauf gefunden.

- *Ist das Spektrum jüdischer Bildungsangebote in Berlin Ihrer Meinung nach ausreichend?*

Ich denke, es geht nicht darum, neue Programme oder Dienstleistungen anzubieten, zumindest nicht hier in Berlin. Es geht darum, dass man ein bisschen strategischer denkt und sich bewusst macht, dass der jüdische Inhalt immer das grundlegende, verbindende Ziel unsere Arbeit ist. Die Gemeinde bietet Sozialdienstleistungen an - und das soll auch so sein, und in Berlin macht sie diese Sachen ganz gut. Aber den jüdischen Inhalt dort einzubringen, das ist ein ebenso wichtiger Bestandteil. Man tut es, aber man könnte es sogar ein bisschen besser tun. Irgendwie sollte die Wohlfahrt, die Fürsorge schon aus einer informierteren jüdischen Perspektive kommen. Ein sehr wichtiger Schwerpunkt ist die Weiterbildung des Personals, und damit auch die Chance, ein anderes Gefühl, ein anderes Niveau der Besinnung, der Supervision zu vermitteln. Wahrscheinlich ist das sogar die Hauptaufgabe im Moment: Evaluierung und Supervision. Sich auf Qualität zu konzentrieren und unsere Ziele und unsere Aufgabe zu überdenken.

- *Wie ist Ihrer Meinung nach in den Gemeinden die Bereitschaft zu ehrenamtlichem Engagement ausgeprägt? Werden mehr Freiwillige benötigt?*

Hier müssen wir natürlich differenzieren. Das schon erwähnte Limmud Festival ist beispielsweise ein Projekt, das komplett auf ehrenamtlicher Basis läuft – und es funktioniert immer wieder gut. Sicher auch, weil Limmud einer Art Ideologie des Ehrenamtes folgt, und das ist natürlich nichts Selbstverständliches. In anderen Situationen und Orten funktioniert so was nicht, dort fehlt es eher an Engagement. Es lohnt sich auch, das in verschiedenen Zusammenhängen anzusprechen, und wir sollten versuchen, eine „Geben-wir-etwas-zurück“-Atmosphäre zu schaffen. Dafür müssen wir aber erst einmal über den eigenen Tellerrand schauen. Andererseits fehlt ehrenamtliches Engagement auch nicht an allen Orten in Deutschland. Das Wohlfahrtsbüro der jüdischen Gemeinde in Berlin hat ein Buch voll mit Adressen von Freiwilligen. Ich denke, es sind so um die 100 Personen.

- *Hier in Berlin?*

Ja, hier in Berlin. Und doch könnte es noch mehr sein. Es gibt andere Sachen, die fehlen, aber es ist auch eine Frage, wie man mit Freiwilligen arbeitet. Das muss man auch können, und man kann es, meine ich, auch lernen. Wir brauchen Weiterbildungen und Beratung für die Freiwilligen. Meiner Meinung nach hängt die Bereitschaft, sich ehrenamtlich zu engagieren, eher von der Struktur und Kommunikation in der jeweiligen Gemeinde ab, als von den Menschen selbst. Wenn man sie nicht auf die richtige Art und Weise anspricht – warum sollen sie sich dann engagieren?

- *Was sind Ihrer Meinung nach wesentliche Gründe, warum eine so große Zahl von Juden in Deutschland heute Distanz und Abstand zu den lokalen Gemeinden hält?*

Ein Grund dafür ist, dass die Gemeinden oft zu selbstzufrieden, zu etabliert und nicht einladend genug geworden sind. Neuzuwanderer, und ich habe viel mit ihnen zu tun, beklagen sich oft, dass sie eine Synagoge besucht haben, wo ihnen nicht mal ein „Shabbat Shalom“ entgegen kam, oder das eben das einzige war, und dann sind sie in diese Synagoge nie wieder gegangen. Das ist eine legitime Antwort auf so eine Atmosphäre. Ich kenne auch einen sehr traurigen Fall, in dem eine Familie mit Kindern mit besonderem Förderbedarf ausgegrenzt und abgelehnt wurde. Die wohnen jetzt woanders und haben überhaupt keinen Kontakt mehr zur jüdischen Gemeinschaft.

- *Aber wieso?*

Wegen Vorurteilen, Klatsch, wegen Menschen, die ihnen vorgeworfen haben, wie könnten sie nur „so ein Kind“ in die Synagoge bringen? Eine furchtbare Einstellung, in der Tat. Umgekehrt sollten wir uns aber auch nicht der Illusion hingeben, dass alle Juden im Land für den Besuch der Synagoge zu begeistern wären. Manche sind vielleicht einfach nicht interessiert, auch wenn sie Juden sind. Aber ich denke schon, dass es einen großen Nachholebedarf gibt, das Leben in den jüdischen Gemeinden einladender zu gestalten, und auch so, dass es zur einer intellektuellen Herausforderung wird.

- *Noch einmal zurück zur Bildung: Sie haben schon erwähnt, es gebe zu wenig Personal, und es fehle an Lehrmaterial. Denken Sie an etwas Bestimmtes?*

Die so genannten jüdischen Bücherregale, was Literatur in Deutsch betrifft, schauen ziemlich leer aus. Das, was es gibt, ist oft zu einfach, wurde zu hastig geschrieben. Eine deutsch-jüdische Sprache muss erst wieder entwickelt werden. Ich denke, das ist ein allgemeines Problem, aber besonders dringend für die Kinder, besonders die Grundschüler. Für Erwachsenen- und Jugendbildung kann man immer noch Material auf Englisch benutzen. Aber für die kleineren Kinder ist das noch eine Schwachstelle. Das wichtigste scheint mir, nicht einfach nur die Quantität zu erweitern, sondern sich wirklich auf die Qualität zu konzentrieren - und Programme zu etablieren, die Erzieher und Lehrer auf hohem Niveau ausbilden. Und die deutsche Sprache in den Mittelpunkt stellen. Wir haben auch einige Programme weiter auf Russisch zu halten, das ist wahr, aber wir werden Material auf Deutsch für die künftigen Generationen brauchen, um das Gemeindeleben aufzubauen. Wenn wir einen langfristigen Effekt haben wollen, etwas Nachhaltiges schaffen, dann muss es eine hohe Qualität haben. Unsere jüdischen Kindergärten und Schulen werden weniger mit anderen jüdischen Programmen verglichen, sondern mit den besten Programmen draußen, in der nichtjüdischen Gesellschaft. Eltern wählen sehr genau aus, und das trifft besonders auch auf die russischsprachigen zu. Sie wählen nach der Qualität der Bildung.

9. David Gall, 28. Mai 2009, München,

- *Herr Gall, was hat Sie getrieben, das Webportal „Ha Galil“ aufzubauen, und wen wollen Sie damit vorrangig erreichen?*

Am Anfang der 90er wusste ich schon, wie man Dinge im Internet veröffentlichen oder beeinflussen kann, wie man eine Online-Gemeinschaft vernetzen kann, und mir war klar, dass man auch etwas Ähnliches für das Judentum in Deutschland braucht. „Ha Galil“ war letztendlich auch die erste Website, die als eine Art Gegengift gegen den Antisemitismus in diesem Land verstanden werden konnte. Wir wollten aber auch das Selbstbewusstsein junger Juden stärken, ihnen etwas anbieten, und zugleich die Kommunikation unter deutschsprachigen Juden überall verbessern —

einschließlich der Jeckes in Rio de Janeiro, die nach einem Siddur auf Deutsch suchen. Jetzt können sie ihn tatsächlich finden. „Ha Galil“ ist eigentlich keine kommerzielle Sache. Die Foren waren schon eingerichtet, aber die Hauptsache waren informative Bildungsangebote, die ein breites Spektrum decken — von Religion über israelische Geschichte, jüdische Geschichte, jüdische Sprachen bis hin zu politischen Fragen und Humor. Alles was zur jüdischen Bildung gehört, und dadurch werden natürlich auch Basics der jüdischen Religion und Tradition mit transportiert. Heute liegt der Schwerpunkt auf aktuellen Nachrichten mit of täglich aktualisierten Berichten, aber das meiste ist auf bestimmte Intentionen und auf Vielfalt zugeschnitten. Nicht bloß die Berichte, die man eben überall finden kann, sondern bestimmte Themen in die Tiefe und aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet, gerade auch um verschiedene Standpunkte innerhalb des Judentums zu verdeutlichen.

- *Wie wird „Ha Galil“ finanziert?*

Momentan wird es nicht nur durch Spenden finanziert, es gibt auch ein bisschen Werbung, aber hauptsächlich doch durch Spenden. Zwei Menschen arbeiten an „Ha Galil“ in Vollzeit, und dann gibt es viele Menschen, die überall und unabhängig in Paris, Budapest und anderen Städten dieser Welt auf freiberuflicher Basis mitarbeiten - meistens noch gezwungenermaßen unentgeltlich.

- *Wie viele Kontakte zählt „Ha Galil“ pro Tag?*

Ich weiß es nicht aus dem Kopf. Die wöchentlichen Hits sind bedeutender. Es gibt 400.000 verschiedene Nutzer jeden Monat. 400.000, die offenbar Deutsch sprechen. Und die Hälfte davon kommt direkt auf ein Thema über eine Suchmaschine, die andere Hälfte, die kleinere Hälfte, kommt regelmäßig.

- *Was sind die größten Herausforderungen, vor denen das Judentum in Deutschland heute steht?*

Die größte jüdische Herausforderung ist meiner Meinung nach einfach die *Vitalität*. Es geht nicht nur um die Zahlen in den Gemeindenregistern, oder darum, dass man große Synagogen baut, wo zwei Prozent aller Mitglieder ab und zu hingehen können. Es geht um eine Rückkehr zur Vitalität, und dass es allen klar wird: es gibt viele verschiedenen Juden mit vielen verschiedenen Interessen, die alle etwas zu sagen haben - über viele verschiedene Themen. Solch eine Vitalität kann eine gewisse Kreativität erst ermöglichen und anregen, die wiederum in der Auseinandersetzung mit den dringlichsten Problemen nützlich wäre.

- *Würden Sie sagen, dass die Zeit für einen starken, neuen Pluralismus im jüdischen Leben in Deutschland gekommen ist? Oder ist es noch zu früh?*

Der aktuelle jüdische Pluralismus — er ist neu auf jeden Fall. Die Frage ist, ob er auch stark ist. Denn jüdisches Leben in Deutschland ist nicht stark, es kann nicht stark sein. Die Dinge entwickeln sich erst allmählich, behutsam, auch wenn es viele gute Ideen gibt. Bei angebotener Unterstützung von außen kann man auch schnell in einen Zwiespalt geraten, vor allem dann, wenn die Unterstützung ein bisschen einseitig aussieht – besonders in Berlin, wo Chabad Lubawitsch sehr aktiv ist, und das nicht ohne Erfolge. Die Lubawitscher Chassiden werden dort auch von vielen als das authentische Judentum wahrgenommen, schließlich sind sie sehr eindrucksvoll und pittoresk anzusehen. Aber ein lebendiges Judentum sieht natürlich ein bisschen anders aus. Und es ist auch nicht zu unterschätzen, dass Chabad Lubawitsch eine politische Agenda hat, das ist eindeutig.

- *Was für eine politische Agenda?*

Zum Beispiel in Bezug auf den Nahostkonflikt. Die Botschaft von Chabad ist hier unmissverständlich, es soll keine Friedensverhandlungen mit den Palästinensern geben.

- *Meinen Sie, dieses Thema hat Priorität für Chabads tägliche Arbeit in Deutschland?*

Ich betrachte die Situation eher aus der israelischen Perspektive, ein Teil meiner Familie lebt dort. Wenn ich links oder rechts sage, dann meine ich normalerweise die israelischen Koordinaten. Die Linken unterstützen den Friedensprozess. Leute, die wie der ermordete Yitzak Rabin denken. Und auf der anderen Seite finden wir Menschen und Gruppierungen, die einem Friedensprozess sehr voreingenommen gegenüberstehen, und dazu zählt auch die Chabad-Bewegung.

- *Wie empfinden Sie heute das Verhältnis zwischen der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland auf der einen und der etablierten Politik und den staatlichen Einrichtungen auf der anderen Seite?*

Ich denke, die jüdischen Gemeinden und die deutschen Behörden arbeiten gut zusammen. Ich nehme an, dass die Zusammenarbeit gut funktioniert. Nun existiert das Judentum in Deutschland aber auch außerhalb der Gemeinden, und nicht nur in Gemeindezentren oder Synagogen. Judentum ist auch Kultur, vernetzte Gemeinschaft, intellektueller Freiraum, Aktion. Das kann sich nicht allein auf die Synagoge beschränken, und das ist etwas, womit die nichtjüdische Seite noch Probleme hat. Aber die innerbehördliche Ebene funktioniert gut, und es gibt da auch ein gemeinsames Interesse. Keine deutsche Behörde will sich heute dem Vorwurf aussetzen, sie habe sich nicht genügend um die empfindliche Pflanze, die das Judentum derzeit in Deutschland noch ist, gekümmert. Vielleicht werden einzelne Juden schlecht behandelt, aber nicht die offiziellen Repräsentanten.

- *Im deutschen Judentum hat man sich lange auf drei essentielle Bereiche konzentriert: Erinnerung an die Shoah, Solidarität mit Israel und Kampf gegen Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit. Jetzt werden die Stimmen lauter, die nach breiteren inhaltlichen Gemeinsamkeiten fragen, vor allem auch in der Bildung, den Medien und der Kultur. Sehen Sie da viel Neues im Entstehen?*

Vielleicht, aber das alles kommt von außen. Falls irgendetwas den Anschein erweckt, die etablierten Strukturen in Frage zu stellen, dann wird es ohne Unterstützung durch führende Institutionen auskommen müssen. Falls ein Projekt wie Limmud eine gewisse Größe erreicht hat, dann werden sie das Gemeindezentrum für ein paar Stunden öffnen. „Ha Galil“ hat eine ähnliche Geschichte. Falls frische Impulse kommen und auch langfristig erfolgreich sind, dann werden sie mit einbezogen. Aber bis jetzt sehe ich da nur Dinge, die von Einzelpersonen initiiert und weiterentwickelt wurden. Mit anderen Worten: Sie haben nicht innerhalb der etablierten Strukturen ihren Ursprung genommen. Ich denke, jüdische Normalität und Vitalität sind in Deutschland erst dann erreicht, wenn jüdische Initiativen als jüdische Initiativen im Land auch wahrgenommen werden - als Teil der deutschen Gesellschaft, auch wenn dann Sponsoring direkt und nicht mehr über etablierte jüdische Institutionen fließt.

- *Der Bedarf an Kommunikation innerhalb und außerhalb der jüdischen Gemeinden wächst. Wie kann man sie in Zukunft in geeigneter Weise befördern?*

In den kleineren Gemeinden ist es vor allem wichtig, dass das Mitteilungsblatt oder Gemeindejournal bereitliegt, dass die Synagogenbesucher das Blatt in der gewünschten Sprache vorfinden, dass ein Paar Kippot und Siddurim greifbar sind. In größeren Gemeinden brauchen sie vielleicht ein Altersheim oder einen Kindergarten. Jede Gemeinde macht das für sich, kennt auch den eigenen Bedarf am Besten. Aber die Bedeutung des Internets wächst auch hier, man sieht es an den Websites der Gemeinden. Die Hauptsache ist natürlich jüdische Bildung, die an und für sich wertvoll ist. Sie ist nützlich für diejenigen, die sie schon genossen haben, denn sie sind dadurch bereichert. Wesentlich aber ist die Diskussion, das Judentum lebt schließlich von Debatten. Der Talmud ist nichts weiter als das Protokoll einer immens langen, wenn auch sehr grundsätzlichen religiösen Debatte. Grundsätzlich muss diese Debatte fortgesetzt werden, durch das Medium Internet, das sich sehr gut für offene Debatten eignet.

10. Mikhail Goldberg, 6. Mai 2009, Berlin

- *Herr Goldberg, wo sehen Sie die größten Herausforderungen, vor denen das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Die Herausforderung ist zunächst das Judentum selbst, oder sagen wir: die Menschen in dieser Gruppe. Denn das Judentum in Deutschland ist sehr heterogen. Die verschiedenen Gruppierungen haben verschiedenen Interessen und Fähigkeiten und Traditionen - und noch nicht unbedingt die nötige Diskussionskultur, um Probleme friedlich miteinander zu lösen. Zweitens ist durch die staatliche Finanzierung eine Situation entstanden, in der deutsches Judentum sehr empfindlich und schutzlos ist.

- *Empfindlich und schutzlos?*

In gewisser Weise ja. Jüdische Gemeinden in anderen Ländern, die ihr Gemeindeleben selbst organisieren müssen, sind gegen kleinere Probleme ein bisschen mehr immun. Die jüdischen Gemeinden in Deutschland haben diesen Schutz nicht. Entweder bekommen sie Gelder aus irgendeiner Quelle, und dann geben sie die Gelder aus, wie sie wollen. Wenn sie aber nichts bekommen, dann hören sie auf, zu funktionieren. Wenn sie nicht genügend Finanzierung bekommen, geben sie es nicht für die wirklich nötigsten Sachen aus - sondern sie verschwenden es an Sachen, die nicht so wichtig sind.

- *Also müsste das Judentum sich hier zunächst erst selbst ordnen?*

Ja, natürlich.

- *Wie wichtig ist Israel für das jüdische Leben in Deutschland heute? Wird die Verbindung zu Israel Ihrer Meinung nach in Zukunft stärker oder schwächer sein?*

Israel ist wichtig, keine Frage. Ich kann allerdings nicht voraussagen, ob seine Bedeutung hier schwächer oder stärker wird. Ich glaube, es war immer wichtig, und so wird es bleiben. In letzter Zeit sind vielleicht Meinungsnuancen dazu gekommen, wegen der verschiedenen Militäraktionen und der teils sehr kritischen Öffentlichkeit in Deutschland, aber insgesamt gehe ich davon aus, dass der Jüdische Staat ein sehr wichtiger Identifikationspunkt für die Juden in diesem Lande bleibt. Wie die israelische Politik sich selbst in den Medien darstellt, ist allerdings sehr verbesserungsfähig.

- *Sie sind in jüdischen Netzwerken in Deutschland tief involviert, und Sie prägen die „Evreyskaya Gazeta“ schon seit Jahren als Chefredakteur entscheidend mit. Was motiviert Sie vorrangig in dieser Hinsicht?*

Zum einen bin ich kein religiöser Mensch, aber schon sehr am Judentum interessiert. Zum anderen war die Gründung der „Evreyskaya Gazeta“ vor sieben Jahren eine großartige Gelegenheit, einer bestimmten Gruppe von Menschen hier ein neues Medium der Kommunikation zu eröffnen, eine Plattform, in der sie sich wieder finden, aber auch selbst intensiv debattieren können, ein Stück Verbindung auch, die zur früheren Heimat gehalten wird – denn auch darüber findet sich viel in unserer Zeitung. Ich bin froh, wenn ich ein Stück helfen kann bei bestimmten Selbstfindungsprozessen, Tipps geben kann für die Integration, in manchen Fällen auch bei persönlichen Problemen.

- *Wie hoch ist heute das Interesse der Juden in Deutschland, wenn es um Fragen jüdischer Bildung geht?*

Vieles hängt von den Menschen selbst ab. Wenn das Programm interessant, modern und gut gemacht ist, dann wird es auch gut angenommen. Wenn es von unqualifizierten Menschen angeboten wird, dann kommt auch niemand.

- *Ist das Angebot an jüdischen Bildungsprogrammen ausreichend?*

Wenn wir von Berlin sprechen, dann gibt es sogar zu viel – ja, es gibt vieles, das doppelt angeboten wird, Dinge überschneiden sich; es gibt kein gut ausgedachtes System. Nehmen Sie *jüdisches berlin*¹⁴ und schauen Sie sich dort mal den Veranstaltungskalender an. Über die Geschichte des Judentums finden sie jede Woche ein paar Vorträge. Es gibt mindestens 10 Vorträge an unterschiedlichen Orten, über ganz unterschiedliche Themen. Und das könnte guter Pluralismus sein, aber es ist alles ähnlich oder gleich. Für Pessach gibt es manchmal 10 Vorträge über Pessachtraditionen - und alle 10 sind nur mittelmäßig. Und zu jedem dieser Vorträge kommen 5-15 Leute.

- *Was sind Ihrer Meinung nach die heute dringlichsten Maßnahmen für eine verbesserte Integration der jüdischen Immigranten in die jüdischen Gemeinden in Deutschland?*

Ich kann nicht so viel mit der Formulierung „Integration in die jüdischen Gemeinden“ anfangen. Das größte Problem bezüglich Integration - und was die Bundesregierung für Integration hält -, ist, dass niemand eine genaue Ahnung hat, worüber sie sprechen. Wie kann man eine Gruppe von 90 Prozent der hiesigen Juden in die Gemeinschaft der restlichen 10 Prozent integrieren?

- *Was könnte Ihrer Meinung nach hilfreich sein, damit mehr Einwanderer motiviert sind, sich den existierenden Strukturen, Gemeinden und anderen jüdischen Organisationen anzuschließen – oder sich dort einfach mal umzuschauen?*

Ich glaube nicht, dass man das von oben kontrollieren oder steuern kann. Die Resonanz mag stark sein in Gemeinden, wo die Führung die richtige Qualität hat und den Willen, nicht für sich selbst zu arbeiten, sondern für die Gemeinde. Wenn den Vorständen und ihren Vorsitzenden das Wohl der Gemeinschaft wichtiger ist als die eigenen Interessen, dann können sie es auch schaffen, die Basis für ein breiteres Engagement zu aktivieren, und so etwas spricht sich dann auch herum. Wenn der Vorstand aber nur an sich selbst denkt und versucht, alle anderen vom Mitwirken oder von Teilhabe abzuhalten - egal ob es um Geld oder Information oder was auch immer geht -, dann wird das natürlich nicht funktionieren. Dann gibt es Unzufriedenheit und Konflikte. Wenn alles besprochen wird, und das funktioniert besonders gut in kleinen Gemeinden, und nicht immer die gleichen Leute die gleichen Tätigkeiten ausüben, und der Gemeindevorsitzende auch neuen Leuten etwas zutraut, dann fängt Gemeindegarbeit langsam an zu funktionieren. Wenn Herr Kramer¹⁵ aber meint, die russischen Juden sind nicht weit genug, um Führungsrollen zu übernehmen, dann halte ich das für sehr problematisch. Wir haben Beispiele, die das Gegenteil beweisen; zum Beispiel die Gemeinde in Bochum-Herne-Hattingen.

- *Wie würden Sie die allgemeine Haltung der nicht-jüdischen Bevölkerung gegenüber der heutigen jüdischen Gemeinschaft in Deutschland beschreiben?*

Entweder Desinteresse oder negatives Interesse. Natürlich gibt es - wie die Jüdische Zeitung berichtet -, auch positives Interesse unter Kirchen-Vertetern, führenden Pädagogen - aber das ist meines Erachtens nach eine Minderheit.

- *Wie erleben Sie die Berichterstattung in den Medien, was die Entwicklung jüdischen Lebens im heutigen Deutschland betrifft?*

Sehr einseitig. Entweder berichten sie ausführlich über die Hohen Feiertage, oder dann, wenn jemand in einen Skandal verwickelt wird, und das muss dann nicht unbedingt gut recherchiert und

¹⁴ Das Gemeindejournal der Jüdischen Gemeinde Berlins, erscheint monatlich.

¹⁵ Stefan Kramer, Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland.

sachkundig sein. Nur ganz selten gibt es solide Hintergrundinformationen, wenn über das Leben in den Jüdischen Gemeinden berichtet wird. Meist wird der jeweilige Gemeindevorsitzende kontaktiert und interviewt, und dessen Version wird dann oft als das *non plus ultra* genommen. Aber nur selten versucht man eine Geschichte von verschiedenen Blickwinkel aus zu betrachten und ihr intensiver auf den Grund zu gehen. Und das ist auch nachvollziehbar, denn es ist nicht unbedingt so wichtig für die Mehrheit der Leser, aber wirklich kompetente Berichterstattung erleben wir eben selten.

- *Wie schätzen Sie die Entwicklung der jüdischen Medien in Deutschland ein?*

Es gibt heute eigentlich keine unabhängigen jüdischen Medien in Deutschland - keine Chance. Das ist extrem schwierig. Die *Jüdische Zeitung* hat gezeigt, dass ein Interesse am Wettbewerb vorhanden ist. Aber sich wirtschaftlich gut aufzustellen als ein unabhängiges jüdisches Medium, das ist hier kaum machbar – erst recht nicht in der Finanzkrise, und wenn dazu nur eine einzige Zeitung vom Zentralrat unterstützt wird.

11. Prof. Johannes Heil, 8. Juni 2009, Heidelberg

- *Herr Professor Heil, was sind die größten Herausforderungen, vor denen das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Die größten Herausforderungen haben viel mit der osteuropäischen jüdischen Immigration der letzten 20 Jahre zu tun. Wie Sie wissen, haben die meisten jüdischen Gemeinden nun eine russischsprachige Mehrheit, hauptsächlich Neuzuwanderer, die während der 90er Jahre aus der ehemaligen UdSSR hierher gekommen sind. Einige von ihnen haben eine sehr starke religiöse Identität, aber eine große Zahl hat jeglichen Kontakt zur jüdischen Religion und Tradition in der sowjetischen Zeit verloren. Die Grundlagen der jüdischen Tradition müssen vermittelt werden, um eine europäisch-jüdische Identität in den Gemeinden langfristig zu schaffen. Dabei ist es wichtig, qualifiziertes Personal auf der lokalen Ebene zu haben, damit eine stabile jüdische Gemeinde entsteht und auch Wege gefunden werden können, wie man mehr junge Juden einbezieht.

- *Seit zwei Jahren sind Sie Prorektor der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg. Wie ist Ihre allgemeine Erfahrung mit deutschen Behörden?*

Wir haben die volle Unterstützung der Bundesregierung, der lokalen Regierung und der Universität Heidelberg. Manche haben den Eindruck, dass die offizielle Politik finanzielle Unterstützung als Entschädigung und Wiedergutmachung anbietet für das, was den Juden in Deutschlands jüngerer Geschichte angetan wurde - zumindest in symbolischer Weise. Andererseits gibt es in der Öffentlichkeit durchaus die Überzeugung und Hoffnung, dass unsere Hochschule substantiell etwas zurückgeben kann, nicht nur durch die akademische Vermittlung von jüdischen Themen, sondern auch durch eine aktive Partizipation am gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Leben. Wir bringen uns mit eigener Stimme und eigenen Foren ein.

- *Welchen Hintergrund bringen die an der Hochschule für Jüdische Studien eingeschriebenen Studenten im Allgemeinen mit?*

Der Anteil an jüdischen Studenten ist über die letzten Jahre gewachsen, hat aber noch nicht die 50-Prozent-Marke erreicht. Und nicht alle unter den nicht-jüdischen Studenten sind Christen. Wir haben viele Studenten ohne eine religiöse Zugehörigkeit, besonders unter den Studenten aus dem Osten, und es gibt auch Studenten mit einem muslimischen Hintergrund. Unsere Hochschule ist also keineswegs auf einen jüdischen Mikrokosmos fixiert.

- *Hat eine Mehrheit der jüdischen Studenten an der HfJS einem Migrationshintergrund?*

Da ist wohl die Frage, wie Sie das definieren möchten. Wir haben hier beispielsweise viele jüdische Studenten, die mit ihren Familien aus Osteuropa nach Deutschland emigriert sind, aber schon recht lange hier leben. Wir können selbst nicht einmal einschätzen, ob das schon eine neue Generation von jüdischen Studenten ist. Aber insgesamt studieren an der Hochschule Studenten aus 14 verschiedenen Nationen. Es gibt ein paar Israelis hier, aber wir haben auch Studenten aus China und Ägypten. Ich habe Doktoranden aus Tunesien, und es gibt einige Amerikaner. Die Mehrheit der jüdischen Studenten stammt aber tatsächlich aus Osteuropa und hat einen russischsprachigen Hintergrund. Viele von denen haben aber schon in Deutschland die Schule besucht. Grundsätzlich ist jeder Student, der sich für unser Fach in seinen verschiedenen Studiengängen interessiert, herzlich willkommen. Natürlich interessiert die jungen Leute auch, wo sie sich mit ihrem Abschluss eine berufliche Perspektive eröffnen können. Hierbei haben wir zwei Hauptrichtungen: Eine Gruppe von Absolventen versucht im Forschungsbereich Fuß zu fassen, und die andere Gruppe wird auf professionelle Arbeit in den jüdischen Gemeinden vorbereitet. Dabei kann nicht behauptet werden, dass alle jüdischen Studenten sich an den Gemeinde-orientierten Studienprogrammen ausrichten - einige von ihnen sind mehr an der wissenschaftlichen Forschung interessiert. Und in der Tat fühlen wir uns auch in dieser Hinsicht in einer besonderen Weise verpflichtet, ein Kompetenzzentrum der Jüdischen Studien in Europa zu sein, wenn nicht *das* Kompetenzzentrum für die Jüdischen Studien in Europa überhaupt. Und so bestehen auch entsprechende Erwartungshaltungen von außerhalb, dass wir wesentliche Impulse für die akademische Forschung und die Jüdischen Studien auf internationaler Ebene einbringen.

- *Wo können sich Absolventen der HfJS, die später tatsächlich eine Tätigkeit in den Jüdischen Gemeinden anstreben, profilieren?*

Absolventen können als Lehrer, Angestellte, Verwaltungsmitarbeiter und – über den Weg einer Zusatzqualifikation – auch als Rabbiner in die Jüdischen Gemeinden kommen. Außerdem haben wir einen Programmbestandteil für Chasanut. Es gibt also verschiedene Möglichkeiten innerhalb desselben Programms. Lehrer, Chasanim und künftige Verwaltungsmitarbeiter in der Gemeinde bekommen alle eine grundlegende religiöse Ausbildung, eine akademische religiöse Ausbildung, aber auch spezifische Gemeinde-orientierte Kurse. So belegen beispielsweise diejenigen, die eine Stelle in der Verwaltung anstreben, auch Kurse über Buchhaltung und öffentliches Recht, doch logischerweise sind dies keine Themen für die Studenten, die später in die Forschung gehen möchten.

- *Was sind die bevorzugten späteren Forschungsbereiche unter den Studenten?*

Das hängt von ihnen selbst ab – und natürlich auch vom Profil unseres Studienfaches. Einige Bereiche, in denen wir Lehre und Forschung bewusst kombinieren, sind beispielsweise jüdische Geschichte, Bibel, Talmud, Kunstgeschichte und israelische Literatur, um nur einige Beispiele zu nennen.

- *Wie viele Studenten sind jetzt an der Hochschule eingeschrieben, und wie viele Mitarbeiter bringen sich ein?*

Momentan gibt es um die 150 Studenten. Die Hochschule hat acht Vorstandsmitglieder. Wir haben 15 reguläre Lehrkräfte und 5 Gastdozenten, die letzteren vor allem auch, um eine hohe *Qualität* und *Quantität* im hebräischen Sprachunterricht zu sichern. Natürlich kommen noch der Hochschulrabbiner und einige Angestellte aus der Verwaltung hinzu.

- *Inwiefern steht Ihre Hochschule hinter der Deutschland-weit schon des Öfteren diskutierten Idee einer Jüdischen Akademie?*

Wir unterstützen die Idee ausdrücklich. Ich denke, die Zeiten des Konkurrenzdenkens sind vorbei, und wir haben eine pluralistische Landschaft gerade auch auf der wissenschaftlichen Ebene. Es gibt unterschiedliche jüdische Interessen und unterschiedliche Bildungsbedürfnisse, und die essentiellsten Dinge können wir heute in Zusammenarbeit verwirklichen. Es gibt keine Einzel-Institution, die all den neuen Bildungsbedürfnissen komplett entsprechen könnte. Ich möchte betonen, dass wir beispielsweise kein Rabbinerseminar sind, unser Profil schließt einerseits eine Gemeindeausrichtung und andererseits eine Forschungsausrichtung ein. Andere Zentren und Institutionen machen es mit ihren Schwerpunkten und Konzepten ganz anders, und deswegen ergibt eine Zusammenarbeit viel Sinn. Ja, ich bin optimistisch, dass wir einander ergänzen können und eine echte Vielfalt in der Zukunft anbieten werden, und das wird der Arbeit einer Jüdischen Akademie sehr nützen.

- *Können Sie etwas zu den Zukunftsplänen der Heidelberger Hochschule sagen?*

Wir streben eine intensivere Zusammenarbeit mit einigen Universitäten im Ausland an, besonders betrifft das die Studentenaustauschprogramme mit der Ben Gurion Universität in Beer Sheva und mit der Universität Graz, aber auch mit anderen Instituten in Europa und den USA, um ein gemeinsames, gut vernetztes *joint-network*-Magisterprogramm zu ermöglichen. So ein Netzwerk ermöglicht es den Studenten, von einer Universität zu anderen zu gehen, aber dennoch in Heidelberg ansässig zu bleiben. Jetzt sind wir in Gesprächen mit der Universität Heidelberg über eine Fakultät mit dem Schwerpunkt Beziehungen zwischen Islam, Judentum und Christentum.

- *Inwiefern ist die Hochschule für Jüdische Studien auch in das allgemeine jüdische Umfeld von Heidelberg und Umgebung eingebunden?*

Es gibt Pläne, die Hochschule für jüdische Studien zu einem Ort zu entwickeln, wo jüdische Studenten einen Bezugspunkt für sich finden können, selbst wenn sie gar nicht hier eingeschrieben sind. Wir denken, es ist an der Zeit für die Gründung eines jüdischen Kindergartens hier in der Altstadt - für all die jüdischen Eltern, die hier in Heidelberg studieren oder wohnen. Wir haben zudem eine koschere Küche, eine koschere Mensa zu bieten, einen Hochschulrabbiner, und überhaupt eine gute jüdische Atmosphäre. Und das könnte auch eine gute Basis sein für die Gründung eines Hillel-Studenten-Zentrums hier, das eventuell auch interessierte junge Juden in der weiteren Main-Neckar-Gegend von Heidelberg bis Karlsruhe und Darmstadt erreichen könnte.

12. Prof. Walter Homolka, 28. Mai 2009, Berlin

- *Herr Professor Homolka, wo sehen Sie – als Rektor des Abraham Geiger Kollegs an der Universität Potsdam, aber auch aus der Sicht eines Rabbiners - die größten Herausforderungen, vor denen das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Die schwierigste Herausforderung liegt gegenwärtig wohl darin begründet, ob wir all den jüdischen Menschen, die während der letzten zwei Jahrzehnte nach Deutschland eingewandert sind, erfolgreich vermitteln können, weshalb sie sich der organisierten jüdischen Gemeinschaft anschließen sollen. Das primäre Motiv, sich seit Beginn der 1990er Jahre um sie kümmern, war zunächst ein soziales gewesen. Die Menschen haben Hilfe bei der Wohnungs- und Arbeitssuche gebraucht, und sie hatten ein bestimmtes Interesse, sich über die Gemeinden auch mit anderen Neuzuwanderern zu vernetzen. Das allein kann freilich keine positive, identitätsstiftende Anregung über die nächsten Jahre bleiben. Wir sind jetzt schon spät daran, um noch einen Mechanismus für

die nächste Generation zu schaffen, der dazu führen könnte, dass die Immigranten der zweiten Generation sich mehr für die jüdischen Gemeinden interessieren, und zwar nicht nur aus sozialen Gründen, sondern auch aus religiösen oder pädagogischen. Ein Teil dieser Lösung ist das Abraham Geiger Kolleg. Wir brauchen dringend Erneuerer in der Gemeinde, Experten, die jüdische Identität aus der Perspektive unserer Tradition entwickeln können und Impulse für eine solche Identität auch auf einer moderne Art und Weise herüberbringen können. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass das Kantorenprogramm am Kolleg besonders hilfreich ist, denn nur wenige Einwanderer können sich gleich eine berufliche Laufbahn als Rabbiner vorstellen. Aber viele Kandidaten sind musikalisch, und deswegen gibt es auch einen Andrang auf das Kantorenseminar. Das Rabbiner- sowie das Kantorenseminar sollen Menschen ausbilden, die dann als echte Erneuerer in jüdischen Gemeinden fungieren können. Der dritte Aspekt ist das Ernst-Ludwig-Ehrlich-Studienwerk. Wir sind in der günstigen Situation, in der wir eine Betreuungsinstitution gründen können, für die jungen Hochschulabsolventen geeignet, um später führende Ehrenämter in ihren jeweiligen Gemeinden zu übernehmen. Wir können den jüdischen Studenten den Anreiz eines Stipendiums anbieten. Dafür werden sie an jüdischen Programmen wie Sommerakademien teilnehmen. Sie werden von interessanten Menschen und Projekten herausgefordert, mit denen gemeinsam sie sich weiterentwickeln können. Die Hoffnung ist, dass sie über das Stipendium tatsächlich einen engeren Draht zu den jüdischen Einrichtungen in Deutschland herstellen können.

● *Haben Sie einen Überblick - zumindest von den Gemeinden in der Union Progressiver Juden -, ob es deutliche Unterschiede zwischen den Generationen bezüglich Motivation für ein ehrenamtliches Engagement gibt?*

Zunächst glaube ich nicht, dass es Unterschiede zwischen den Unionsgemeinden und Einheitsgemeinden gibt. Es gibt ein großes Interesse unter der älteren Bevölkerung, denn sie schätzt die Gemeinde als einen sicheren Hafen und als das Hauptforum für ihre sozialen Kontakte. Es muss nicht unbedingt ein religiöses Bedürfnis sein, aber ganz sicher ein soziales und kulturelles. Andererseits haben wir große Schwierigkeiten, die jungen Leute für Shiurim und Religionsstunden begeistern zu können. Wenn sie völlig fernbleiben, haben wir ein Problem. Einige sehr pessimistische Stimmen gehen sogar davon aus, dass wir nur 3 bis 5 Prozent der jüdischen Zuwanderer mittelfristig in den Gemeinden behalten werden. Bei einem solchen Szenario gäbe es keine jüdische Renaissance, dann war alles lediglich ein kleines Feuerwerk.

● *Die Pessimisten meinen also, dass nur 3 bis 5 Prozent der Immigranten in den Gemeinden zurückbleiben könnten. Ist das auf alle Generationen der Neuzuwanderer bezogen?*

Wenn die erste Generation nicht mehr sein wird, könnten tatsächlich nur 3 bis 5 Prozent der mittleren Generation als harter Kern verbleiben. Das ist das Szenario. Ob übertrieben oder nicht: Fakt ist, dass wir in den Gemeinden noch keinen Mechanismus gefunden haben, wie man die jüngere Generation begeistert, sich anzuschließen und mitzumachen. Ein ganz wesentlicher Grund könnte zum Beispiel darin liegen, dass wir kaum junge Fachleute haben, die gut mit den jungen jüdischen Familien vor Ort arbeiten, beispielsweise junge Rabbiner, die selbst eine junge Familie mit Kindern haben. Aber wir können auch nicht warten, bis mehr junge Fachkräfte vor Ort sind. In jedem Fall muss die Arbeit mit den jungen Leuten intensiviert werden, und dafür müssen wir unabhängige Aktivisten finden. Wir brauchen Projekte und Bewegungen, die Ferienlager-Erfahrungen für die 10-16 jährigen anbieten, danach kann Limmud etwas für die 17-30 jährigen tun. Ein beispielhaftes Programm, mit dem junge Erwachsene an verschiedenen Orten schon sehr gut erreicht werden, ist „Jung und Jüdisch“. Dort engagieren sich die 17-25 jährigen recht kreativ. Von dort kann man Erfahrungen kopieren und erweitern. Für viele Teenager muss aber auch ein

guter Anfangs-Impuls gesetzt, werden, ein paar unvergessliche Erlebnisse von Gemeinschaft. Hier, denke ich, sind gut gemachte Ferienlager wohl das besonders Geeignete.

• *Vor einigen Jahren gab es eine große Diskussion über die kulturellen und sprachlichen Barrieren zwischen deutschsprachigen und russischsprachigen Juden in Deutschland. Hat sich das Problem Ihrer Meinung nach schon deutlich verringert?*

Ich glaube nicht, dass die Problematik überhaupt nachgelassen hat, obwohl ich natürlich auch sehr positive Beispiele kenne, wie Alteingesessene und Neuzuwanderer miteinander harmonieren und agieren können. Aber das ist regional sehr verschieden und überhaupt nicht auf einzelne Altersgruppen beschränkt. Und mentale Unterschiede können eben auch in der Gruppe, im Team, in der Studentenschaft sehr spürbar sein. Eines dieser Muster ist, dass ein Teil der Russen daran gewöhnt scheint, dass alles für sie organisiert wird. Wenn sie hier plötzlich eine aktive Rolle und Verantwortung übernehmen sollten, dann finden sie das seltsam und irritierend. Ein anderer Unterschied betrifft die Art, wie über Befindlichkeiten gesprochen wird. Von unseren [osteuropäischen] Studenten höre ich ganz selten den Satz: „Weißt du, ich habe da und da ein Problem.“ Das scheint für sie nicht üblich, und dann muss man erst mal herausfiltern, was wirklich Sache ist: Haben sie gerade ein Problem oder nicht? Es bestehen also noch deutliche mentale Unterschiede weiter. Ich habe nicht das Gefühl, dass sich das in Kürze erledigen wird, aber innerhalb der neuen, hier ausgebildeten Generation werden wir wohl eine deutliche Normalisierung und Annäherung erleben – und eine Annäherung von beiden Seiten. Umgekehrt verstehe ich, wenn die Neuzuwanderer nun darauf drängen, auch jüdische Führungspositionen – zum Beispiel im Zentralrat – übernehmen zu können. Bisher haben sie dort kaum Stimmen, um die Politik des Zentralrates mitzuprägen. Das wäre dann auch ein zusätzlicher Grund dafür, dass mehr Unterstützung und Anregung für die jüdischen Gemeinden und ihre russischsprachige Mehrheit über unabhängige Aktivisten und Erneuerer kommen muss.

• *Die Gemeinden arbeiten daran, die jüdische Identität ihrer Mitglieder zu stärken, und das ist auch ein Selbstfindungsprozess. Wird dabei Israel, als moderner jüdischer Staat, aber auch als spirituelles Zentrum die große Bedeutung behalten, die es hier über Jahrzehnte für das Nachkriegsjudentum in Deutschland hatte?*

Da sind wir schon wieder bei den Kindern und Jugendlichen. Wenn sie eine inspirierende, prägende Erfahrung mit dem Land in jungen Jahren ermöglicht bekommen – dann ist das in ihnen, und damit wächst auch die Verbundenheit mit Israel. Jugendcamps in Israel sind eine hervorragende Möglichkeit, die Jugendlichen zu begeistern. Eine andere Möglichkeit könnte ein Programm wie Birthright Israel, das amerikanische Programm, sein, das den Teilnehmern direkte Erfahrungen mit dem Staat Israel vermittelt. Es gibt viele Russen in Israel, und auch das wäre eine Identitätsstiftende, gemeinsame Sache. Bis jetzt allerdings, finde ich, dass die Identifizierung mit Israel als Thema vernachlässigt wird. Unsere Erfahrungen mit Birthright Israel in Deutschland zeigen, dass vieles erreicht werden kann, besonders wenn es auch danach zu Hause fortgeführt wird. Ein unerlässlicher Teil der Jugendarbeit wäre es, eine zwei- bis dreiwöchige Erfahrung in Israel zu integrieren. Bei einer strukturierten Herangehensweise könnte man ein Lager für die 8-14 jährigen hier, ein Lager in Israel für die 15-18 jährigen und dann Jugendaktivitäten wie in den USA organisieren. Einmalige Erfahrungen bringen im Allgemeinen eher wenig. Außerdem glaube ich, dass solche Projekte am besten unabhängig voneinander gemacht werden sollten. Sie sollten autonome Strukturen haben, damit man nicht das Gefühl bekommt, hier laufen ausschließlich Programme nach der „Von-oben-nach-unten“-Methode. Wir sollten lieber einen „Von-unten-nach-oben“-Ansatz etablieren. Hier ist Limmud eine interessante Erfahrung. Ergebnisse können wir dann

danach beurteilen, wie viel an Verantwortung die jungen Menschen schließlich mit in die Gemeinden bringen.

• *Laut einer Umfrage in der Jüdischen Gemeinde von Berlin, deren Ergebnisse im Gemeindejournal 'jüdisches berlin' 2003 veröffentlicht wurde, hielten 52 Prozent der Befragten die Gemeinde in erster Linie für einen Ort der Religionsausübung, wobei die anderen eher soziale und kulturelle Angebote oben auf der Agenda sahen. Sehen Sie diese Konstellation von religiösen und nicht-religiösen Interessen als problematisch an?*

Wenn ich mir die Zahlen anschau, kommt es mir sehr übertrieben vor, dass 52 Prozent von den Neuzuwanderern Interesse an religiösen Themen haben. Vor ungefähr vier Jahren war die Zahl von Bar und Bat Mitzvah's in der jüdischen Gemeinde so niedrig, dass nur ein Viertel aller berechtigten Kinder tatsächlich eine Bar oder Bat Mitzvah hatten. Nachdem engagierte Rabbiner ihre Ämter in Berlin angetreten haben, wächst dieser Anteil aber an.

• *Ein Viertel der Mitglieder?*

Ja. Das ist sehr niedrig. Ich würde den Anteil der Gemeindemitglieder mit einem wirklichen religiösen Interesse eher so bei 12 bis 20 Prozent verorten. Allerdings muss man sich schon fragen: was heißt denn genau „religiöses Interesse“? Meine Erfahrung aus Debatten der letzten 15 Jahren ist die, dass nur wenige ihre Identität damit bekunden, dass sie sagen: „Ich bin ein gläubiger Jude“. Die Leute identifizieren sich eher über die Kultur, über Geschichte, über Gruppen-Erfahrungen. Genau das sind Anknüpfungspunkte: Warum sollten wir den Neuzuwanderern nicht verdeutlichen, dass Pessach auch ganz genau ihre Erfahrung ist. Auch sie haben ein Land mit bedrückendem Regime verlassen, hatten ihr eigenes Ägypten, und nun – im neuen Land - machen sie positive und negative Erfahrungen gleichermaßen. Beim Rabbiner-Studium kann man die Leute motivieren, indem man ihnen klarmacht, dass diese Erfahrungen von Abschied, Vergänglichkeit, Unsicherheit und Neuanfang *jüdische* Erfahrungen sind. Dann entsteht mehr Freiraum, um andere Formen der Tradition einzusetzen, und später kann man auch in den Dialog der Religionen eintreten. Aber wenn man es überhaupt nicht schafft, sich in jüdischen Begriffen auszudrücken, weil man sich nie die nötige Sprache dafür angeeignet hat, dann ist man in der Tat von der jüdischen Tradition entfremdet. Ein Glaubensbekenntnis zu formulieren, von einer persönlichen Beziehung zu G'tt zu sprechen, das scheint für den einzelnen gar nicht so wichtig. Viel wichtiger scheint doch, ob man sein Leben nach den gebotenen drei Dimensionen – soziale Tat, Studium der Tora und Gebet – ausrichtet. Sicherlich kann der soziale, der Gemeinschaftsaspekt, besonders in der Jugendarbeit, ein starkes Medium für Wandel sein. Das kann das Gefühl der Treue zum jüdischen Volk stärken. Studieren kann man immer, auch wenn man nicht an G'tt glaubt - man kann sich für die jüdische Tradition interessieren und die jüdischen Schriften studieren.

Auch der dritte Aspekt, das Beten, kann über Jugend-Erfahrungen entwickelt werden. Es ist interessant für mich zu beobachten, wie man das Interesse für die spirituelle Seite durch Nachtwanderungen oder Gitarrenspielen am See erweckt, obgleich, was tatsächlich gebraucht wird, ist eine Kenntnis von anderen Dimensionen, damit man fähig ist, sich auf eine religiöse Art und Weise auszudrücken. Wenn sich jemand in diesen Dimensionen nicht auskennt, dann kann auch nicht erwartet werden, dass man sich dieser Sprache bedient oder sie auch nur versteht. Es ist etwas, womit man vertraut gemacht werden muss. Wie haben viel überlegt, wie wir die heutige, komplizierte Situation verbessern können: Ich würde sagen, die schlechte Nachricht ist, dass nur bis 20 Prozent der Juden in Deutschland heute tatsächlich ein religiöses Interesse zeigen und das im schlimmsten Fall nur 3 Prozent der Neuen in den Gemeinden bleiben - wenn nicht erhebliche Veränderungen in den nächsten 10-20 Jahren greifen. Angesichts der Tatsache, wie viel Geld die deutsche Regierung für Immigration und Integration ausgegeben hat, ergeben sich zig Millionen

Euro für einen sehr kleinen Prozentsatz von Juden, die tatsächlich ein bisschen organisatorische Anbindung haben. Doch wenn alles so bleibt wie jetzt, könnte es passieren, wir nähern uns irgendwann wieder dem Stand von 1989 an.

- *Das wäre schrecklich.*

In der Tat, und wir können das nur ändern mit einer strukturierten Vorgehensweise in der Jugendarbeit, wie ich sie schon beschrieben habe. Das Problem ist, dass jegliche Aktivität fast gänzlich von den Organisationen finanziert werden muss, denn es gibt nur wenig, was die Zielgruppen selbst beisteuern können oder wollen. Wir müssen fundierte Angebote haben, damit die Menschen sich für die Gemeinden und ihre Arbeit interessieren. Und Vertrauen und Verantwortung müssen hinzukommen. So lange wir nicht bereit sind, die Verantwortung an die Russen, an die Mehrheit in den Gemeinden, zu übertragen, werden wir scheitern.

13. Kuf Kaufmann, 17. Juni 2009, Leipzig

- *Herr Kaufmann, es gibt zur Zeit einen klaren Trend zu mehr jüdischem Pluralismus in Deutschland – inhaltlich wie strukturell. Stärkt das oder schwächt das die Gemeinden? Und wie sehen Sie das hier in Leipzig?*

Ich habe es schon öfters formuliert: Leipzig ist keine inner-jüdische Arena, wo die Menschen gegeneinander kämpfen, weil der eine orthodox ist, der andere liberal und der dritte ahnungslos. Leipzig ist ein fruchtbarer Boden, wo alle jüdischen Pflanzen wachsen können. Die Israelitische Religionsgemeinde in Leipzig ist die einzige jüdische Gemeinde hier in Leipzig, und ich denke, wir haben ein Dach, das für alle trägt.

- *Die Ronald Lauder Foundation hat ein gut frequentiertes Talmud Torah Zentrum in der Stadt, auch Chabad Lubawitsch hat sich schon in Leipzig engagiert. Arbeiten Sie zusammen?*

Die Israelitische Religionsgemeinde ist eine Einheitsgemeinde, und so soll es auch bleiben. Alle anderen sind unsere guten, starken oder nicht so starken Partner. Natürlich ist Lauder hier, sie haben uns enorm geholfen. Die Lauder Foundation wird mit ihrem Zentrum langfristig in Leipzig agieren. Aber die eigentliche Gemeinde, der Ansprechpartner für die ganze jüdische Bevölkerung, das ist die Israelitische Religionsgemeinde mit Unterstützung vom Zentralrat, von der ZWST, von Lauder, und wenn von Chabad, dann auch von Chabad. Die Leute von Chabad haben auch am hiesigen jüdischen Kindergarten mitgearbeitet, aber dann aufgegeben. Die finanzielle Lage hat sich geändert, und sie haben von einem Tag auf den anderen hingeschmissen. Das war eine harte Probe für uns, aber wir haben es geschafft, den Kindergarten trotzdem weiterhin zu finanzieren. Ich hoffe, dass wir dies auch künftig tun können. Aber es ist schwierig, denn wir haben kein ständiges Budget für den Kindergarten - und auch keines für das Begegnungszentrum. Deswegen brauchen wir verlässliche Partner, die uns und unsere Projekte unterstützen. Zum Glück unterstützt die Rothschild Foundation in diesem Jahr unsere kulturellen Projekte, aber was im nächsten Jahr wird, wissen wir einfach noch nicht.

- *Wo sehen Sie die größten Lücken im Bildungsangebot, und wo brauchen Sie die meiste Unterstützung?*

Ich glaube, wir brauchen mehr Unterstützung für bereits existierende oder geplante Projekte für die jüdische Kultur und Tradition. Denn auf diesen Wegen schaffen wir es am ehesten, auch diejenigen zu erreichen, die noch Abstand zur Gemeinde halten und eine wohl unbegründete Angst vor allem hegen, was mit Religion zu tun hat. Menschen, die von sich selbst wissen, sie sind jüdisch, aber die nicht Gemeindemitglieder werden wollen, weil sie eine grundsätzliche Aversion gegen

Organisationen haben oder sich dann irgendwie eingeschränkt fühlen würden. Das sind natürlich Dinge, an denen man arbeiten kann. Wir müssen den Menschen zeigen, dass das Judentum eine 5.000-jährige Tradition hat, und dass es sich an modernes Leben anpassen kann, dass es auf keinen Fall individuellen Erfolg behindert. Wichtig ist auch, dass wir durch kulturelle Veranstaltungen, Vorträge, Podiumsdiskussionen, Seminare zeigen, wir sind auch Nicht-Juden gegenüber offen. Wir sind weder eine Sekte, noch haben wir uns in einem eigenen Ghetto abgeschirmt. Wir sind für alle offen, und wir haben den Mut, mit Menschen zu diskutieren. Wir können verschiedene Meinungen hören. Ich spreche von Menschen mit einer positiven Haltung, nicht einer feindseligen. Und Projekte, die sich mit der Kultur und Tradition beschäftigen, haben ohnehin auch Querverbindungen zur Religion und Religionsgeschichte. Hier ist ein großes Potential, das wir noch zu mobilisieren haben.

- *Die Gemeinden arbeiten daran, die jüdische Identität ihrer Mitglieder zu stärken, und das ist auch ein Selbstfindungsprozess. Wird dabei Israel, als moderner jüdischer Staat, aber auch als spirituelles Zentrum die große Bedeutung behalten, die es hier über Jahrzehnte für das Nachkriegsjudentum in Deutschland hatte?*

Persönlich glaube ich, dass — falls nicht noch etwas dazwischen kommt— die Verbindung zu Israel sogar noch intensiver wird. Jedenfalls wird es nicht weniger. Unsere Gemeinde in Leipzig tut sehr viel für eine enge Zusammenarbeit mit der israelischen Seite. Letztes Jahr war ich zweimal mit einer Delegation der Stadt Leipzig - darunter auch der Bürgermeister – in Israel. Unser Ziel war es, eine Partnerstadt zu finden, und nun wird das mit Herzliyah klappen. In unserem neuen Begegnungszentrum eröffnen wir ein Büro für eine ständige Vertretung aus Herzliyah in Leipzig, eine Art Kulturattaché. Ein Büro unter unserer Zuständigkeit, das war meine Initiative. Die Stadt Leipzig hat das unterstützt, und jetzt arbeiten sie daran, dass wir einen permanenten Austausch von Menschen aller Altersgruppen, von Künstlern im Zentrum hinbekommen. Es wird da unter anderem Projekte, Konzerte und Ausstellungen geben.

- *Also werden die Kontakte nach Israel enger...?*

Ja. Jedes Gemeindemitglied hat Verwandte in Israel, fast jede Familie besucht Israel aller zwei Jahre. Sie besuchen Israel, aber sie kehren zurück. Die rein zionistische Idee, nach der alle Juden im Land der Väter leben sollen, ist mir genauso fremd wie vielen anderen Juden hier. Ich glaube auch nicht, dass alle Katholiken in Vatikanstadt leben sollten. Ich finde es sogar sehr gut, wenn es starke Zentren überall in der jüdischen Diaspora gibt. Natürlich ist Israel ein wichtiger Bezugspunkt für unser Bewusstsein. Aber wo man lebt, G'tt sei Dank, kann man sich selbst aussuchen. Es ist nicht mehr wie in der Zarenzeit, als wir nur im Ansiedlungsrayon leben durften, oder schlimmer noch, im Ghetto. Natürlich schauen wir als Juden nach Israel mit Besorgnis und Herzdrücken - wegen der häufigen Konflikte dort. Aber das ist auch ein persönliches Problem für mich selbst. Natürlich fühle ich mich solidarisch mit der israelischen Seite. Natürlich ist es mir nicht egal, was dort passiert, natürlich will ich Frieden. Ich möchte, dass die Welt mit Respekt und Anerkennung über Juden liest, und nicht ständig, dass israelische Soldaten ein palästinensisches Kind erschossen haben, oder andersrum, dass palästinensische Terroristen israelische Kinder getötet haben. Der Konflikt überträgt sich aber auch auf das Umfeld hier, zum Beispiel verwechselt man uns hier nicht selten mit israelischen Staatsbürgern.

- *Wie äußert es sich konkret?*

Wenn ich hier in Deutschland für eine linksliberale Partei wähle, und sie gewinnt nicht, dann weiss ich natürlich, wieso: Sie hat einfach nicht genügend Stimmen bekommen. Dann bin ich in einer gänzlich legitimen Position, niemand bringt mich um, niemand schreit mich an, dass ich mich

schämen soll. Wenn ich die Regierung kritisiere, bedeutet das auch nicht, dass ich gleich ganz Deutschland kritisiere, sondern nur die Regierung. Aber ich wähle *nicht* in Israel. Ich lebe hier. Ich habe keine israelische Staatsangehörigkeit, und trotzdem kommen oft Leute zu mir und fragen: „Was macht *Ihr* dort gerade?“ Ich mache dort gar nichts. Ich wähle auch nicht dort. Ich habe nicht einmal den minimalen Einfluss meiner Stimme. Dennoch kommt man mit dem Konflikt auf mich zu, und dann muss ich alles in Israel verteidigen und unterstützen. Das ist ein bisschen komisch. Die Umgebungsgesellschaft macht mich zu einer Geisel der israelischen Politik.

- *Genötigt in die Rolle einer Außenstelle Israels...*

Ja, so etwa. Und das scheint gar nicht so untypisch und treibt bisweilen skurrile Blüten. Ich habe letztens eine Talkshow gesehen, die mir sehr peinlich wurde. Da saß nicht irgendjemand als Talkshow-Gast, sondern der ehemalige Minister Norbert Blüm, eine kluge Person, und Michel Friedman war auch dabei. Blüm hat Friedman immerzu angegriffen: „Sie und Ihresgleichen haben dies und jenes dort getan...“ Und Friedman antwortet: „Moment mal, ich habe gar nichts getan. Und wen meinen Sie mit ‚meinesgleichen‘? Die jüdische Gemeinde in Frankfurt, wo ich Mitglied bin? Ich möchte das klarstellen...“ Und dann kam die gleiche Diskussion wieder und wieder. Das kann einen schon wirklich nerven.

14. Dr. Charlotte Knobloch, 19. Juni 2009, München

- *Frau Doktor Knobloch, was sind Ihrer Meinung nach die größten Herausforderungen und Probleme, vor denen das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Eine große Herausforderung ist die Eingliederung der Neuzuwanderer aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion in die jüdischen Gemeinden und in die Mehrheitsgesellschaft. Der Zentralrat der Juden in Deutschland und die jüdischen Gemeinden bieten daher für Neuzuwanderer Unterstützungsprogramme zum Erlernen der deutschen Sprache und zur Vertiefung des jüdischen Glaubens sowie konkrete Hilfestellungen in Alltagsfragen an. Es sind Angebote, die gerne angenommen werden. Eine weitere große Herausforderung ist die Bekämpfung des latenten Antisemitismus, der längst in der Mitte der Gesellschaft angelangt ist. Heute wird der Antisemitismus meist über Chiffren oder unter dem Deckmantel der Israelkritik geäußert - wobei ich betonen möchte, dass eine sachliche Kritik an der israelischen Politik völlig legitim, jedoch eine einseitige pauschale Vorverurteilung Israels im Nahost-Konflikt nicht zulässig ist.

- *Wie würden Sie das gegenwärtige Verhältnis zwischen russischsprachigen Juden und deutschsprachigen Juden - in den „Communities“ - beschreiben?*

Das Verhältnis zwischen russisch- und deutschsprachigen jüdischen Menschen kann durchwegs positiv bewertet werden. Es hat in den vergangenen Jahren eine Annäherung gegeben, auch durch Begegnungen in den Gemeinden oder durch ehrenamtliche Projekte, an denen sich russisch- und deutschsprachige Gemeindemitglieder beteiligen. Das Beherrschen der deutschen Sprache erleichtert zudem das gegenseitige Kennen lernen und die Vertiefung der Begegnungen.

- *Welche Maßnahmen sind für eine Verbesserung der Integration der jüdischen Immigranten in die jüdischen Gemeinden und Organisationen in Deutschland noch dringend nötig?*

Die wichtigste Maßnahme zur Einbindung der jüdischen Neuzuwanderer ist das Erlernen der deutschen Sprache und die Stärkung der jüdischen Identität. Der Zentralrat der Juden in Deutschland und die jüdischen Gemeinden bieten Förderungsprogramme an, die auch in Zukunft zu den Schwerpunkten der Integrationsmaßnahmen zählen werden.

- *Wie groß ist tatsächlich das vieldiskutierte Problem, die jüngere Generation für eine kontinuierliche Gemeindearbeit überhaupt gewinnen zu können?*

In der gesamten Gesellschaft in Deutschland gibt es sowohl engagierte Jugendliche als auch weniger engagierte. Das ist in den jüdischen Gemeinden nicht anders. Die Gemeinden versuchen junge Menschen mit attraktiven Angeboten und mit Anreizen an sich zu binden. Wenn die Jugendlichen erkennen, dass ihr Engagement geschätzt wird und sie sich mit eigenen Ideen einbringen können, dann haben sie auch eine größere Motivation, in den Gemeinden aktiv zu werden.

- *Es gibt Stimmen, die von einem neuen Pluralismus des jüdischen Lebens in Deutschland sprechen. Teilen Sie diese Ansicht? Und wenn ja, was bedeutet dies langfristig für das Konzept der Einheitsgemeinde?*

Die Vielfalt und der Facettenreichtum gehören seit Jahrhunderten zur Tradition des Judentums. Insofern handelt sich also nicht um einen neuen Pluralismus. In gewisser Weise gehört die Vielfalt des Judentums zum Konzept der Einheitsgemeinde. Beispielsweise in der orthodox geprägten Einheitsgemeinde der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern ist jedes Gemeindemitglied eingeladen, die Einrichtungen - Schule, Kindergarten, Kulturzentrum und anderes - zu nutzen. Bei den G'ttesdiensten sind alle willkommen, die sich an der Halachah orientieren, unabhängig davon, wie sie die Religion praktizieren. Mit diesem Konzept haben wir in München positive Erfahrungen gemacht, und daran werden wir festhalten.

- *Wird Ihrer Meinung nach die Verbindung der Jüdischen Gemeinden in Deutschland zu Israel dieselbe hohe Bedeutung behalten, die sie in den letzten 60 Jahren hatte? Oder sehen Sie, dass sich dort Veränderungen abzeichnen?*

Israel wird auch in den nächsten Jahrzehnten für die jüdischen Gemeinden in Deutschland eine wichtige Rolle spielen. Denn Israel ist das alleinige Rückzugsgebiet für das jüdische Volk in der Diaspora, das im Falle einer existenziellen Bedrohung seine Grenzen immer offen halten wird. Wir können auf Israel zählen, und Israel kann sich auch auf unsere Solidarität verlassen – gerade in schwierigen Zeiten, wenn die öffentliche Meinung sich gegen Israel verschworen hat und selbsternannte Gutmenschen ausschließlich den jüdischen Staat als Sündenbock im Nahost-Konflikt stigmatisieren.

- *Inwiefern empfindet sich die Mehrheit der Juden in Deutschland [schon] als ein Teil der deutschen Gesellschaft und Nation? Und wie, glauben Sie, wird sich dieses Gefühl in Zukunft entwickeln?*

Jene jüdischen Bürger, die in diesem Land geboren und mit der deutschen Sprache und Kultur aufgewachsen sind, fühlen sich als Teil der deutschen Gesellschaft - als Deutsche jüdischen Glaubens. Und jenen, die zugewandert sind, geben wir das Gefühl, dass sie in Deutschland ein neues Zuhause gefunden haben. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass sich in den 60 Jahren seit der Gründung der Bundesrepublik vieles zum Positiven gewandt hat. Anders als in den Anfangsjahren ist es heute deutsche Staatsräson, sich der Verantwortung, die aus der Shoah erwächst, verpflichtet zu fühlen und das politische Handeln danach auszurichten.

- *Viele Juden in Deutschland halten heute eher Abstand zu den jüdischen Gemeinden und Organisationen. Was sind Ihrer Meinung nach die wesentlichsten Gründe hierfür? Und wie, denken Sie, könnte man das unter Umständen ändern?*

Zunächst einmal ist es positiv zu werten, dass der Zentralrat der Juden in Deutschland rund 120.000 jüdische Bürger aus 107 Gemeinden unter seinem Dach vereint. Gewiss gibt es noch zu viele

jüdische Menschen, die sich keiner Gemeinde oder Organisation zugehörig fühlen. Jedoch hoffe ich, dass wir diese Bürger durch attraktive Angebote für uns gewinnen können.

- *Wie erleben Sie im Allgemeinen die Berichterstattung der deutschen Medien bezüglich der Entwicklung jüdischen Lebens in Deutschland, weltweit und bezüglich der Entwicklung und den Ereignissen in Israel?*

Besonders erfreulich ist die Berichterstattung über die neuen Gemeindezentren und Synagogen, die in den vergangenen Jahren entstanden sind. Positiv ist auch der Trend, dass sich jüdische Sendungen in nichtjüdischen Medien zu einer Marke etabliert haben. Der weltweiten Entwicklung des jüdischen Lebens wird eher eine geringere Aufmerksamkeit beigemessen – abgesehen von den Bedrohungen jüdischen Lebens durch Antisemitismus und Rechtsextremismus. Über Israel und den Nahost-Konflikt berichten die deutschen Medien meist sehr einseitig. Es wird durch die Gewichtung und die Auswahl der Inhalte auf subtile Weise suggeriert, dass allein der Staat Israel schuld am Nahostkonflikt sei. In der Berichterstattung finden die innerpalästinensischen Probleme, der Antisemitismus in der arabischen Welt und die Tatsache, dass die israelische Bevölkerung einer ständigen Bedrohung durch Terroristen ausgesetzt ist, wenig Beachtung. Positive Nachrichten für Israel werden meist klein und in einer Randnotiz veröffentlicht. Negativ-Schlagzeilen hingegen werden auf den ersten Seiten mit großen Lettern platziert. Die einseitige und oftmals tendenziöse oder ideologisch stark gefärbte Berichterstattung deutscher und westlicher Medien trägt wesentlich zu einem einseitigen Israel-Bild in der deutschen Gesellschaft bei.

15. Michael Kogan, 12. Juni 2009, Düsseldorf

- *Herr Rabbiner Kogan, Sie arbeiten als ein konservativer Rabbiner in einer Einheitsgemeinde, die eigentlich orthodox orientiert ist ...*

Ich verschließe mich den Traditionen, Riten und Liturgien hier in der Gemeinde natürlich nicht. Die Menschen entscheiden selbst, was sie an der Tradition mögen und wie sie es leben möchten. Insofern bin ich offen für das, was hier Konsens ist, und das Selbstverständnis hier kann man eher als liberal-orthodox beschreiben. Ich habe kein persönliches Problem mit dieser Situation.

- *Was sind die größten Herausforderungen, Schwierigkeiten oder Probleme in den heutigen Gemeinden in Deutschland?*

Wenn wir von deutschen Gemeinden sprechen – und wir nennen sie ja oft deutsch -, muss man natürlich vor Augen haben, dass eine große Mehrheit der Mitglieder Neuzuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion sind. Diese Leute, die in die Gemeinde kommen, haben ganz andere kulturelle Bedürfnisse als die Einheimischen. Das färbt dann auch deutlich ab auf den Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen. Wenn ich von dem Vorstand oder der Gemeindeführung spreche, dann sind es die Leute, die entweder hier geboren wurden, nach dem Krieg oder vor vielen Jahren hierher gekommen sind. Aber die Leute, die in großer Zahl kommen, die Basis füllen, das sind die Immigranten. Abgesehen davon, dass alle Juden sind, ob russisch oder deutsch, haben sie völlig unterschiedliche Mentalitäten.

- *Also würden Sie sagen, dass beide Gruppen unter dem gemeinsamen Dach der Gemeinde leben, aber nebeneinander und nicht miteinander agieren?*

Ja, sie agieren parallel zueinander.

- *In jeder Altersgruppe? Auch unter Jugendlichen?*

Ich hoffe, dass die Situation sich inzwischen unter Jugendlichen geändert hat. Im Jugendzentrum und im Studentenverein prallen die Mentalitäten nicht aufeinander, da vermischt sich wohl vieles, man findet gemeinsame Themen. Aber diese Begegnungen finden oft außerhalb der Gemeinde statt. Sicher, die Jugendlichen lassen sich regelmäßig hier sehen, nutzen die Gemeinde als ein Gebäude, als einen Raum oder Veranstaltungsort. Sie kommen, um etwas zu veranstalten – aber sind keine Gemeindeglieder im engeren Sinne. Die Jugendlichen leben kein tägliches jüdisches Leben. Sie kommen hierher für Events, aber besuchen die Kehilla weniger, um irgendwas zu verändern.

- *Wie könnte man die Jugendlichen und jungen Erwachsenen denn Ihrer Meinung nach enger an das eigentliche Leben der Gemeinde heranführen?*

Zunächst ist es wohl notwendig, dass die Gemeindeführung und der Vorstand das als echtes Problem, als ernsthaftes Problem anerkennen, dass die Jugendlichen sich kaum an die Gemeinde gebunden fühlen. Aber ein Vorstand besteht schließlich aus gewählten Mitgliedern, und man müsste schon unter den Jugendlichen suchen, um einige mit dem Ehrgeiz zu finden - egal aus welchen Motiven, aber junge Menschen -, die solche verantwortlichen Positionen für die Zukunft übernehmen wollen. Man braucht jüngere Vorstandsmitglieder, um eine Brücke zu den Jugendlichen und Studenten zu bauen. Nicht unbedingt genau in ihrem Alter, aber jüngeren Alters schon. Und die Angebote müssen nicht nur in die religiöse Richtung gehen. Ich finde, die Jugend sollte auch eine Beziehung zu Israel aufbauen und sich selbst in den verschiedensten Bereichen – Kunst, Theater, Sport, Musik, Literatur - ausprobieren, auch das kann Gemeinschaft stärken.

- *Sehen Sie die Entwicklung des neuen Pluralismus im jüdischen Leben in Deutschland als etwas Gesundes, oder meinen Sie, es ist einfach noch zu früh und schwächt eher die Gemeinden als Ganzes?*

Was ich jetzt sage, ist, wohlgemerkt, meine ganz individuelle Meinung: Natürlich gehen die verschiedenen Bewegungen innerhalb des Judentums irgendwie auf Konfrontationskurs zueinander. Jede Bewegung glaubt, sie sei die Hauptbewegung, und entsprechend unkooperativ kann sie sich gegenüber den jeweils anderen verhalten. Ich denke, für die Zukunft des Judentums, für unsere Religion im Allgemeinen - egal ob in Deutschland oder in Israel oder England - ist das bedauerlich und nachteilig. Ich kann es nicht gut heißen. Es gibt in unserem heutigen Judentum Streitereien und Konflikte, die sind einfach kleinlich, da dominiert Intoleranz, und das kann einfach nicht gut sein. Dann können die Repräsentanten nicht einmal an einem Tisch zusammenkommen, und das ist schlecht.

- *Das heißt, die Bewegungen haben solche negativen Beziehungen untereinander, dass der Schaden das eigentlich Positive am Pluralismus überlagert?*

Ja, natürlich. Die Leute führen kleine Kriege, und das ist kontraproduktiv. Pluralismus an sich ist nichts Schlechtes in der Religion, aber schade ist es natürlich, wenn er instrumentalisiert wird. Wenn man in Deutschland heute sagt: ‚Diese Gemeinde ist orthodox.‘ – Was bedeutet es denn an vielen Orten? Dass entweder der Rabbiner oder jemand aus der Gemeindeführung orthodox sind, aber fast alle anderen, vielleicht 90 Prozent, sind Atheisten, denn sie sind in der Sowjetunion groß geworden und sozialisiert. Mein Eindruck ist allerdings, dass die Leute in den leitenden Gremien auch diejenigen sind, die an den Konflikten beteiligt sind - nicht die normalen Mitglieder. Die Mitglieder haben oft gar keine Ahnung, was passiert. Nur diejenigen in der Führungsetage.

- *Wie könnte man die Gemeinde attraktiver gestalten für die Juden, die bisher gar keine Verbindung zur Kehilla besitzen?*

Ich denke, die Hoffnung liegt in der zweiten Generation. Wahrscheinlich wird es einfacher für die zweite Generation, das heißt die Kinder der Zuwanderer und die Kinder der Einheimischen; sie werden es einfacher miteinander haben, um zusammen ein Gemeindeleben zu gestalten. Sicher, sie müssen erst den Ehrgeiz entwickeln, in der Gemeinde auch inhaltlich etwas bewirken und dafür auch Verantwortung übernehmen zu wollen. Wie schon erwähnt, müssen wir den jungen Menschen aber gute Gründe anbieten, für die es sich lohnt, sich hier zu verankern.

- *Könnte Israel so ein ‚guter Grund‘ für die Jugend sein?*

Ich weiß, dass es viele verschiedene Programme gibt, um die jungen Leute mit Israel vertraut zu machen – zum Beispiel Programme der Sochnut und von Birthright Israel. Daneben finden Sie Jugendliche, die zum Studieren oder Arbeiten nach Israel fahren, und die meisten lernen viel vom Land, lernen Hebräisch und entwickeln fortan eine Beziehung dorthin. Natürlich kann man auch viel von hier aus gestalten, wichtige Daten wie den Jerusalem-Tag feiern, kompetente Kenner des Landes einladen und vieles mehr. Ich denke schon, dass Israel ein attraktiver Faktor ist, um die Jugend mit ihren Wurzeln und mit der jüdischen Tradition in Verbindung zu halten.

- *Welche jüdischen Bildungsprogramme fehlen in Düsseldorf noch ganz akut?*

Als Rabbiner bedauere ich besonders, dass es hier bisher keine Schule für unsere Kinder gibt, die sie von der Vorschule bis zum Abitur bringen kann, es fehlt eine Gesamtschule. Für interessierte Eltern, Mädchen und Jungen gibt es eine wunderbare Kontinuität vom Kindergarten in die jüdische Grundschule, aber danach fehlt das jüdische Umfeld, und in den weiterführenden, kommunalen Schulen und Gymnasien wird die Verbindung zum Judentum dann – speziell für diese Kinder und Jugendlichen – viel geringer. Sicher, es gibt immer noch die Tradition in den Familien, in manchen zumindest, und es gibt ein Jugendzentrum. Aber das Fehlen einer Sekundärstufe, in der authentisches Judentum durch Geschichte, Sprachen, Literatur betont wird, das macht sich dann schon bemerkbar. Die Aufgeschlossenheit und Motivation, als junge Erwachsene dann auch in eine lokale Gemeinde zurückzukehren, die ist dann wohl deutlich schwächer. Wir haben gute Programme für die Grundschule, aber danach entsteht hier in der Stadt ein Vakuum. Natürlich gibt es verschiedene jüdische Ferienlager und andere Events, aber dennoch ist die Gefahr viel größer, dass wir die Gymnasiasten verlieren.

15. Dr. Sergey Lagodinsky, 11. Juni 2009, Berlin

- *Herr Doktor Lagodinsky, was sind die Ihrer Meinung nach größten Herausforderungen, vor denen das Judentum in Deutschland kurz- und langfristig steht?*

Kurzfristig scheint es wichtig, eine kompetente Führung zu entwickeln. Da gibt es eine Lücke. Es fehlt an jüdischem politischem Geschick und an politischen Akteuren, die gleichzeitig sehr gut in der Gemeinde verankert sind und die inneren Abläufe, die innere Situation sehr gut verstehen. Langfristig ist es wohl die große Herausforderung, jüdische Identität zu entwickeln und zu bewahren.

- *Von vielen Seiten ist zu hören, wie schwer ist es, junge Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion für ein langfristiges Engagement in den Jüdischen Gemeinden zu gewinnen. Sie haben für verschiedene jüdische Institutionen in Deutschland gearbeitet. Stimmen Sie dieser Sichtweise zu?*

Ja. Ich sehe das Problem, ich verstehe das Problem. Meiner Meinung nach liegt es aber nicht an den Menschen, sondern daran, wie man sie bisher zu gewinnen versucht, und wie man mit ihnen arbeitet. Das Problem ist das allgemeine Bild von der Gemeinde. Wieso sollten die Menschen

kommen und sich engagieren? Ich meine, sie wohnen hier, sind gut in der deutschen Gesellschaft integriert, sie wollen Gründe dafür, dass es sich lohnt, zu kommen. Sie sehen, dass sie Gemeindesteuer zahlen müssen, falls sie der Gemeinde beitreten, und das empfinden einige als ein großes Problem. Natürlich hat das Ganze aber auch mit fehlenden Programmen zu tun, die den Nerv der verschiedenen Altersgruppen treffen könnten. Und so verlieren wir im Moment ganze Familien.

• *Würden Sie also sagen, das ist ein natürlicher Trend, der auch in Frankreich oder Großbritannien zu finden ist?*

Nein, ich finde, es ist ein spezifisch deutsches Problem. Ich kenne die Situation in Frankreich oder Großbritannien nicht. Aber ich weiß, dass die Gemeinde hier sehr bürokratisch arbeitet, und in vielen Fällen fehlen die nötigen Ressourcen oder einfach die Phantasie, um erfolgreich mit der Basis und den Neuen zu arbeiten. Teilgruppen fühlen sich zu Recht ausgegrenzt. Zum Beispiel sind in Berlin junge jüdische Väter in einer gemischten Ehe von der Wahl in die leitenden Gremien ausgeschlossen. Wieso sollte ein junger Vater, der in dieser Gemeinde an der Übernahme von Leitungsfunktion gehindert ist, Gemeindesteuer bezahlen, zumal seine Kinder auch nicht als vollberechtigte Mitglieder akzeptiert werden? Da hängt vieles komplex miteinander zusammen, und ich meine, es ist Zeit, dass wir uns mehr mit Erfahrungen aus dem amerikanischen Judentum auseinandersetzen. Es ist Zeit zu schauen, was von dort auch an inhaltlicher Arbeit gut auf die hiesige Gemeindegemeinschaft übertragbar ist. In Berlin versuchen wir das auch mit Unterstützung von Rabbinerin Gesa Ederberg, die in amerikanischen Gemeinden gesehen hat, wie man auf die Leute zugeht, und wir hoffen, dass manche der Erfahrungen und Praktiken auch hier eine positive Wirkung haben können.

• *Wie würden Sie das gegenwärtige Verhältnis zwischen den religiösen und den nicht-religiösen Juden in Deutschland beschreiben? Gibt es gravierende Konflikte, oder überwiegt doch eher gegenseitige Toleranz?*

In großen Städten wie Berlin gibt es keine Schwierigkeiten in den säkular-religiösen Beziehungen. Im Gegenteil. Hier ist das ziemlich normal. Aber in kleineren Städten kann der Gegensatz schon ein Problem oder sogar Konfliktfeld darstellen. Zum Beispiel dann, wenn der Rabbiner orthodox ist, und noch ein paar wenige andere hinzukommen, das Gros sich aber russisch-säkular präsentiert. Ich denke aber, dass die jeweilige Richtung nicht das Entscheidende ist, wenn es erst einmal darum geht, in den Menschen ein Interesse für die jüdische Gemeinschaft zu wecken. Sicher, es gibt auch Voreingenommenheiten, manche sind stärker und manche sind schwächer ausgeprägt. Viele Russen haben zum Beispiel ein Problem mit der Reformbewegung, sie haben ein Problem mit Rabbinerinnen. Aber das sind Fragen und Probleme, die meiner Meinung nach durch Bildungsarbeit zu lösen sind - und dann wird die Vielfalt des jüdischen Lebens auch als etwas Positives wahrgenommen werden.

• *Wenden sich die meisten immigrierten russischen Juden, die sich auch für Religion interessieren, dem orthodoxen Judentum zu?*

Ich denke, wenn man nicht mit ihnen zusammenarbeitet, dann ja. Aber man muss mit ihnen zusammenarbeiten, um ihnen die Schönheit der Vielfalt zu erklären. Man sieht das deutlich in Berlin, wo viele Russen zu Rabbiner Teichtal [Chabad Zentrum] nach Wilmersdorf gehen, aber nicht so viele zu Gesa Ederberg [Masorti] in die Synagoge Oranienburger Strasse. Gleichwohl arbeitet Rabbinerin Ederberg jetzt auch gezielt mit dieser Gruppe. Im Allgemeinen ist es wohl auch so, dass die Anhänger der Reform- und der konservativen Bewegung gesellschaftlich sehr gut integrierte Menschen sind, die dann auch wieder starke Anreize benötigen, sich dauerhaft und

intensiv einer Community anzuschließen. Es bedarf also auch in diesem Spektrum einer besonderen Anstrengung, um die Leute an Bord zu holen. Ich glaube schon, dass viele Immigranten sich durchaus mit der Reformbewegung oder Masorti identifizieren könnten - aber man muss dieses Potential bei ihnen erst ansprechen. Unsere Familien kommen aus einer stark säkularen, aber gesellschaftlich sehr konservativen Gesellschaft. Es kann beispielsweise seine Zeit dauern, bis manche der Immigranten bereit sind, eine Rabbinerin zu akzeptieren.

- *Welche Lücken im jüdischen Bildungsangebot fallen Ihnen in Deutschland besonders auf?*

Konversionskurse. Die kann man durchaus auch auf Russisch gestalten. Was bisher offenbar auch fehlt, ist ein gezielter Versuch, religiöse Werte und Inhalte in einer für Russen verständlichen Art und Weise zu kommunizieren, das heißt auf einem intellektuell höheren Niveau. Ein intergenerationaler Ansatz, der beispielsweise Großeltern und Enkelkinder zusammenbringt, wo die Biografien der älteren Anerkennung finden, aber auch die Enkelkinder Erfahrungen aus der ‚neuen Welt‘, auch aus den Gemeinden, ihren Omas und Opas vermitteln – das wäre ein interessanter Versuch. Wir haben heute das objektive Problem, dass die erste und die dritte Generation durch die Unterschiedlichkeit der Integrationsverläufe in sehr verschiedene Welten eingetaucht sind. Aber die Gemeinden könnten so eine Art Brücke zwischen diesen Welten bilden, die sie verbindet und gegenseitig vermittelt: ‚Eure Biographien, eure Identitäten - das ist etwas, was euch verbindet.‘

- *Könnten Ihrer Meinung nach die lokalen Gemeinden der älteren Generation der Immigranten generell mehr anbieten?*

Noch einmal: Ich denke, es wäre toll, wenn sie mit jüngeren Menschen zusammenkommen würden. Wenn jüngere Menschen zu ihnen kommen würden, um mit ihnen über Religion zu sprechen, zum Beispiel. Ich denke, viele ältere Immigranten leben vollkommen abgeschirmt, und das ist traurig. Dafür kann man ihnen nicht die Schuld geben, sie können nichts dafür. Ich denke, wir sollten sehr leise und sanft versuchen, herauszufinden, wie sie mehr mit der Welt hier – und nicht nur auf Basis ihrer Vergangenheit - kommunizieren können. Wir sollten ihre Vergangenheit anerkennen, aber sie eben auch in diese neue Umgebung, in diese reale neue Welt holen. Vielleicht ist das zu abstrakt, aber etwas in dieser Richtung halte ich für wichtig.

- *Soll die Gemeinde eine Art politische Unterstützung bieten, um die soziale Lage der älteren Immigranten in Deutschland zu verbessern?*

Ich kann nur für mich sprechen. Ja, ich betreibe Lobbyarbeit dafür.

- *Wie ist Ihr Eindruck von der deutschen Medienberichterstattung bezüglich der Entwicklung jüdischen Lebens in Deutschland? Ist sie objektiv?*

Sehr kurzfristig, besonders in der Frage, was die gesellschaftliche Eingliederung der russischsprachigen Juden in Deutschland betrifft. Deren Integrationsprobleme werden praktisch gleichgestellt mit denen der russischsprachigen Deutschen oder der türkischen Minderheit. Die Medien vermitteln, diese Minderheiten hätten ähnlich Probleme, und das ist nicht wahr. Mittlerweile geht der neue Trend dahin, ein bisschen nuancierter über die Menschen zu berichten. Eine andere Schwierigkeit haben die nichtjüdischen Medien damit, Unterschiede zwischen den verschiedenen jüdischen Identitäten in diesem Lande zu verstehen und auch die säkulare jüdische Identität als etwas Normales zu akzeptieren. Das werden Sie nicht finden, das gibt's gar nicht in den [nichtjüdischen] Medien. Für manche Journalisten ist jüdisches Gemeindeleben wie Kirche, es geht dort zuallererst um Religion, und alle Probleme resultieren scheinbar daraus. Diese Denkart wird übrigens auch auf Israel und den Nahostkonflikt übertragen, und dann kommt es eben auch vor, dass der israelische Staat als ein jüdisch-religiöser Staat, im schlimmsten Fall als eine

Theokratie repräsentiert wird. Einige Zeitungen berichten über die jüdische Religion genau so wie über die Sharia, und dann ist es mit der Objektivität natürlich vorbei.

17. Arkady Litvan, 27. Mai 2009, Hannover

● *Herr Litvan, was sind die größten Herausforderungen, vor denen das heutige Judentum in Deutschland für die nächsten 10, 15 oder auch 20 Jahre steht?*

Das jüdische Leben als solches. Oder sagen wir präziser: die Verbindung zur Gemeinde. Und dann gibt es da noch einige Probleme der Integration für die Neuzuwanderer zu lösen, aber die sind weniger akut als noch vor 10 Jahren. Manche der so genannten Russen müssen sich noch etwas mehr an das hiesige Leben gewöhnen, doch diejenigen, die sich etablieren wollten, haben das schon getan oder sind auf dem besten Wege dorthin. Man kann die Unterschiede bei den Zuwanderern je nach Altersgruppe deutlich erkennen. Von Menschen, die 55 oder 60 Jahre alt waren, als sie hier eingewandert sind, kann man nun wirklich keine großartigen Integrationsleistungen erwarten. Aber der andere Teil, die jüngere Generation, sie können mittlerweile so gut Deutsch sprechen, dass man manchmal den Unterschied nicht erkennt. Bei den ganz Jungen spürt man schon gar keinen Unterschied mehr zu den Einheimischen. Manchmal haben die Jüngeren mehr Probleme mit der russischen Sprache, was ich auch wieder schade finde. Aber es ist auch schwierig, sie hier für die Gemeinde zu begeistern.

● *Ja, offensichtlich sind die nicht-jüdischen, kommunalen Konkurrenzangebote für Jugendliche erstaunlich groß. Hat die Gemeinde versucht, mit israelischen Initiativen - wie zum Beispiel Lehawa - zusammenzuarbeiten?*

Ja, das Lehawa Projekt war uns schon eine erfrischende Hilfe und Unterstützung. Natürlich ist das keine feste Institution, die permanent und strukturiert arbeitet, und die man jederzeit kontaktieren könnte. In letzter Zeit hatten wir weniger Kontakt, aber die Leute waren schon sehr aktiv hier.

● *Meinen Sie, dass sich die Beziehungen zwischen russischsprachigen Juden und Einheimischen normalisiert haben, oder gibt es noch große kulturelle oder sprachliche Hindernisse?*

Zunächst möchte ich sagen, dass ich nur für die Gemeinde in Hannover sprechen kann. Ich kenne die Situation in den anderen Gemeinden nicht. Hier haben wir kaum deutsche Juden, so gut wie keine. Zwei-drei Familien, relativ alt, und sie kommen nur selten. Es gibt noch einige, aber auch nicht so viele, die lange Zeit in Deutschland gelebt haben, Polen und einige andere, aber auch nicht so viel an der Zahl. Zusammen sind das vielleicht 100-150 Alteingesessene unter den insgesamt 4.000 Mitgliedern. Da gibt es keine klassischen Kulturkämpfe, aber natürlich kann es vorkommen, dass sich der eine oder andere unter den alten Gemeindemitgliedern fremd fühlt, wenn so viele Dinge mittlerweile anders laufen, so viel Russisch gesprochen wird usw. Wir versuchen, dieses Problem mit entsprechenden Angeboten aufzufangen.

● *Wie schätzen Sie den neuen jüdischen Pluralismus in Deutschland ein? Allein in Hannover gibt es die Einheitsgemeinde, die liberale, die unabhängige bucharische, Chabad. Macht das die jüdische Gesamtgemeinschaft stärker oder schwächer?*

Zweifellos existiert das alles. All das, was Sie aufgelistet haben, ist da, und sie sind alle aktiv. Einige sind mehr und einige weniger aktiv. Einige sind mehr und einige weniger erfolgreich. Ich bin vorsichtig in meiner Einschätzung.

● *Wird die Bedeutung Israels für das Gemeindeleben und für die Identität der Mitglieder in den kommenden Jahrzehnten genauso groß sein, wie das in den vergangenen Jahrzehnten hierzulande der Fall war?*

Ich denke, es wird so bleiben, ja. Vielleicht werden sich die inhaltlichen Akzente etwas verschieben. Bis in die 1980er Jahre hinein war für die hier in Deutschland lebenden Juden Israel ja ein Ort, wohin man eines Tages doch noch siedeln würde. Viele hatten sich dort eine Wohnung gekauft und sahen ihr Leben hier in Deutschland als etwas Vorläufiges, Provisorisches an. Inzwischen hat sich das alles geändert. Die Mehrheit glaubt, dass sie hier in Deutschland bleiben werden, und sie wollen das auch – deutschsprachige wie russischsprachige Juden. Deutschland wird ihr zu Hause, hier richtet man sich ein. Israel wird aber das spirituelle, religiös-spirituelle Zentrum bleiben.

● *Sie haben nur wenige Angestellte in der Gemeinde und begrenzte Ressourcen, aber bieten trotzdem ein breites Bildungsprogramm, einschließlich Hebräischkurse, an?*

Ja, wir haben das alles.

● *Werden die Angebote gut angenommen, oder könnte mehr an Interesse vorhanden sein?*

Manche Leute in der Gemeinde haben ein sehr spezielles und intensives Interesse an der jüdischen Bildung, aber das ist nicht die große Masse. Es ist genauso wie bei der Beteiligung an den Gottesdiensten. Diejenigen, die kommen, sind sehr interessiert, aber sie sind eben *der harte Kern*. Es ist auch schwierig, einen Überblick zu gewinnen, wie viele Mitglieder aktiv in der Gemeinde sind. Manche Leute kommen zu den Sitzungen zweimal im Jahr. Manche kommen nur zu den Gottesdiensten und nicht zu den Sitzungen. Und dann gibt es die Leute, die nur zu den Kulturveranstaltungen kommen, und das ist auch eine gemischte Gruppe. Nicht jede Kulturveranstaltung ist gleich. Manche Leute kommen nur zum Chanukkah-Ball, oder eben zu Lesungen. Aber insgesamt kommen sehr viele Leute zur Gemeinde, nur nicht eben alle gleichzeitig. Vielleicht ist das auch manchmal besser so, stellen Sie sich mal ein paar Tausend Gäste vor...

● *Sprechen wir über das Jugendzentrum. Konnten Sie dort einen Sozialpädagogen einstellen, oder arbeiten alle dort ehrenamtlich?*

Nein, es sind hauptsächlich ehrenamtliche Mitarbeiter, und es gibt auch Jugendliche, die abwechselnd dort arbeiten, damit es reibungslos funktioniert. Es ist nicht ganz ehrenamtlich, aber auch keine echte Arbeitsstelle, es gibt ein kleines Taschengeld dafür, aber nicht viel.

● *Sie haben schon ein Kindergartenprojekt im Bau erwähnt. Können sie noch etwas dazu sagen? Wie groß ist der Kindergarten?*

Wir planen einen Kindergarten für 40 Kinder. Es soll dort eine Babygruppe und eine Gruppe für die 3-jährigen und die älteren Mädchen und Jungen geben, bis sie in die Schule kommen. Der Kindergarten wird im ehemaligen Jugendzentrum arbeiten. Wir haben renoviert und ausgebaut.

● *Wann kommt die Eröffnung?*

Eben das ist gerade der Knackpunkt. Ich möchte nicht ins Detail gehen, aber das Geld für den Kindergarten wurde zugesagt, und fast 90 Prozent sind da. Eigentlich wurden 100 Prozent zugesagt. Aber 90 Prozent von den Kosten sind gedeckt, und jetzt sind die Dinge ein bisschen ins Stocken geraten, weil das Restgeld fehlt, um die Bauarbeiten fertig zu stellen.

● *Wie sehen Sie die Entwicklung der jüdischen Medien in Deutschland im Allgemeinen?*

Manchmal lese ich die „Jüdische Allgemeine“, und regelmäßig die „Evreyskaya Gazeta“. Die „Evreyskaya Gazeta“ wird sehr professionell gemacht. Ich kenne die Leute, die dort arbeiten. Sie waren bei der „Literaturnaya Gazeta“ in Russland, der Sowjetunion damals. Die „Literaturnaya Gazeta“ existiert noch, und war immer sehr gut gemacht. Und wenn man die „Evreyskaya Gazeta“ anschaut, wird ebenso klar, dass sie ein anspruchsvolles Profil hat.

18. Dr. Hermann Simon, 9. April 2010, Berlin

• *Herr Doktor Simon, Sie sind Beter in der Synagoge Rykestraße im Osten Berlins. Ist das Zufall oder bewusste persönliche Wahl?*

Die Berliner Jüdische Gemeinde versteht sich ja als Einheitsgemeinde, was nicht ganz unproblematisch ist. Dennoch halte ich das für eine gute Variante. Die Einheitsgemeinde hat verschiedene Synagogen von liberal bis orthodox, und in der Regel ist es üblich, *einer* Synagoge die Treue zu halten. Da spielen natürlich auch historische Entwicklungen eine Rolle mit. Ich selbst bin in der damaligen DDR, in Ostberlin aufgewachsen. Dort gab es überhaupt nur eine Synagoge, und das war die in der Rykestraße, die mir auch heute räumlich am nächsten liegt. Das war also die Synagoge meiner Kindheit, und da bin ich auch geblieben. Insofern bin ich Beter in der Synagoge Rykestraße, aber natürlich als Mitglied der Jüdischen Gemeinde Berlin.

• *Viele Menschen haben ihre Zeit gebraucht, um im wiedervereinigten Deutschland mental anzukommen. Ging es der Ostberliner Jüdischen Gemeinde ähnlich?*

Ich habe den Eindruck, dass nicht wenige Juden aus beiden Teilen der Stadt in der ‚neuen‘ Gemeinde noch nicht angekommen sind. Und dafür gibt es gute Gründe, denn für beide Seiten ging ja erst einmal Altvertrautes verloren. Für die Westberliner mag es erst einmal so ausgesehen haben, als würde sich nichts ändern, aber letztendlich mussten sich *alle* auf neue Gegebenheiten einstellen.

• *Die Vereinigung der beiden Gemeinden ging - wie so vieles in der Wendezeit – fast wie im Zeitraffer...*

Nein, in Berlin dauerte der Zusammenschluss der Jüdischen Gemeinden deutlich länger als die Fusion der jüdischen Landesverbände bzw. auch nichtjüdischer Körperschaften. Da hat man sich in der Tat noch ein bisschen Zeit gelassen, natürlich auch nicht zu Unrecht.

• *Hat sich zu Beginn der 90er Jahre bei den aktiven Ostberliner Juden – in der Gemeinde oder auch außerhalb – so ein Gefühl gebildet, dass ihre Anliegen und Ideen im Fusionsprozess ein Stück untergegangen sind?*

Dazu müsste man definieren, was denn unsere speziellen Ideen und Anliegen waren. Ich glaube gar nicht, dass wir die hatten. Und die Westberliner Juden hatten zunächst eine Menge Misstrauen, was sich dann allmählich gegeben hat. Aber es gab schon eine Menge Sprachlosigkeit am Anfang. In späteren Diskussionen wurde mir dann das weitverbreitete Klischee bewußt, dass im Osten die totale ‚religiöse Wüste‘ herrschte und im Westen eine religiöse Oase. In dieser Absolutheit ist das tatsächlich ein Klischee. Und um einmal in einem Bilde zu bleiben: Auch in Westgemeinden wurde eben mit Wasser gekocht. Es gibt zahlreiche Probleme und Herausforderungen, die *allen* Synagogen inhärent sind und die so gut wie nichts mit dem gesellschaftlichen Rahmen zu tun haben. Es gibt eine gemeinsame deutsch-jüdische Vorgeschichte, und dazu gehört auch das, was während der Nazidiktatur mit den Juden in diesem Land geschehen ist. Und damit sind wir nicht fertig, es wirkt auch jetzt in das Leben der Gemeinden hinein. Aber zurück nach Berlin und ins Jahr 1990. Die Ostberliner Gemeinde hatte zum damaligen Zeitpunkt reichlich 200 Mitglieder, und die Westberliner hatte einige Tausend, aber von einem blühenden jüdischen Leben war weder auf der

einen noch auf der anderen Seite die Rede. Jetzt aber haben wir um die 12.000 Mitglieder, und das ist natürlich eine gewisse Chance, das sind neue Bedingungen und Möglichkeiten, und aus denen gilt es etwas zu machen. Dazu gehört, vieles Überkommene einfach in Frage zu stellen, und dazu gehört es natürlich auch, die Dinge nicht dem Selbstlauf zu überlassen. Es wird Zeit, in geeigneten Gremien darüber nachzudenken, wie denn die jüdische Gemeinschaft in 20 oder 30 Jahren aussehen könnte – aber diese Gremien sehe ich noch nicht. Ich denke nicht, dass man damit das perfekte Zukunftsmodell entwickeln kann, aber wenn *nicht* über die Zukunft nachgedacht wird, wäre das fatal. Es reicht nicht mehr aus, hier für den Augenblick zu leben, denn hier sitzt nun wirklich niemand mehr auf gepackten Koffern. Im Gegenteil: Die Menschen sind nicht nur sesshaft geworden, sondern es sind auch sehr viele hinzugekommen, womit eigentlich niemand so richtig gerechnet hatte.

• *Wie schätzen Sie denn ganz allgemein die Perspektiven des heutigen Judentums in Deutschland ein? Wird die jüdische Gemeinschaft noch wachsen, wird sie stagnieren, oder ist theoretisch sogar mit einer Rückentwicklung zu rechnen?*

Die demographische Stabilisierung mag es in totalen Zahlen geben, sicherlich. Ob es eine richtiggehende Stabilisierung *auf lange Sicht hin* bedeutet, da habe ich meine Zweifel. Wenn wir uns die Altersstruktur der Gemeindeglieder und das Verhältnis von Sterbe- zu Geburtsraten anschauen, dann ist kein Wachstum zu erwarten, im Gegenteil. Und eine weitere substantielle Zuwanderung aus Osteuropa ist auch nicht mehr zu erwarten. Die Frage ist dann: Macht es überhaupt Sinn, weitere Synagogen zu bauen? Reichen die vorhandenen Räumlichkeiten nicht aus, und sollte man nicht andere Schwerpunkte setzen? Das wären, ich sage es noch einmal, wichtige Themen für eine Zukunftskommission, die es aber leider nicht gibt.

• *Eine Zukunftskommission, die sich auch mit religiösen Themen auseinandersetzen sollte?*

Ja, warum nicht? Wenn man unter Nicht-Mitgliedern ein Interesse an den Religionsgemeinden wecken will, dann muss man vielleicht auch einiges am Religionsleben verändern, damit sich andere mehr dafür interessieren. Sicher hat das viel mit Pluralität zu tun, aber durchaus auch mit denjenigen Leuten, die als Rabbiner und Kantoren im Einsatz sind. Jede Gemeinde muss schauen, dass sie die passenden Leute findet. Das ist kein einfacher Prozess. Respekt vor den Altgedienten – es gibt Kantoren, die seit 50 Jahren im Amt sind -, aber natürlich muss man auch junge, talentierte Leute gewinnen. Ich denke, dass man heute geeignete Leute mit Ausstrahlung und Charisma finden kann, und die Gemeinden sollten diesbezüglich junge Leute zur Ausbildung schicken, ihnen Stipendien gewähren, in ihre Zukunft investieren.

• *Die jüdische Gemeinschaft in Berlin ist, was den Deutschland-weiten Vergleich betrifft, ja strukturell ganz gut aufgestellt. Es gibt mehrere jüdische Kindergärten, Schulen, ein Gymnasium, die Jüdische Volkshochschule u.a.m. Aber wenn wir uns eine Gemeinde wie in Frankfurt/Oder anschauen, wo außer den Räumlichkeiten fast nichts vorhanden ist – wie soll eine solche Gemeinde das ‚Überleben‘ in der zweiten Generation sichern?*

Natürlich steht die Gemeinde in Frankfurt/Oder ganz am Anfang, aber gerade hier haben sich sehr engagierte Zuwanderer zusammengefunden, die intensiv die Geschichte der Vorkriegsgemeinde aufarbeiten. Diese Leute sind mit viel Energie dabei, lokale jüdische Geschichte zu rekonstruieren – das verbindet sie, und natürlich ist das auch Gemeindeleben! Was die Perspektiven der zweiten Generation betrifft, so denke ich, müssen die Gemeinden sich öffnen für Kinder mit nicht-jüdischer Mutter, aber anderen jüdischen Vorfahren. Ich glaube, da ist ein großes Potential vorhanden, und ich weiß, dass es dort durchaus Menschen gibt, die in die Gemeinden kommen *wollen* – aber man nimmt sie nicht! Und das ist für mich völlig unverständlich.

- *Manche Gemeinden suchen die Lösung in einer Art Fördermitgliedschaft, man nimmt die Kinder dieser Familien mit ins Ferienlager...*

...ja, aber in manchen Fällen eben auch nicht. Ich finde das sehr fragwürdig. Ist es nicht viel sinnvoller und auch gerechter, lieber ein Kind mehr als ein Kind zu wenig in die Ferienlager mitzunehmen?

- *Genau dies hat auch bei vielen Immigranten heftige emotionale Reaktionen hervorgerufen. Umgekehrt befürchten nicht wenige Rabbiner und Gemeindevorstände, dass mit einer Öffnung der Gemeinden für nicht halachische Juden die allgemeine Assimilation ins nichtjüdische Umfeld beschleunigt wird...*

Darüber muss geredet werden, sicher. Ich glaube aber, dass die Gemeinden nicht einmal die passenden Voraussetzungen dafür geschaffen haben, dass nicht halachische Juden konvertieren *wollen*. Wenn beispielsweise eine Gemeinde von 50 Mitgliedern irgendwo in der Peripherie fünf Kinder nicht mit ins Ferienlager nimmt, weil ‚nur‘ der Vater jüdisch ist, dann finde ich das inakzeptabel. Wieso nimmt man die Kinder nicht mit und formuliert den Wunsch: ‚Wir hätten gern, dass ihr später konvertiert.‘ So aber geht man das Problem wohl vom falschen Ende her an. Wenn die nicht halachischen Juden und ihre Familien von vornherein in eine Außenseiterposition gedrängt werden, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn die sich andere Gemeinschaften und Netzwerke suchen. Ich denke, hier sollte gerade die Einheitsgemeinde flexibler werden. Langfristig wird die jüdische Gemeinschaft in Deutschland wohl Menschen mit derartigem Hintergrund benötigen. Aber hier, an diesem Punkt, verbaut sie sich schon mal die Möglichkeiten, jenen den Übertritt zu ermöglichen, die selbst jüdische Vorfahren haben und nicht selten auch eine jüdische Identität mitbringen.

- *Ich würde gern noch einmal auf die Situation der Gemeinden im Osten zurückkommen...*

Natürlich kämpfen die Gemeinden dort mit einer schwachen Infrastruktur, und das selbst nach der Zuwanderung der 90er Jahre. Aber so wie in relativ starken Großstadtgemeinden hängt viel von den Rabbinern und Kantoren vor Ort ab. Denken Sie an William Wolff in Rostock und Schwerin. Der Mann hat in hohem Alter Russisch-Kurse belegt, betreut verschiedene Gemeinden in Mecklenburg-Vorpommern, er spricht die Leute an, hat Visionen und baut einen Nachfolger auf. So, finde ich, muss es sein, und eben nicht: ‚Nach mir die Sintflut...‘

- *Für wie wichtig halten Sie es für Gemeinden im Osten, die um die 500-800 Mitglieder zählen, einen jüdischen Kindergarten aufzubauen – selbst wenn die Zahl der Mädchen und Jungen sehr niedrig bleiben würde?*

Da muss man sich zuerst die Bedingungen vor Ort anschauen. In manchen Fällen ist es wohl illusorisch, einen kompletten Kindergarten zu eröffnen. Aber eine regelmäßige Nachmittagsbetreuung kann ja auch viel bewirken, wenn sie gut gemacht ist. Natürlich besteht nur ein begrenzter Spielraum, wenn aus den Familien selbst nicht das Interesse kommt, sich in diese Arbeit mit einbinden zu lassen. Man kann den Familien nicht vorschreiben, zu Hause bestimmte jüdische Traditionen zu pflegen. Aber über die Kinder könnten natürlich auch Inspirationen in die Familien gebracht werden.

- *Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Kindergarten-Projekten ist in den letzten Jahren ‚von außen‘ angeschoben worden, u.a. von Chabad Lubawitsch und der Ronald S. Lauder Foundation. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?*

Ich muss – als Liberaler - mit der inhaltlichen Arbeit dieser Bewegungen nicht konform gehen, respektiere aber, dass sie sich engagieren. Ihr Engagement gewinnt zudem an Bedeutung, weil sich

die staatliche Förderung der jüdischen Gemeinden in Deutschland in Zukunft kaum so fortsetzen wird wie bisher. Die Lauder Foundation bietet den Menschen hier viel an jüdischer Bildung an – nicht nur Kinder- und Jugendarbeit-, sie investiert auf ganz verschiedenen Ebenen. Es steckt eine Idee dahinter, die Leute sind motiviert. Wenn wir schon einmal bei der allgemeinen Pluralisierung in Berlin sind, dann sollten wir aber – auch und gerade im orthodoxen Spektrum – ‚Adass Jisroel‘ nicht vergessen. Auch diese Gemeinde gehört zum Berliner Spektrum, selbst wenn sie völlig unabhängig von der Einheitsgemeinde agiert.

- *Vereine und Initiativen, die eher säkulare Juden in Deutschland erreichen wollen, scheinen weniger beständig. Erst vor kurzem hat der Jüdische Kulturverein Berlin seine Selbstauflösung bekannt gegeben...*

Ja, der Jüdische Kulturverein hat die jüngeren Generationen nicht dauerhaft anziehen können. Insofern hat er wohl seine Aufgabe für eine bestimmte Alters- und Zielgruppe erfüllt. Der JKV hat sich nie als Konkurrenz zur Jüdischen Gemeinde verstanden, aber ein Modell für andere Städte oder Initiativen ist er offensichtlich auch nicht. Bei säkularen Initiativen sollte man, denke ich, einfach den jungen Leuten etwas zutrauen und sie kreativ sein lassen - und das dann nicht sofort als Gefahr für etablierte Gemeindestrukturen empfinden. Ich denke, Projekte und Vereine, die sich dem Judentum eher rational, eher mit intellektuellen als mit religiösen Fragen nähern, wird es auch in Zukunft geben. Leute, die sich innerhalb der Religionsgemeinden nicht aufgehoben fühlen und ihre eigenen Netzwerken bilden, brauchen auch Unterstützung.

19. Jewgenij Singer, 8. Juni 2009, Frankfurt

- *Herr Singer, wo sehen Sie heute die größten Herausforderungen für das organisierte jüdische Leben in Deutschland?*

Ich glaube, dass gerade eine sehr wichtige - man könnte sagen: historisch zu nennende – Phase gekommen ist, in der ein Wandel in vielen jüdischen Organisationen stattfindet. Nicht zuletzt wegen des Alterungsprozesses der Alteingesessenen übernehmen jüngere jüdische Zuwanderer nun führende Positionen in den Gemeinden. Es kommen also neue Leute in die Verantwortung, und die Probleme drängen heftig. Und es ist wichtig, dass dieser Übergang funktioniert. Jetzt haben [jüdische] Jugendzentren überall in Deutschland Schwierigkeiten, genügend qualifizierte Leute zu gewinnen. Das Problem ist nicht, dass solche Leute nicht vorhanden wären. Sie müssen nur auf die richtige Art motiviert werden. Aber die Gemeinden haben es verpasst, die Menschen in ihrem jüdischen Leben von früh an, oder von dem Moment, in dem sie nach Deutschland gekommen sind, mit einzubeziehen. Jetzt gibt es sehr große Schwierigkeiten, die Leute im Alter zwischen 20 und 35 Jahren doch noch aktiv in das Gemeindeleben einzubinden. Viele Gemeinden haben schon fast resigniert, denn sie glauben nicht, dass sie noch Erfolg haben werden. Aber ich denke, es ist ein konzeptionelles Problem. Die Gemeinden müssen ihre Vorstellungen ändern und die Menschen anders motivieren.

- *Was schlagen Sie vor?*

Dass in jeder Gemeinde oder jüdischen Organisation - aber jetzt sprechen wir von der Gemeinde -, es einen Verantwortlichen für die jungen Menschen zwischen 18 und 40 Jahren geben soll; eine Person, die professionell mit den jungen Erwachsenen arbeitet. In vielen Gemeinden soll das bis heute von den Jugendleitern gleich mit abgedeckt werden, aber damit sind die Jugendleiter natürlich überfordert. Dafür ist die Aufgabe einfach viel zu komplex. Die Jugendleiter haben genug mit den Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren zu tun, und das sind zwei verschiedene Welten.

Man braucht ein Konzept für Kinder zwischen 6-18 Jahren und ein weiteres Konzept mit einem besonderen Ansatz für junge Erwachsene. Wenn jede Gemeinde, oder jede Institution, einen Verantwortlichen dafür aufbaut, wäre das schon ein Schritt in die richtige Richtung.

● *Entwickelt sich in Deutschland so etwas wie ein neuer jüdischer Pluralismus, und wenn ja – stärkt oder schwächt er die Gesamtgemeinschaft?*

Ich meine, wir müssen hier schon sehr genau differenzieren. Ich persönlich fühle mich dem orthodoxen Judentum verbunden und sehe einiges an den anderen Strömungen kritisch - einfach auch, was die gesellschaftlichen Wirkungen betrifft. Die Erfahrungen des Reform-Judentums in Amerika und anderen Ländern zeigen einfach, dass bestimmte Orientierungen und Neuheiten deutlich in die Assimilation führen. Der Trend ist unverkennbar und auch empirisch belegt. Viele Juden, um es frei heraus zu sagen, sind verloren gegangen, weil sie sich mehr oder weniger komplett selbst assimiliert haben. Das ist die eine Sache. Die andere Sache ist die Zusammenarbeit, wenn im Gemeindeleben zusätzlich etwas zu den religiösen Veranstaltungen angeboten wird. Da bin ich sehr aufgeschlossen. Aber das orthodoxe Judentum und die Halachah sollten nicht in Frage gestellt werden.

● *Sie sehen die Gefahr der Assimilierung auch in Deutschland?*

Ja, die ist einfach vorhanden.

● *Sie sind Mitglied der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt. Das bedeutet, dass sie das Konzept der Einheitsgemeinde befürworten?*

Als ein Vertreter der Einheitsgemeinde muss ich nicht alles, was dort passiert, befürworten. Es gibt das Konzept der Einheitsgemeinde, und dieses Konzept macht ja schon aus rein organisatorischen Gründen Sinn. Andererseits bin ich der Auffassung, dass das *religiöse* Leben in der Gemeinde nach orthodoxem Ritus organisiert werden sollte. Man kann sich über die Begriffe streiten, aber im Prinzip ist klar, was hier gemeint ist. Um das religiöse Leben herum, ich betone es noch einmal, können natürlich noch ganz andere Schwerpunkte gesetzt werden. Wir können einen Kulturklub betreiben, den Tag des Sieges am 9. Mai feiern, Liedermacher und Schriftsteller einladen, das alles muss ja keinen direkten Bezug zu Religion haben. Aber dort, wo es um die jüdische Religion und Tradition geht, sollte man schon genau hinschauen und auch differenzieren. Viel Resonanz gibt es heute für das liberale Judentum. Die Frage bleibt für mich: sind die Leute an der Basis dort Mitglieder aus liberaler Überzeugung? Verstehen sie die tiefen philosophischen Gedanken hinter dem Konzept von liberalem Judentum? Oder finden sie es einfach angenehmer, dass man auf Deutsch sprechen kann und nicht auf Hebräisch beten muss?

● *Sie hatten beim Bundesverband jüdischer Studenten in Deutschland (BJSD), speziell in Hessen, für Jahre eine sehr aktive Rolle...*

Es gilt zu unterscheiden zwischen dem Bundesverband und dem Landesverband hier in Hessen. Vor vier bis fünf Jahren war ich Delegierter aus dem Landesverband Hessen und nahm an den nationalen Konferenzen teil. Aber ich habe mich im Wesentlichen auf meine Aufgaben in Hessen konzentriert.

● *Hatten Sie ein spezifisches Motiv?*

Ich wollte die Idee von Judentum und jüdischem Leben zusammen mit Freunden aufgreifen und leben, denn ich wusste: das wäre in der Sowjetunion einfach unmöglich gewesen. Hier, wo man die Gelegenheit dazu bekommt, wäre es fast kriminell, sie auszuschlagen. Vielleicht wollte ich auch etwas tun, um das Verlorene wieder wettzumachen, und andere motivieren, insbesondere die

Neuzuwanderer. Ich möchte sie immer noch dazu motivieren, dass sie viel aktiver in der jüdischen Gemeinde werden.

- *Wie entwickelt sich die Arbeit mit jüdischen Studenten aus Ihrer Perspektive?*

Die Ökonomen würden sagen: ‚Der Markt existiert‘. Es gibt Interesse an Veranstaltungen über Judentum und Israel, keine Frage, nicht nur beim BJSD, auch bei anderen Jugendorganisationen in Deutschland. Schwieriger ist es dagegen, mit den Leuten in kontinuierlicher Weise zu arbeiten. Deswegen braucht man Leute mit Führungsqualitäten. Man braucht Verantwortliche. Leute, die schaffen und gestalten. Ich denke, es fehlt nicht am guten Willen. Aber man hat es bisher wohl weitgehend versäumt, junge Menschen zu engagieren, sie in Verantwortung zu nehmen, zu trainieren. Das ist ein großes Problem. Einerseits fehlen kompetente junge Leute, die motiviert sind, andererseits wurde die Gruppe der Studenten in vielen Gemeinden auch lange Zeit nicht so richtig ernst genommen.

- *Das klingt sehr kontraproduktiv.*

Es ist kontraproduktiv, und wenn wir es auf den Punkt bringen wollen: Diese Altersklasse ist nicht so interessant für die Wahlen. Deswegen wird dieser Gruppe auch nicht so viel Aufmerksamkeit entgegengebracht.

- *Meinen Sie in den Gemeinden?*

Ja, und die Studenten sind in der Tat für Gemeindevorstandswahlen nicht richtig attraktiv. Junge Leute wohnen zunächst in der einen Stadt, und dann ziehen fürs Studium um, für den Beruf dann wieder in eine andere usw. Deswegen sind sie uninteressant, Gemeinde-politisch gesehen. Die Gruppe hat aber intellektuelles Potential, sie könnte Dinge bewegen – auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft –, aber es fehlt ihnen häufig die Motivation. Deshalb brauchen wir Führungspersönlichkeiten, die junge Leute ansprechen, motivieren und organisieren können. Sie müssen intensiver ausgebildet und besser engagiert werden. Mein Eindruck ist, dass viele junge Juden in Deutschland – und besonders unter den Studenten – sehr kompetent sind. Aber niemand schafft es, sie so richtig zu motivieren.

- *Wie viele Mitglieder zählt der BJSD heute?*

Die Zahl liegt wohl ungefähr bei 5.000 Mitgliedern. Dabei muss man bedenken, dass es Direktmitglieder gibt, aber auch die Mitglieder in den Landesverbänden, und die sind automatisch auch BJSD-Mitglieder. Also gibt es mehr als 5.000 heute, die wirklich erreicht werden können. Und es gibt noch viel, viel mehr Nicht-Mitglieder. Wir haben in Hessen die Erfahrung gemacht, dass man die Resonanz unter ihnen tatsächlich stark erhöhen kann. Als ich Vorstandsvorsitzender im Hessischen Landesverband wurde, hatte der etwa 500 Mitglieder. In zwei Jahren konnten wir dann die Mitgliederzahl fast verdoppeln, aber sie ist immer noch zu niedrig, wenn man bedenkt, dass es in Hessen etwa 2.000 junge Juden im Studentenalter gibt. Ich frage mich, wo sie alle sind.

- *Wie haben Sie und Ihr Team es geschafft, die Mitgliederzahl in zwei Jahren zu verdoppeln?*

Erstens waren wir aktiver und haben mehr auf die Beine gestellt. Umso mehr man tut, desto größer das Echo. Genau wie in der Werbung.

- *Wie sah die inhaltliche Arbeit aus?*

Wir hatten drei Schwerpunkt-Bereiche in unserer Arbeit. Ein Bereich war der religiöse - wir organisierten Kabbalat Shabbat, Kidduschim, und wir begingen die wichtigsten jüdische Feiertage zusammen. Der zweite Bereich betraf Israel, die aktuellen politischen Entwicklungen, die Entwicklung der israelischen Gesellschaft als solcher. Wir schauten uns dazu Filme an, diskutierten

viel, luden Israelis ein. Der dritte Bereich war Unterhaltung. Wir organisierten Partys, gingen ins Kino, besuchten Bars. Wir teilten uns die Aufgaben in diesen Bereichen, und wir waren offen für das, was die Leute selbst einbringen wollten. Zugegebenermaßen haben wir den religiösen Schwerpunkt ein bisschen ernster genommen – denn wir wussten ja: dort herrscht der größte Mangel. Einen schönen Film kann man sich im Kino auch mal alleine anschauen. Aber Pessach wird von vielen zu Hause nicht gefeiert, deswegen luden wir die Studenten zu uns ein.

- *Fehlen für die Arbeit mit Studenten und jungen Erwachsenen mehr Führungsseminare?*

Praktisch gesehen, ja. Aber der erste, wichtigste Schritt ist schon in einigen großen Gemeinden in Deutschland vollzogen. Man hat jemanden, der sich ausschließlich um die jungen Erwachsenen zwischen 18 und 35 oder 40 Jahren kümmert. Eventmanager, wenn Sie so wollen. Jemand, der verantwortlich ist für diese Altersgruppe, und der oder die dann auch ein spannendes Programm auf die Beine stellt – Kunst, intellektuell anspruchsvolle Abende, Parties, Filmabende, Lesungen, wenn möglich, eben auch Leadership-Seminare.

- *Einmal angenommen, die Finanzen reichen aus - sollte es dann einen ‚Profi‘ für junge Erwachsene in jeder Gemeinde geben?*

Ja sicher, aber eben eine Person, die sich gezielt um die Altersgruppe 18 bis 35 oder 40 kümmern kann. Jemand mit professioneller Ausbildung, entsprechend bezahlt, mit einem Universitätsabschluß, und in der Sache kompetent.

20. Dr. Tatyana Smolianitski, 12. Juni 2009, Düsseldorf

- *Frau Doktor Smolianitski, wann haben Sie Ihre Reihe von Vorträgen über jüdische Geschichte und Kultur angefangen, die dann sehr schnell in ganz verschiedenen Gemeinden in Nordrhein-Westfalen gefragt war?*

Ich habe mit diesen Vorträgen in der Dortmunder Gemeinde im Jahre 1996 angefangen, und bis heute halte ich dort jeweils einen Vortrag pro Monat. Das Projekt *Gesher* wurde etabliert, nachdem die Menschen aus anderen Städten zu mir kamen und fragten: Wieso halten Sie Vorträge in Dortmund und nicht in Recklinghausen oder in Münster? Ich wurde dann von verschiedenen Gemeinden eingeladen. Irgendwann habe ich angefangen, die gleichen Vorträge und Kurse in mehreren Orten anzubieten.

- *Wie ging es weiter, und wie ist „Gesher“ entstanden?*

Nach einigen Jahren haben wir gesehen, dass einfache Vorträge nicht ausreichten, die Leute wollten einfach mehr. Dann hatten wir die Idee, eine Buchpräsentation zusammen mit mehreren Bekannten aus Israel und Russland zu veranstalten. Eine jüdische Buchpräsentation, immer genau dort, wo ich die Vorträge halte. Es gibt einen sehr erfolgreichen [russischsprachigen] Verlag in Israel, der von Michael Greenberg geführt wird und *‘Gishrei Tarbut Association’* heisst. Michael Greenberg wurde auf die Frankfurter Buchmesse eingeladen, und dann schlug er vor, dass wir die von ihm gebrachten Bücher vorstellen würden. Nach der Frankfurter Buchmesse hatten wir eine kleine Buchpräsentation in fünf verschiedene Gemeinden in Deutschland. Es ging um die besten 101 Bücher über das Judentum auf Russisch. Nach diesen Aktionen war uns klar: Wir sollten das nicht nur privat organisieren, wir sollten eine offizielle Organisation gründen. Also etablierten wir den Verein *‘Gesher - Integration durch Kultur und Bildung e.V.’* Das war 1999. Rabbi Henry Brandt hat uns ausdrücklich unterstützt und hält uns bis heute als Vorstandsmitglied die Treue .

- *Sie verbinden Bildung nicht nur mit Büchern, sondern auch mit Familienarbeit?*

Es sind komplexe Aufgaben, und da überschneiden sich auch mal die Zielgruppen. Ich halte regelmäßige Vorträge über jüdische Geschichte und Literatur, aber wir machen auch Programme für Kinder im Alter von 6-12 Jahren. Das gehört zu meiner Arbeit für die Gemeinde. Den zweiten Part bilden ‚Gesher‘ und Vorträge in der Erwachsenenbildung, und der dritte Teil ist die Zusammenarbeit mit JOINT. Dort haben wir drei Projekte am Laufen: das Bibliothekaren-Projekt, Familienseminare in verschiedenen Gemeinden und schließlich das ‚Fest des jüdischen Buches‘ - einmal im Jahr in Duisburg. Das ist schon ein breites Spektrum, aber alles was ich tue, hat mit Bildung zu tun. Im Familienprogramm arbeiten wir mit den Familien für einen Tag oder sechs Stunden. Die Hauptsache ist, dass wir dort eine gemeinsame Erfahrung innerhalb eines jüdischen Rahmens anbieten. Wir verbinden die jüdischen Themen soweit wie nur möglich mit Abläufen aus dem realen Leben. Natürlich besprechen wir den Zyklus des jüdischen Lebens, von der Brit Milah zu Bar Mitzvah, und von der Bar Mitzvah zur Beerdigung. Wenn die jüdische Hochzeit besprochen wird, kann es sein, dass wir auch eine Chuppah im Seminar bauen. Und innerhalb eines Seminars in Recklinghausen war es das erste Mal seit 15 Jahren, dass es zu einer echten Chuppah in der Synagoge kam.

- *Die wichtigsten Adressaten für die ‚Gesher‘-Vorträge sind Erwachsene im Alter von über 40 Jahren?*

„40 plus“, „50 plus“, aber das kann von Stadt zu Stadt auch verschieden sein. In Bielefeld gibt es beispielsweise eine liberale Gemeinde und ein Institut für Geschichte und Politik an der lokalen Universität. Geschichtsstudenten von der Universität kommen zu mir, die sitzen dann einträchtig neben den jüdischen Erwachsenen und haben genau so viele Fragen.

- *Wie werden die Bildungsveranstaltungen für die lokalen Bibliothekare organisiert?*

Jede jüdische Gemeinde findet da ihre eigene Lösung. Wie sie das organisieren, bleibt ihnen selbst überlassen. Unsere Idee ist aber auch hier die Bildung, wir geben inhaltliche Impulse. Wir besuchen ganz verschiedene Gemeinden und ihre Bibliotheken, für die Workshops muss natürlich auch die Finanzierung gesichert werden. In diesem Jahr werden wir eine Sommerschule für Bibliothekare anbieten. Sie wird zwei bis drei Tage dauern, vielleicht in meiner Gemeinde, vielleicht auch in einer anderen. Die Sommerschule wird Deutschland-weit angekündigt.

- *Gab es schon einmal so etwas wie einen Ermüdungseffekt?*

Dynamik ist immer geblieben, und manchmal entwickeln sich die Themen einfach weiter – neue Fragen kommen hinzu. Da entsteht an manchen Orten regelrechte Kontinuität. In Bochum halten wir Seminare für Erwachsene seit acht Jahren, in Dortmund schon seit 13 Jahren. Am Anfang war es einmal im Monat, aber jetzt haben wir jede Woche eine stabile Gruppe von etwa 20 Leuten. Manche ehemaligen Teilnehmer sind leider inzwischen gestorben, aber neue Interessenten kommen hinzu. Ich bin sehr zufrieden mit der Entwicklung. Für manche Leute gehören die Vorträge jetzt einfach zu ihrem Leben, und so treffen wir uns in Bochum jeden Dienstagabend.

- *Sie benutzen nicht die gleiche Literatur wie in einem Gottesdienst, aber es scheint, als ob die Teilnehmer auch etwas für ihre Körper und Seele bekommen wollen.*

Ja, es ist eine schöne Erfahrung, zu sehen, dass bei diesen Lesungen und Vorträgen auch die Seelen dabei sind. Bei manchen Besuchern erlebt man, wie sie immer aufgeschlossener werden und sich intellektuelles Interesse, Fragen an das Judentum oder Fragen an das Leben überhaupt dann auch vermischen. Etwas ähnliches erleben wir – natürlich in viel größerer Bandbreite – bei den Limmud-Festivals. Es ist schön, wenn Lernen und Leben ineinander greifen, aber natürlich ersetzen wir

damit nicht die Synagoge. Ich bin aber auch davon überzeugt, das jüdisches Leben, jüdische Gemeinschaft sich heute keineswegs auf Synagoge und Religion beschränkt. Das Spektrum und der Horizont sind breit.

● *Mit der Arbeit für „Gesher“, ihren Vorträgen, Workshops, Bibliotheks- und Familienseminaren sind Sie recht stark in jüdische Netzwerken in Deutschland eingebunden. Was motiviert Sie dabei vorrangig?*

„Gesher“ ist eine Institution, die Möglichkeiten eröffnet, sich die jüdische Welt zu erschließen, und das erlebe ich genauso wie die Menschen aus unserer Zielgruppe. Ich schätze mein Team und die mir angebotenen Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung. Wir sind seit 13 Jahren in diesem Land, ich habe viele Leute kennen gelernt und Freundschaften geschlossen, viel Austausch erlebt. Aber der ursprüngliche Impuls war die Geburt meines Sohnes Alex. Als er zur Welt kam, bewegte mich die Frage, woher er das Gefühl bekommen kann, auch kulturell zu Hause zu sein. Schrittweise entdeckte ich dabei das Judentum und die jüdische Bildung. Das war der ursprüngliche Antrieb, meine Motivation, zunächst für Alex, und das hat dann alles geändert.

● *Glauben Sie, dass Israel – als jüdischer Staat, aber möglicherweise auch als spirituelles Zentrum für die Diaspora – seine bisher recht große Bedeutung für die kollektiven Identitäten der Juden in Deutschland behalten wird?*

Ja, aber jede jüdische Gemeinde kann diese Bedeutung anders gewichten, und das ist dann schon fast eine philosophische Frage. Manche Gemeinden sagen: ‚Wir leben in der jüdischen Gemeinschaft Deutschlands. Wir sind keine Vermittlungsagentur, die Leute nach Israel schickt. Wir sollten uns primär als eine jüdische Gemeinde in Deutschland entwickeln.‘ Dennoch haben die Menschen selbst, besonders diejenigen aus Russland und der ehemaligen Sowjetunion, ein großes Interesse an Israel. Ich bin gerade dabei, ein Projekt zu organisieren, bei dem wir die Geschichte Jerusalems und Israels ein Jahr lang studieren und dann eine Reise nach Israel organisieren. Die Nachfrage ist groß.

● *Haben Sie schon mal etwas Ähnliches unternommen?*

Wir planen Seminar und Reise zusammen mit Rabbi Michael Kogan aus Düsseldorf und einigen zusätzlichen Aktiven. Die Leute wollen Israel durch Rabbi Kogan’s Augen sehen - oder auch durch meine. Sie haben Vertrauen in uns und wollen genau diese Kombination: Studium und Reise. Also werden wir zuerst ein Jahr lang israelische und zionistische Geschichte studieren, und dann mit dieser Gruppe nach Israel fliegen. Ich denke, das sind besonders wichtige Erfahrungen auch für die mittlere Generation.

21. Joshua Spinner, 6. Mai 2009, Berlin

● *Herr Rabbiner Spinner, was hat Sie und Ihre Familie motiviert, 1997 nach Deutschland zu kommen?*

Eigentlich gab es schon damals genügend Gründe, eine Arbeit als Rabbiner in Deutschland in Betracht zu ziehen. Es gab hier schon eine erhebliche Zahl von Neuzuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion, aber nur wenige, wenn überhaupt, Rabbiner und russischsprachige Lehrer. Wenn ich nicht irre, gab es damals nur einen einzigen russischsprachigen Rabbiner in Deutschland - das war Rabbi Marc Stern in Osnabrück, der sich selbst Russisch beigebracht hatte. Zum damaligen Zeitpunkt zählte die jüdische Gemeinschaft in Deutschland schon wieder etwa 70.000 Mitglieder. Es war klar, dass es ein großes Wachstum gab, und dass hier mehr Rabbiner gebraucht würden.

- *Sprechen Sie Russisch?*

Ja. Es ist sogar angenehmer für mich, Russisch zu sprechen als Deutsch. (*lacht*) Nein, im Ernst, ich hatte keine Verbindung zu Russland oder zur russischen Sprache, bevor ich nicht für ein Jahr als Rabbiner nach Minsk gegangen war. Dort lernte ich die russische Sprache, und sie öffnete den Zugang zu den Menschen dort genauso, wie sie es hier bei den Immigranten in Deutschland tut.

- *Was ist Ihrer Meinung nach die größte Herausforderung für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland heute?*

Dass entscheidende Problem scheint mir die einmalige Situation einer zentralisierten Gemeindefinanzierung bei gleichzeitig noch unausgereiften, unterentwickelten Strukturen. Einerseits gibt es eine enorme staatliche Förderung, andererseits eine sich sehr schnell verändernde und wachsende Dynamik. Wir finden einen recht großen Fördertopf vor, aber die Strukturen im [organisierten] jüdischen Leben sind noch nicht konsolidiert. Die eigentliche Herausforderung ist: Wie kann dieser Prozess funktionieren? Werden instrumentalisierende und eigennützige Kräfte gewinnen, oder aber die breitere Perspektive, die sicherlich gut für das jüdische Leben ist - unabhängig von den Ansichten und Positionen der aktiven Gruppen

- *Empirische Studien haben gezeigt, dass die Religiosität unter den russischen Juden in Deutschland schwächer ist als unter den Einheimischen. Große Schwierigkeiten werden vorausgesagt, wenn sich – wiederum gerade unter den Immigranten – nicht ein viel größerer Teil der jungen Erwachsenen zu einem Engagement in und um die Synagogen entschließt. Wie gehen Sie diese Probleme in den Einrichtungen der Lauder Foundation an?*

Die bisherigen Studien zur Religiosität der Immigranten sind wenig hilfreich, denn sie messen die Religiosität oder Observanz statisch als Schnappschüsse, anstatt die Dynamik der Prozesse zu beachten. So funktioniert weder Religiosität noch Observanz. Die meisten Zuwanderer wussten allerdings fast gar nichts von ihren Wurzeln, als sie hier ankamen, beachteten keine halachischen Prinzipien und glaubten an nichts. Das war nicht ihr eigenes Verschulden, sondern lag an den repressiven Umständen des sowjetkommunistischen Systems. Die Frage war und ist nun: Was passiert, wenn sich die Möglichkeit, ein jüdisches Leben zu führen, in der Tat bietet? Einige Immigranten sind sehr interessiert an ihren Wurzeln und wollen ihre Religion und Tradition neu entdecken. Andere sind weniger und manche auch gar nicht interessiert. Doch diejenigen, die interessiert sind, werden die Einheimischen überholen hinsichtlich ihrer Observanz, Religiosität und aller anderen messbaren Faktoren. Wer daran zweifelt, sollte unsere Projekte in Berlin oder Leipzig besuchen, oder in die Synagoge in Frankfurt oder Köln kommen und die Menschen beim Gottesdienst erleben: Einheimische oder Immigranten? Und nun zu unserer eigenen Aufgabe: Wir sind hier, es wird ein jüdisches Leben langfristig in Deutschland geben. Darin muss investiert werden. Wir haben dafür zu sorgen, dass die Gemeindestrukturen stark, ansprechend und praktikabel werden. In der Situation, die wir jetzt haben, werden viele Ressourcen noch verschwendet, sie gehen ins Nichts. Ist es wichtig, ob man Schachspiel und Sport innerhalb oder außerhalb der Gemeinde betreibt, was hat das für eine Bedeutung für jüdisches Leben? Ich denke, vielmehr müssen wir uns um gute Schulen kümmern, um attraktive und interessante altersgerechte Angebote. Um Gottesdienste mit einer Breitenwirkung, offen auch für Leute, die sich nicht so gut auskennen. Mit anderen Worten: Es muss Qualität geben! Und wenn die Qualität stimmt, dann kommen auch die Menschen. Auf diese Art versuchen wir es jedenfalls. Das strategische Modell ist der Aufbau einer jungen, engagierten Gemeinschaft ohne politische Hintergedanken.

- *Können Sie ein paar Wörter über die Anfänge der Lauder Foundation hier in Berlin verlieren?*

Im September 2000 haben wir im Vorbau der Synagoge Rykestraße in Ostberlin mit neun Schülern und einem kleinen Yeshiva-Programm angefangen, und im Jahr darauf mit einer ähnlichen Institution für Frauen, einer Midrascha in Frankfurt am Main. Die ist schließlich auch nach Berlin umgezogen – und heute sind wir hier im Prenzlauer Berg und in Mitte, mit der Yeshiva und der Midrascha. Wir haben eine Kerngemeinde mit ungefähr 30 jungen, frommen Familien, daneben einen Kindergarten, eine Grundschule, die Kinder aus einem viel breiteren Spektrum anzieht. Und darum geht es mir auch: Wir können eine jüdische Erfahrung von einer hohen Qualität anbieten, denn es gibt einen Kern von Leuten, die sie wirklich haben wollen. Und von dieser Basis aus können wir den Leuten sagen: Schaut! Hier ist eine tolle Schule und es lohnt sich, eure Kinder *hierher* zu schicken, und nicht in eine nicht-jüdische Schule.

• *Was bietet die Lauder Yeshiva „Beis Zion“ in Berlin Mitte potentiell interessierten Studenten an?*

Heute gibt es ein weit reichendes Programm in der Yeshiva - beginnend mit Anfängerkursen, meist für Oberstufenschüler oder Hochschulstudenten, die lernen hier am Abend. Daneben gibt es auch ein Vollzeitprogramm, normalerweise für Jugendliche nach dem Abitur, aber noch vor dem Beginn eines Universitätsstudiums. Diese jungen Männer lernen ganztägig für ein, zwei oder drei Jahre. Spätestens nach dem Ende des dritten Jahres ermuntern wir sie, sich an einer Universität oder Hochschule einzuschreiben, außer denjenigen natürlich, die das Rabbiner-Programm besuchen wollen. Seit 2005 haben wir hier – zusätzlich zur Yeshiva „Beis Zion“ – das Rabbinerseminar zu Berlin, eigentlich eine neue und unabhängige Institution, und wir haben ihm den historischen Namen „Hildesheimersches Rabbinerseminar“ gegeben. Das Rabbinerseminar ist zuständig für ganz Deutschland und befindet sich in der Brunnenstrasse, auch da, wo die Yeshiva „Beis Zion ist.

• *Wie viele Studenten hat das Programm des Hildesheimerschen Rabbiner-Seminars?*

Momentan gibt es neun, einschließlich zweier Studenten, die kurz vor ihrer Ordination stehen.

• *Wie viele von ihnen beabsichtigen, nach der Ordination als Rabbiner in Deutschland zu arbeiten?*

Ich kann es nicht garantieren, aber vermutlich wollen alle danach als Rabbiner in Deutschland arbeiten. Wir ermuntern die Studenten ausdrücklich dazu.

• *Woher kommen die Studenten in der Regel?*

Es ist eine sehr interessante Mischung. Von den zwei jetzigen Absolventen kommt einer aus Budapest, und der andere ist ein ehemaliger Einwanderer aus Russland. Einer wird künftig als Rabbiner in Leipzig tätig sein, der andere in Köln. Von den anderen Studenten ist einer ein Amerikaner, der durch ein Fulbright-Stipendium hierher gekommen ist. Es gibt noch einen gebürtigen deutschen Juden hier - und alle anderen sind Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion.

• *Gibt es andere Projekte in Deutschland, die Lauder Yeshurun unterstützt?*

Ja, Lauder Yeshurun engagiert sich für Projekte in Leipzig und Hamburg, und separat unterstützt die Ronald S. Lauder Foundation auch die Lauder-Moriah-Schule in Köln und den Lauder Kindergarten der Jüdischen Gemeinde in Hamburg.

• *Die jüdische Bevölkerung in Berlin ist heute sehr heterogen. Gibt es eine bestimmte Gruppe, die in den Bildungseinrichtungen von Lauder dominiert?*

Nein, auf keinen Fall. Es ist eine sehr heterogene Gruppierung, das stimmt. Man kann vier verschiedene Gruppen bei uns treffen: Israelis, Deutschsprachige, Russischsprachige und

Englischsprachige. Es ist eine Mischung, und genau das hat auch wieder eine gewisse neutralisierende Wirkung. Allerdings muss man mit den „Subgroups“ vorsichtig sein. Die eigentliche Herausforderung ist es, ein neutrales Gleichgewicht zu schaffen und gleichzeitig noch anziehend für alle Gruppen, einschließlich der Russen, zu wirken. Das ist nicht einfach, aber machbar.

- *Kulturelle Streitigkeiten sind also beherrschbar?*

Als wir hier angefangen haben, habe ich viel Zeit mit der Mediation von soziokulturellen Konflikten verbracht. Als jemand, der aus dem Westen kommt, verstand und identifizierte ich mich mit den einheimischen, aber als mittlerweile auch Russischsprachiger konnte ich mich auch mit den Immigranten identifizieren. Aber richtiggehende Kulturkämpfe haben wir hier nicht. Ich denke, dafür gibt es drei Gründe: Erstens sind wir so heterogen, dass es keine dominanten Gruppen gibt. Zweitens ist unsere Gemeinde sehr jung, also sind viele kulturelle Unterschiede weicher und weniger ausgeprägt. Drittens, und das ist am wichtigsten, haben wir in dieser Gemeinde eine bestimmende Autorität, und zwar die Torah.

- *Glauben Sie, dass die jüdischen Gemeinden in Deutschland ein kollektives Bewusstsein als europäisches Judentum entwickeln können, eines Judentums, das – wie die französische Politologin Diana Pinto es sich vorstellt – eine Art drittes Zentrum zeitgenössischen Judentums neben Israel und der amerikanisch-jüdischen Community bilden wird?*

Diese Idee basiert auf einem solch hoffnungslosen Optimismus über die Lage der europäischen Juden, dass sie fast lachhaft ist. Auch nur eine Minute zu denken, Europa und die Europäer würden uns Juden erlauben, uns hier so wohl zu fühlen, dass wir kein Bedürfnis für Identifikation mit irgend etwas anderem mehr spüren—vergessen Sie's! Im Gegenteil, wenn Juden sich in größerer Zahl hier in europäischen Ländern bedroht fühlen, könnte das eine größere Distanz schaffen. Und unterschätzen Sie es nicht, wenn Politiker, Kirchengruppen und Gewerkschaften zu Boykottmaßnahmen gegen Israel aufrufen. Wenn man genauer hinschaut, erkennt man, dass es da oft nicht um Israel-Kritik als solche geht, sondern um bestimmte eigene Interessen der Organisatoren, und das motiviert die Juden in Europa ganz sicher nicht für eine stärkere Identifikation mit der Umwelt. Außerdem fehlt ein gemeinsamer Sinn, ein gemeinsamer Nenner, der alle europäischen Juden in einer spezifischen europäischen jüdischen Identität vereinen würde.

- *Wie schätzen Sie die allgemeine Medienberichterstattung über jüdisches Leben in Deutschland oder in Berlin ein?*

Ich denke, dass die Medien eine wichtige vermittelnde Rolle haben, denn es ist wichtig für die Menschen hier in Berlin – und auch in anderen deutschen Städten -, sich an jüdisches Leben in ihrer Nachbarschaft zu gewöhnen, und damit umzugehen zu lernen. Nicht weil es jüdisches Leben ist, sondern weil es Leben ist. Manche werden es auf diese Art aufnehmen und empfinden, andere auf jene. Aber umso mehr an öffentlichen Informationen vorhanden ist, desto mehr verlieren wir unseren Status als Exoten. Wir können auch selbst etwas dafür tun, um direkte, unkomplizierte Kontakte mit der Nachbarschaft herzustellen. In der Rykestrasse haben wir kürzlich ein einfaches, eher unpolitisches Straßenfest organisiert, ohne großes Spektakel. Wir haben dafür nur in der Nachbarschaft geworben, und die Einladungen nur an Menschen in der unmittelbaren Umgebung geschickt. Eben weil wir Nachbarn sind, ist es wichtig, dass *sie* das „Raumschiff“ kennen lernen, das gerade mitten unter ihnen gelandet ist. Es ist wichtig, Kontakt zu den Menschen zu pflegen, die in die gleichen Geschäfte gehen und die gleichen Tomaten einkaufen.

22. Adriana Stern, 22. Juni 2009, Köln

- *Frau Stern, mit „Hannah und die anderen“ haben Sie den ersten Jugendroman über eine multiple jugendliche Persönlichkeit in Deutschland geschrieben. Wie waren die Kritiken?*

Manche Kritiker schrieben, es sei ein tolles Buch, aber fragten: ‚Wieso musste denn die Betreuerin Jüdin sein?‘ Ich denke, man kann so etwas nur in Deutschland erleben. Das hat mich schon sehr geärgert.

- *Teil der Abnormalität in den Beziehungen zwischen Juden und Nicht-Juden in Deutschland heute?*

Ja, aber es gibt auch andere Schwierigkeiten. Zum Beispiel, wenn man kein Mitglied einer jüdischen Gemeinde ist und keine Synagoge besucht, dann ist es sehr schwierig, andere Juden in Deutschland zu treffen und kennen zu lernen. Das ist ein Problem. Ich denke, das ist umgekehrt auch ein Grund dafür, wieso relativ viele Juden in die Synagoge kommen oder einer Gemeinde angehören. Vielleicht gehen sie nicht oft in die Synagoge, aber sie sind Mitglieder.

- *Sie sind aber ein recht aktives Mitglied der liberalen jüdischen Gemeinde ‚Gesher la Massoret‘ in Köln. Was sind für Sie die größten Probleme oder Herausforderungen, vor denen das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Die Offenheit verschiedener Bewegungen zueinander. Das ist die größte Herausforderung. Orthodox, liberal, konservativ, progressiv - dass sie alle gleichberechtigt nebeneinander in Deutschland agieren können. Das ist die größte Aufgabe.

- *Hat jüdischer Pluralismus in Deutschland eine reale Chance?*

Ja, das könnte ich mir vorstellen. Abgesehen von der Option, dass sich die politische Lage in diesem Lande einmal total destabilisieren könnte und es gesellschaftliche Unruhen gäbe, wäre es meiner Meinung nach möglich, dass liberales Judentum sich hier viel stärker als orthodoxes entwickeln könnte. Es gibt vieles, was in diese Richtung deutet, und deshalb, glaube ich, ist der Widerstand im Zentralrat dagegen so stark.

- *Glauben Sie, dass die Verbindung oder Identifikation mit Israel in den nächsten 20 Jahren genau so stark sein wird, wie sie in den letzten Jahrzehnten war?*

Ja, das glaube ich. Unbedingt.

- *Für welche jüdischen Organisationen - außer ‚Gesher la Massoret‘ - engagieren Sie sich noch?*

Für ‚Yachad‘, eine bundesweite Gruppe für schwule und lesbische Jüdinnen und Juden.

- *Sind Sie auch aktiv in einer politischen Bewegung in Deutschland?*

Ich habe mehrmals versucht, mich für eine politische Bewegung im linken Spektrum zu engagieren. Aber das Problem bei den linken Gruppierungen ist, dass alles aus dem Rahmen fällt, sobald es um Israel geht.

- *Meinen Sie, dass der Antisemitismus sein hässliches Gesicht dort ebenfalls zeigt?*

Der linke Antisemitismus ist wirklich schlimm. Wenn man auf eine Demo geht, und all die Palästinenser-Schals sieht und die anti-israelischen Slogans hört, dann kann ich es dort einfach nicht aushalten.

- *Wofür waren oder sind Sie im Vorstand von ‚Gesher la Massoret‘ in Köln zuständig?*

In der Kinder- und Jugendarbeit.

- *Wo sehen Sie die größten Lücken in den heutigen jüdischen Bildungsprogrammen? Wo sind die Lücken in Ihrer Gemeinde, oder aber auch in Deutschland?*

In Deutschland insgesamt, würde ich sagen, gibt es nicht genug an jüdischen Bildungsmaterialien für die Kinder und Jugendlichen. Das kommt einfach zu kurz, und ich finde es generell seltsam, dass Kinder und Jugendliche in Deutschland so wenig beachtet werden, fast so, als ob sie Außenseiter wären. Überall, auch in jüdischen Institutionen. Das ist äußerst traurig. Fast alles fehlt für die Teenager.

- *Und wenn Sie an Köln denken? Was würden Sie als erstes organisieren?*

Es fehlen Bücher mit jüdischen Inhalten, die auch Kinder und Jugendliche interessieren könnten, aber auch unkonventionelle Medien, die jüdische Inhalte transportieren könnten. Warum beispielsweise nicht auch auf Computerspielen? Wenn man das Thema Judentum bei den Kids und Teenagern altersgerecht angehen will, da scheint es an allen Ecken zu fehlen. So wie auch mehr Treffpunkte für Kinder und Jugendliche fehlen.

- *Gibt es bei „Gesher la Massoret“ Hebräischkurse für Kinder und Jugendlichen?*

Oft, aber es hängt von unseren Finanzen ab. Die Eltern fragen immer danach, und dann kommt es nur darauf an, ob wir kurzfristig einen geeigneten Lehrer dafür finden.

- *Gäbe es mehr finanzielle Unterstützung, könnten Sie vielleicht einen guten freiberuflichen Hebräischlehrer für Kinder und Jugendlichen einstellen?*

Das wäre nicht schlecht, ist aber im Moment utopisch. Ich träume ständig von etwas wie einem Sonntags-Jugendklub, wo die Kids und Teenager einfach hingehen können, sich treffen, verschiedenes zusammen unternehmen, aber eben alles innerhalb eines jüdischen Rahmens. Ein Treffpunkt, wo das Programm auch nicht unbedingt vorherbestimmt wird, einfach eine offene, lockere Gruppe. So was fehlt für Kinder und Jugendliche noch.

- *Wie schätzen Sie die Entwicklung der jüdischen Medien in Deutschland ein?*

Was wir wirklich vermissen, ist eine ausreichende Berichterstattung über das liberale jüdische Leben und dessen Aktivitäten in Deutschland. Es gab einen tollen Anfang vor ein paar Jahren mit der Zeitschrift „Familienmentsch“, aber inzwischen erscheint sie nur noch online. Das ist ein Zeichen dafür, dass liberale jüdische Medien in Deutschland noch auf wackligen Beinen stehen – und das liberale Judentum hierzulande noch viel mehr an öffentlicher Unterstützung benötigt. Ich würde es auch begrüßen, wenn mehr liberale Beiträge für Kinder auf Plattformen wie „Ha Galil“ erscheinen würden.

23. Lala Süsskind, 6. Mai 2009, Berlin

- *Frau Süsskind, wie würden Sie das gegenwärtige Verhältnis zwischen russischsprachigen und deutschsprachigen Juden in Deutschland beschreiben?*

Jede Gemeinde hat eine spezifisch eigene Situation. Bei den älteren Generationen läuft generell nicht viel an Gemeinsamkeiten, allein schon wegen der Sprachbarrieren. Das ist meiner Meinung nach keine so große Tragödie. Ältere Menschen wollen ihre vertrauten Netzwerke und Kulturen, also gibt es nicht so viele Begegnungen zwischen den Alteingesessenen und den Neuzuwanderern. Wenn die Einwanderer lieber in ihren „Odessaer“ und „Moskauer“ Klubs unter sich bleiben wollen, warum nicht? Gleiche ethnische Netzwerke sind aber nicht so wichtig für die mittlere oder jüngere

Generation, und hier hoffen wir auf viel mehr Interaktion und Austausch zwischen den verschiedenen Gruppen.

• *Gibt es ernstzunehmende Probleme in der Beziehung zwischen frommen und säkularen Juden in Deutschland?*

In Berlin sehe ich da keine Probleme. Hier haben wir Pluralismus. Einerseits kann man verschiedene Strömungen vereint in der Einheitsgemeinde erleben, andererseits gibt es Gruppen und Zentren, die komplett unabhängig agieren. Zum Beispiel Lauder Yeshurun in Berlin Mitte, das Chabad Zentrum in Wilmersdorf und hier gleich um die Ecke die Gemeinde von Adass Jisroel. Ich sehe diesen Pluralismus nicht als Schwäche, sondern als Stärke an. Und wenn irgendjemand sich ‚draußen‘ nicht stark genug fühlt, kann er immer noch von der Einheitsgemeinde Unterstützung bekommen.

• *Nur etwa die Hälfte der nach Deutschland gekommenen russischsprachigen Juden hat Anschluss an eine lokale jüdische Gemeinde gefunden. Bei den Einheimischen dürfte die Differenz ähnlich groß sein. Was sind die Hauptgründe hierfür, und was kann man dagegen tun?*

Ja, es gibt eine große Lücke zwischen Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern, aber na und? Ich sehe das nicht als Dilemma. Es gibt auch eine große Zahl von Sabras und amerikanischen Juden, die auf Dauer in Berlin leben. Natürlich wäre ich glücklich, wenn die alle Mitglieder der Gemeinde werden würden, aber wenn sie eben nur eine lose Verbindung zur Gemeinde pflegen, ist das für mich auch in Ordnung. Klar haben auch einige die Gemeinde verlassen, weil sie nicht mehr die Gemeindesteuer zahlen wollten. Andererseits gibt es einige Juden außerhalb der Gemeinden, die starke Individualisten sind. Für die ist es ein rein mentales Problem, sich irgendwo zu organisieren oder registrieren zu lassen. Ich habe kein Problem damit, das zu akzeptieren, aber natürlich bin ich auch froh, wenn die Wohlhabenden unter ihnen sich dazu entschließen können, für dieses und jenes jüdische Projekt in unserer Stadt eine Spende locker zu machen.

• *Die Gemeinden arbeiten daran, die jüdische Identität ihrer Mitglieder zu stärken, und das ist auch ein Selbstfindungsprozess. Wird dabei Israel - als moderner jüdischer Staat, aber auch als spirituelles Zentrum – jene große Bedeutung behalten, die es hier über Jahrzehnte für das Nachkriegsjudentum in Deutschland hatte?*

Ich glaube schon. Für meine Generation auf jeden Fall. Ich habe Ende der 60er Jahre in einem Kibbutz gelebt, und die Zeit dort beinhaltet prägende Erlebnisse. Selbst wenn man nicht in Israel lebt, ist es ein herrliches Gefühl zu wissen: es gibt einen jüdischen Staat, der dich in jeder Situation willkommen heißen wird. Ich denke, viele Juden in der Diaspora haben das verinnerlicht, und unsere Kinder auch. Ich weiß nicht, in wieweit es das Bewusstsein unserer Enkelkinder beeinflussen wird, aber es gibt Programme in den jüdischen Schulen und Kindergärten, die sich gründlich mit Israel und israelischen Themen auseinandersetzen.

• *Wenn Sie das Spektrum der Bildungsangebote in der Jüdischen Gemeinde von Berlin betrachten – gibt es Bereiche, in denen noch substantielle Defizite bestehen?*

Die meisten der Bildungsprogramme und Dienstleistungen sind hier auf der Basis konkreter Nachfrage entstanden. Das ist ein dynamischer Mechanismus, und wenn etwas fehlt, werden die Wünsche und Forderungen von den Mitgliedern auch deutlich formuliert. Wenn wir die geäußerten Wünsche finanzieren können, ergänzt die Gemeinde die jeweiligen Programme. Aber ich denke, ungefähr 80 Prozent aller Nachfragen der Gemeindebasis sind in Berlin gedeckt. Andererseits ist es normal, dass die Zeiten sich ändern und die Menschen auch. Bildungsprogramme müssen von Zeit zu Zeit modernisiert werden und vor allem auch abwechslungsreich sein. Wir haben eine gut organisierte, florierende Jüdische Volkshochschule in Berlin, und diese versucht auch gerade, eine

neue Serie über jüdische Themen aufzubauen. Umgekehrt werden Sie wahrscheinlich keinen Ort auf der Welt finden, wo die jüdischen Bildungsinteressen und –wünsche zu 100 Prozent befriedigt worden sind.

● *Sehen Sie noch Lücken in den Curricula oder fehlendes Lehrmaterial bei den jüdischen Schulen in Berlin und in Deutschland?*

Wie ich schon sagte, sind die Grundbedürfnisse für jüdische Bildung in Berlin gedeckt - für die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen. Natürlich kann die Frage gestellt werden, *wie optimal* diese Programme sind, und wir versuchen, die nötigen Verbesserungen zu organisieren. Ich persönlich bin beispielsweise sehr dafür, dass der Hebräischunterricht noch ausgebaut wird. Viele der Schüler und Studenten, Junge wie Alte, können Texte auf Hebräisch sehr gut *lesen*, aber sie können nicht so gut Hebräisch *sprechen*. Und das ist schade aus mindestens zwei Gründen: einerseits fehlt es am öffentlichen Kommunizieren auf Hebräisch. Andererseits ist es schade, wenn die Menschen es nicht schaffen, Teile der Liturgie auf Hebräisch zu beten. Ich meine, Hebräisch ist schließlich unsere Gebetsprache.

● *Wie schätzen Sie die allgemeine Berichterstattung der deutschen Medien über jüdische Entwicklungen in Deutschland ein?*

In diesem Land ist das nicht-jüdische Interesse an jüdischen Menschen und Themen unverhältnismäßig groß ist, und das spiegelt sich auch in den etablierten Medien wider. Ich habe den Eindruck, dass das Fernsehen und die Printmedien über jüdische Themen viel häufiger berichten als über andere Minderheiten oder Religionen. Im Allgemeinen habe ich nichts dagegen - zumindest dann, wenn es ein echtes, objektives Interesse gibt. Aber was mich gelegentlich nervt, ist diese subtile Sensationshascherei. Wenn ein Jude wegen eines kriminellen Vergehens verurteilt wird, sagen wir Diebstahl oder Bestechung, dann gibt dies meist einen großen Knall in den deutschen Medien. Niemand würde mit einer ähnlichen Akribie über einen katholischen Betrüger oder einen protestantischen Mafioso berichten – warum passiert dies mit Juden? Ich sage nicht, dass die Mehrheit der Berichte nach diesem Muster gestrickt ist. Es gibt auch viele Artikel und Reportagen mit einem sehr positiven Tenor - zum Beispiel in Radiobeiträgen der Deutschen Welle oder bei Kulturradio. Man kann spüren, dass die Journalisten die neuen Entwicklungen im jüdischen Leben positiv begleiten. Radiosender müssen auch den Hörerinteressen dienen, und sich um ihre Quoten kümmern. Wenn sie aber regelmäßig ausführliche und profunde Berichte über das jüdische Leben in Berlin - oder anderswo in Deutschland - bringen, dann ist das ein gutes Zeichen.

● *Wie schätzen Sie die Situation der jüdischen Medien in Deutschland ein?*

Es gibt heute ein relativ kleines Spektrum von bundesweiten jüdischen Printmedien, mit der *Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung* an der Spitze. Da geht es nicht um riesige Auflagen, aber gerade die *Allgemeine* bildet auch eine gute Informationsquelle für nicht-jüdische Interessenten. Außerdem haben die meisten lokalen Gemeinden ihr eigenes Journal, so dass die Mitglieder alle nötigen Informationen darüber bekommen, was vor ihrer eigenen Haustür passiert. Manche Gemeindeblätter berichten auch über nationale oder internationale Themen. Vermutlich genügt das vielen Juden in Deutschland, zumindest vorerst. In Berlin haben wir auch Babel TV, einen jüdischen Sender, der zweimal die Woche auf einem lokalen Berliner Fernsehkanal sendet. Im Vergleich zur jüdischen Medienlandschaft in Frankreich oder Großbritannien ist das nicht viel, aber momentan sehe ich das nicht als großes Problem. Ein paar öffentlich-rechtliche Sender haben besondere jüdische Programme am Freitagabend, und diejenigen, die damit noch nicht zufrieden sind, können immer noch *Kol Israel* hören, oder israelisches Fernsehen schauen - das jetzt über

Satellit erhältlich ist. Eine ideale Lösung wäre natürlich, die israelischen Programme hier auch auf Deutsch zu bekommen.

24. Yehuda Teichtal, 10. Juni 2009, Berlin

- *Rabbi Teichtal, Sie arbeiten seit Mitte der 1990er Jahre für die Jüdische Gemeinde in Berlin?*

Korrekt. Wir arbeiten seit 13 Jahren in Berlin, und wir haben ein enormes Wachstum erlebt. Ich erfülle hier zwei Funktionen, eine als Rabbiner in der Jüdischen Gemeinde [der Einheitsgemeinde], und eine als der Vorsitzende von Chabad Lubawitsch in Berlin. Chabad Lubawitsch ist auch in vielen anderen Städten Deutschlands aktiv.

- *Was ist die größte Herausforderung, vor der das heutige Judentum in Deutschland steht?*

Die größte Herausforderung für das heutige Judentum in Deutschland ist Bildung. Wir haben heute über 200.000 jüdische Menschen in diesem Land, obgleich die offizielle Zahl um die 130.000 steht. Wir sind in einer Situation, wo wir unsere Zeit, Energien, unsere Bemühungen und Ressourcen in Bildung investieren müssen. Wenn wir unserer Jugend, unseren Kindern, unseren Studenten und sogar Erwachsenen eine solide jüdische Bildung ermöglichen, dann können wir eine starke Zukunft für das Judentum in Deutschland sichern.

- *Es gibt eine erhebliche Diskrepanz zwischen der Zahl von Juden, die Mitglieder einer jüdischen Gemeinde sind, und der absoluten Zahl von Juden in Deutschland heute. Was sind Ihrer Meinung nach die Hauptgründe dafür?*

Es gibt zwei Perspektiven, aus denen man diese Frage beantworten kann. Die erste ist die logistische. Einerseits wurden die russischsprachigen Juden, als sie während der letzten 20 Jahre nach Deutschland gekommen sind, in die lokalen Gemeinden eingeladen. Manche wurden dort sehr aktiv, aber manche blieben rein passiv. Allerdings gibt es auch eine zweite Perspektive, die geistige, und ihre Wirkung auf Menschen. Es gibt in Deutschland sehr viele Juden – nicht nur unter den osteuropäischen Immigranten -, die von jüdischem Bewusstsein, jüdischer Identität, jüdischem Erbe gänzlich entfremdet sind. Genau deshalb droht vor allem in Kleinstädten, G'tt bewahre, die Gefahr, dass sie sich im Laufe der Zeit komplett assimilieren. Wir sagen, gesellschaftliche Integration ist sehr wichtig, aber Integration ist nicht dasselbe wie Assimilation. Daher müssen wir unsere ganzen Energien investieren, um es diesen Menschen zu ermöglichen, eine jüdische Identität und jüdisches Bewusstsein zu entwickeln - und zu behalten -, egal wo sie gerade in Deutschland wohnen.

- *Wie würden Sie das gegenwärtige Verhältnis zwischen russischsprachigen und deutschsprachigen Juden beschreiben?*

Es gibt noch einige Schwierigkeiten in der gegenseitigen Akzeptanz. Die Herausforderung ist es nicht, den Leuten einfach zu sagen: ‚Wir akzeptieren euch Russen und Osteuropäer.‘ Viele Immigranten aus Osteuropa sind hier schon seit 20-30 Jahren ansässig, haben Kinder und Enkelkinder, welche hier im Land geboren sind. Doch die eigentliche Herausforderung ist, den Menschen wirklich zu geben, was sie brauchen. Das, was sie sind, nicht zu negieren; ihnen nicht zu vermitteln, dass sie anders sind oder dass sie vergessen müssten, was sie früher einmal waren. Das wird nicht funktionieren. Wir müssen sie annehmen, wir müssen ihnen Liebe und Fürsorge und Freude und Verständnis geben. Indem wir sie annehmen, müssen wir sie tatsächlich akzeptieren, jeden für das, was er ist. Und nicht versuchen, die Menschen zu ändern.

- *Gibt es einen Unterschied zwischen den Altersgruppen, wenn es um die Resonanz auf Angebote im jüdischen Bildungs- und Familienzentrums von Chabad Berlin geht?*

Wir haben ein dynamisches Wachstum und eine sehr starke Verbindung zu jungen Menschen. Es gibt einige Synagogen in Berlin mit einem Durchschnittsalter von weit über 60 Jahren. Hier ist das Durchschnittsalter weit unter 40. Vielleicht 30, oder irgendwo zwischen 30 und 40. Junge Menschen besuchen häufig unser Zentrum in Berlin Wilmersdorf. Eine der Gruppen, mit der wir sehr gern und sehr intensiv arbeiten, sind junge, motivierte Berliner Familien. Um nochmals auf Ihre Frage zu kommen: Alle Altersgruppen sind präsent bei uns, und wir freuen uns über den ungewöhnlich hohen Anteil der Jüngeren. Auch die Jüngeren entwickeln hier ein Verantwortungsgefühl, die Zukunft des Judentums mitzugestalten. Es gibt aber auch eine beträchtliche Zahl von älteren Menschen, die sich hier in Klubs und auf Versammlungen treffen. Viele ärmere Berliner Juden nutzen das Shabbat-Baguette-Programm in unserem Zentrum, das es ihnen ermöglicht, koscheres Essen für den Shabbat zu bekommen.

- *Als Direktor des Jüdischen Bildungs- und Familienzentrums von Chabad Lubawitsch Berlin haben Sie viel mit deutschen Behörden und Politikern zu tun. Überwiegen dabei positive oder negative Erfahrungen?*

Hier in Berlin haben wir ausgesprochen gute Kontakte auf Stadtbezirks- und Stadtebene, aber auch mit der Bundesregierung selbst. Natürlich spielen auch individuelle Faktoren eine Rolle. Einige Deutsche handeln eher aus einer moralischen Verpflichtung, und für andere ist es schon eher eine Herzensangelegenheit. Manchmal kann man das schon im Gesicht lesen. Das heißt aber nicht, dass es immer eine gut funktionierende Zusammenarbeit ist. Die Zusammenarbeit muss nicht immer und an jedem Ort funktionieren, aber es gibt den grundsätzlichen Willen, gemeinsam etwas zu erreichen. Ich denke, das ist typisch für Berlin, quer durch alle Parteien - und für Deutschland wohl relativ einmalig.

- *Wie erleben Sie im Allgemeinen die Berichterstattung der deutschen Medien, was jüdische Entwicklungen in Deutschland, weltweit und was die Entwicklungen in Israel betrifft?*

Leider ist die Berichterstattung über Israel überhaupt nicht objektiv. Sie ist gegen Israel. Eindeutig.

- *Meinen Sie die Berichterstattung in den deutschen Mainstream-Medien?*

Nun, es gibt Ausnahmen, einige Medien, die eine grundsätzlich positive Haltung gegenüber Israel einnehmen, beispielsweise die Medien aus dem Springer Verlag. Bei anderen Medien ist man aber oft überrascht über die Verdrehung von Fakten und Tatsachen. Es gibt beispielsweise einen Angriff mit Kassam-Raketen aus Gaza, die in Sderot einschlagen, aber das erste, was man in der Zeitung liest, ist die israelische Reaktion, und dann irgendwann zum Schluss steht gedruckt: „Kassam-Rakete wurden auf Sderot abgefeuert.“ Die Berichterstattung über das Judentum in Deutschland ist milder und aufgeschlossener, sympathischer. Aber dann entsteht da so ein komischer Gegensatz, wenn ich mich mit Journalisten oder auch mit Politikern unterhalte. Sie betonen, wie sehr sie sich über das Wachstum der jüdischen Gemeinden in Deutschland freuen. Aber wenn sie ihre anti-israelischen Statements abgeben, dann sprechen sie mit solch einem Feuer in den Augen, dass ich doch nachdenklich werde und zweifle: Sind sie wirklich pro-jüdisch, oder ist es einfach politisch korrekter für sie, sich so darzustellen? Mit anderen Wörtern: Manchmal könnte Anti-Israelismus tatsächlich auch Antisemitismus sein.

- *Verstehe...*

Es ist aber nicht immer so. Natürlich unterliegt Israel konstruktiver Kritik, genau wie jedes andere Land der Welt. Damit gibt es kein Problem. Ich glaube nicht, dass Israel, oder irgendjemand sonst

auf der Welt, vor Kritik geschützt werden sollte. Andererseits glaube ich, dass man einen Konflikt nicht ständig einseitig behandeln darf.

• *Was denken Sie über die jüdischen Medien in Deutschland? Ist ihre Struktur ausreichend, oder meinen Sie, es könnte mehr an Vielfalt geben?*

Niemand ist vollkommen, und es gibt immer einen Verbesserungsbedarf. Ich würde mir mehr Berichte über aktuelle, positive Ereignissen aus den Gemeinden wünschen. Ohne ins Detail zu gehen, was diese oder jene Zeitung, dieses oder jenes Medium betrifft. Wenn etwas Positives in der jüdischen Welt passiert – sei es eine Schul-Eröffnung, eine Rabbinerordination oder eine Torah-Weihe, dann sollten die Menschen das auch mitbekommen. Die Medien sollten da sehr offen und transparent sein, nicht nur von oben nach unten. Das, was letztendlich die Nachrichten heute interessant machen, sind die spontanen Neuigkeiten, die Augenzeugenreportagen, die Menschen, die mit ihren Handys filmen oder ihre eigenen Blogs schreiben. Das macht alles so authentisch und ist wahrscheinlich eine positive Entwicklung. Das ist – noch einmal - keine Pauschalkritik an den etablierten Medien.

• *Wenn Sie das Spektrum jüdischer Bildungsprogramme in Deutschland heute betrachten - meinen Sie, dass es noch einen ungedeckten Mehrbedarf gibt? Und wenn ja, auf welchen Gebieten besonders?*

Mit Sicherheit gibt es einen Mehrbedarf, und es gibt zwei Antworten auf diese Frage. Eine bezieht sich auf Quantität - und die andere auf Qualität. Von der Quantität her müssen wir unbedingt viel, viel mehr Jugendliche erreichen. Es gibt schon eine Reihe von Kinder- und Jugendprogrammen, aber das ist bisher nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Es gibt so viele jüdische Menschen in diesem Land, aber wir schaffen es nicht, sie zu erreichen. Wir versuchen es, verfügen aber nur über begrenzte Ressourcen. Ich gebe Ihnen drei Beispiele: Wir haben Hunderte von jüdischen Jugendlichen in Kleinstädten, mit denen wir in Kontakt stehen. Erst am letzten Wochenende hatten wir ungefähr Hundert Jugendliche als Wochenend-Gäste im Chabad-Zentrum. Wir haben zusammen Shabbat gefeiert, sie haben unser Haus kennen gelernt, und wir haben Erkundungen ins Umland gemacht. Das machen wir einmal im Monat. Aber uns fehlen die Ressourcen, um die jungen Leute regelmäßiger zu erreichen. In jedem dieser kleinen Orte, wo sie leben, könnten wir Jugendzentren und Sonntagsschulen organisieren und ein echtes Entwicklungspotential freisetzen.

Zweitens haben wir hier in Berlin und in vielen anderen Großstädten einen Riesenbedarf nach Unterstützung, damit die Kinder und Jugendlichen eine solide jüdische Bildung bekommen. Das ist wahrscheinlich die größte Herausforderung. Eine solide jüdische Bildung bedeutet drei Dinge: erstens sollten sie Hebräisch lesen können. Zweitens sollten sie die jüdischen Feiertage verstehen und entsprechend feiern. Jüdische Feiertage und Gebräuche und Tradition lernen - egal ob sie religiös sind oder nicht. Später ist es ihre eigene Entscheidung, oder die Entscheidung ihrer Eltern, was sie damit anfangen. Aber wir sollten ihnen zumindest die Fähigkeit geben, zu wissen was Judentum ist, und das in einem organisierten Bildungsprogramm. Wir haben sehr viele Kinder, die jetzt auf einen Platz in einem traditionellen Kindergarten und einer traditionellen Schule warten. Aber unsere Ressourcen sind eben begrenzt. Wir haben 140 Kinder in der Betreuung, und schon stoßen wir an Grenzen.

Drittens ist da der große Bedarf an Erwachsenenbildung. Heute haben wir Hunderte von erwachsenen Juden in Deutschland, die über ihr jüdisches Erbe lernen wollen. Vielen ist es aber peinlich, das offen zu tun. Es ist ihnen peinlich, in einer Synagoge zu stehen oder zu sitzen, aus welchem Grund auch immer. Wir versuchen, diese Menschen trotzdem zu erreichen. Und auch wenn sie nicht zu den Jüngeren gehören, ist es wichtig, sie mit jüdischer Bildung je nach Interesse

und Kenntnissen zu versorgen. Mein letzter Punkt ist *Qualität*: es gibt eine große Zahl von Juden in Deutschland, die Grundkenntnisse über ihr jüdisches Erbe erworben haben. Das ist sehr schön, aber es genügt nicht. Wir müssen diesen Menschen dabei helfen, ihr Judentum *zu leben*. Wir müssen sie mit Netzwerken versorgen, damit sie hier in Deutschland ein jüdisches Leben leben können. Und langfristig sollte es nicht mehr notwendig sein, Rabbiner, Lehrer und andere Fachkräfte von außerhalb zu importieren.

Anhang 2

Jüdische Bildungseinrichtungen und –projekte in Deutschland. Eine Übersicht

Die folgende Übersicht wurde vom Projektteam durch Internet-, Literatur- und Dokumentenrecherchen erarbeitet, und in vielen Fällen durch telefonische Interviews mit den jeweiligen Leitern der Bildungseinrichtungen und –projekte ergänzt. Bei aller Sorgfalt der Recherchen gehen wir davon aus, dass möglicherweise die eine oder andere Einrichtung nicht erfasst worden ist. Eine absolute Vollständigkeit ist zeitnah nur schwierig zu gewährleisten, da die jüdische Bildungsarbeit in Deutschland einen höchst dynamischen Prozess durchläuft. Im Augenblick der Veröffentlichung können schon einige neue Projekte hinzugekommen sein, andere haben sich unter Umständen wieder aufgelöst. Dennoch gehen wir davon aus, anhand der nachfolgend beschriebenen 91 Einrichtungen, Vereine und Projekte ein kohärentes Bild zur heutigen jüdischen Bildungslandschaft in der Bundesrepublik Deutschland zu liefern. Die einzelnen Einrichtungen werden in gebotener Kürze von der Entstehung bis zum heutigen Stand beschrieben, einschließlich ihrer inhaltlichen Arbeitsschwerpunkte, Protagonisten, Kooperationspartner, Status im öffentlichen Raum und künftige Pläne. Angefügt sind wichtige Kontaktdaten (Adresse, Telefon, Email, Website) und in einem Zusatzfeld allgemeine Fakten wie Mitarbeiterzahl, Zahl der Besucher und Funding. Bei einzelnen Einrichtungen waren diese Fakten zum Zeitpunkt unserer Dokumentation nicht erhältlich.

Die Vorstellung der einzelnen Bildungseinrichtungen erfolgt in folgenden 11 Kategorien:

- A) Jüdische Kindergärten/Kindertagesstätten
- B) Jüdische Grundschulen
- C) Religionsschulen/Sonntagsschulen
- D) Jüdische Gymnasien
- E) Jugendzentren
- F) Lokale Studentenprojekte
- G) Jüdische Volkshochschulen
- H) Batej Midrasch (Lehrhäuser)
- I) Rabbinerseminare und Yeshivot
- J) Akademische Institute für Jüdische Studien¹⁶
- K) Unabhängige Bildungseinrichtungen

Damit folgen wir dem Schema einer Altersgruppen-orientierten jüdischen Bildungsarbeit, welches mit vorschulischen Einrichtungen (Kindertagesstätten) beginnt und bei den verschiedenen Bereichen der Erwachsenenbildung endet, aber auch akademische Lehrstühle und Institute, Ausbildungsstätten für Rabbiner sowie unabhängige Projekte („grass roots Projekte“) jüdischen Lernens und jüdischer kultureller Fortbildung einschließt.

16

Nicht aufgenommen sind in diese Übersicht Lehrstühle/Studiengänge der Judaistik, da diese zumindest in der Vergangenheit eher Einrichtungen der Theologie zugeordnet waren und von daher keinen vorrangigen, originären Bildungsauftrag für eine jüdische Zielgruppe intendieren.

A) Jüdische Kindergärten/Kindertagesstätten

1. Kindertagesstätte der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

Der Kindergarten der Jüdischen Gemeinde zu Berlin wurde bereits im Jahre 1946 gegründet. Er war eine der ersten jüdischen Einrichtungen überhaupt, die ihre Pforten nach dem Zweiten Weltkrieg wieder öffneten. Hauptanliegen ist es, jüdische Werte und Traditionen an Berliner Kinder im Alter von 7 Monaten bis 6 Jahren zu vermitteln. Die Mädchen und Jungen sind unabhängig von ihrer religiösen oder nicht religiösen Erziehung willkommen. Der Kindergarten ist auch offen für nicht-halachische Juden und für Nichtjuden. Zu den wichtigsten Prinzipien im Alltag der Einrichtung gehört es, Kinder an die religiösen, traditionellen und kulturellen Wurzeln des Judentums heranzuführen. Die Direktorin des Kindergartens, Vera Caro, betont, dass die jüdische Religion ein Grundelement für die Arbeit der Einrichtung bildet. Unter anderem werden die Mädchen und Jungen vertraut gemacht mit den Grundlagen des religiösen Judentums, koscherer Küche, den Jüdischen Feiertagen – alle werden gefeiert - und den Gepflogenheiten am Shabbat. Zum Feiern der Jüdischen Feiertage sind die Eltern der Kinder ausdrücklich mit eingeladen. Im Programm des Kindergartens finden sich auch Sport, Musik, Kunst und Grundlagen der Hebräischen Sprache.

Fakten Mitarbeiter: 25 (darunter 22 Pädagogen) Freiwillige: kontinuierlich 1-2 Praktikanten Zahl der betreuten Kinder: 130 Finanzierung: Berliner Senat, Jüdische Gemeinde Berlin, Kindergartengebühren (Eltern)	Kontakt Kindertagesstätte der Jüdischen Gemeinde zu Berlin Delbrückstraße 8, 14193 Berlin Tel: +49 (0)30 - 89 16 7 48 Fax: +49 (0) 30 - 89 40 84 93 Direktor: Vera Caro Website: www.jg-berlin.org/institutionen/bildung-erziehung/kindertagesstaette.html
---	--

2. Masorti Kindergarten Berlin

Der Masorti Kindergarten in Berlin-Wilmersdorf wurde im September 2004 mit sieben Kindern gegründet. Er ist für jüdische Familien konzipiert, die ein Umfeld suchen, in welchem gelebtes Judentum eine Selbstverständlichkeit bedeutet. Im Konzept des Kindergartens finden sich Elemente der Montessori-Pädagogik, der interkulturellen Integration wie auch eine bewußte Ausrichtung auf Bilingualismus (Deutsch, Hebräisch). Die hebräische Sprache findet nicht nur in Verbindung mit religiösen Themen und Leseübungen Anwendung. Sie wird bewußt in die Alltagskommunikation eingebaut, wobei israelische Pädagogen helfen. Seit Herbst 2005 gibt es auch eine bilinguale Gruppe, die sich auf Deutsch und Englisch konzentriert. Der Masorti Kindergarten arbeitet eng mit der *TALI Stiftung* für Jüdische Bildung in Israel zusammen, vor allem bei der Entwicklung neuer Lehrmaterialien und bei der Weiterbildung des Personals. Laut Rabbinerin Gesa Ederberg, der Leiterin des Masorti Zentrums Berlin, befinden sich weitere 40 Kinder auf der Warteliste. Masorti erwägt die Eröffnung eines weiteren Kindergartens, und Rabbinerin Ederberg begründet: „Wir wollen den schon existierenden Kindergarten in seinem jetzigen Rahmen belassen, weil Aspekte der familiären Einbeziehung und Bildung eine wichtige Rolle spielen.“

Fakten Mitarbeiter: 10 (voll- oder teilzeitbeschäftigt) Freiwillige Helfer: 20-25 Zahl der betreuten Kinder: 45 Funding: Senat des Landes Berlin, Masorti-Bewegung, private Spenden, von den Eltern entrichtete Gebühren, Pincus Foundation (während der Aufbauphase)	Kontakt Masorti Kindergarten Berlin Direktor: Dr. Rachel Herweg Masorti e.V., Eislebener Str. 4, 10789 Berlin Tel: +49 (0)30 - 21016551 Fax: +49 (0)30 - 21016552 Website: www.masorti.de/kindergarten_de.html email: kindergarten@masorti.de
--	--

3. Kindergarten „Gan Israel/ Or Avner“ Berlin (Chabad Lubawitsch)

The Kindergarten „Gan Israel“, der von Chabad Lubawitsch Berlin unterhalten wird, wurde im Jahre 2004 gegründet. Er wird heute von 50 Mädchen und Jungen besucht. „Gan Israel“ setzt insbesondere auf die Förderung der individuellen Entwicklung der Kinder und auf spielerisches Lernen. Laut Team versucht „Gan Israel“, eine „kreative, warme und sichere Umgebung“ zu bieten, in der die Kinder – neben allgemeinen

Lernprozessen – jüdisches Wissen, jüdische Tradition und jüdische Rituale vermittelt bekommen. Jedes Kind wird ermutigt, eigene Entscheidungen zu treffen, Achtung vor sich selbst und den anderen zu entwickeln und sich aktiv mit der Umgebung auseinanderzusetzen. Die Entwicklung von gesundem Selbstbewusstsein, dem Gefühl, auch unabhängig agieren zu können, gilt als wichtiges Betreuungsziel. Spielerisches Lernen spielt eine wichtige Rolle beim Erklimmen neuer Lernstufen. Viel Zeit verbringen die Mädchen und Jungen in altersgemischten Gruppen. So kann die Übernahme von Verantwortung und die Entwicklung von Vorbildrollen, aber auch solidarisches Verhalten in der Gruppe trainiert werden.

Fakten Mitarbeiter: 1 Direktor, mehrere deutsche Erzieher und Pädagogen; eine israelische Pädagogin; Praktikanten und Freiwillige aus den USA; Frankreich, Israel; 1 Koch (koschere Küche) Zahl der betreuten Kinder: 50 Funding: Senat des Landes Berlin, Elterngebühren, Spenden	Kontakt “Gan Israel” - Chabad Or Avner Kindergarten Spandauer Damm 20, 14059 Berlin Tel: +49 (0)30 - 3267-8601 Fax: +49 (0)30 - 3267-8833 Direktor: Frau Annette Lentz www.jkindergarten.de/
--	---

4. Lauder Nitzan Kindergarten Berlin

In Berlin-Mitte wurde der Lauder Nitzan Kindergarten im Jahre 2006 von der Ronald S. Lauder Foundation gegründet. Er bietet Platz für 30 Kinder (Mädchen und Jungen im Alter von 1-6). Laut Rabbiner Joshua Spinner, dem Leiter der Lauder Yeshurun Community in Berlin, betreut der Kindergarten „Kids“ mit teils unterschiedlichem familiären Hintergrund: a) Kinder, die aus Kernfamilien der Lauder Yeshurun Community Berlin stammen; b) Kinder von jüdischen Familien aus der unmittelbaren Nachbarschaft, die ohne die kurze Wege-Distanz zur Einrichtung wahrscheinlich keinen jüdischen Kindergarten für ihre Kinder gewählt hätten; c) Kinder aus solchen jüdischen Familien in Berlin, die sich wenig oder gar nicht mit orthodoxem Judentum identifizieren, „aber die pädagogischen Programme und Erfahrungen, die wir anbieten können, interessant finden“, so Rabbiner Joshua Spinner.

Fakten Mitarbeiter: 6 Freiwillige/Volunteers: 2 Zahl der betreuten Kinder: 30 Funding: Senat von Berlin, Eltern-Gebühren Ronald S. Lauder Foundation	Kontakt Lauder Nitzan Kindergarten Brunnenstr. 33 10115 Berlin Tel: +49 (0)30 – 4050 4690
--	--

5. Jüdischer Kindergarten und Hort « Martha Goldberg » in Bremen

Der Jüdische Kindergarten in Bremen wurde im Jahre 1997 auf eine lokale Elterninitiative hin gegründet. Er ist im Gemeindezentrum der Jüdischen Gemeinde untergebracht. Kindergarten und Hort arbeiten kombiniert, und in beiden Teileinrichtungen wird viel getan für die Vermittlung von jüdischen Riten und Traditionen. Insgesamt existieren heute drei Betreuungsgruppen - zwei für Kinder, die sich noch nicht im Schulalter befinden („Mäuse“- und „Katzen“-Gruppe), und eine für die Hortkinder. Für jede Gruppe ist mindestens eine staatlich anerkannte Erzieherin (im Hort eine Sozialpädagogin) und eine Zweitkraft, meistens eine Kinderpflegerin, zuständig. Außerdem ist auch eine Musikpädagogin vor Ort. Ursprünglich war der Kindergarten nur für jüdische Kinder konzipiert, mittlerweile ist er auch für nichtjüdische Mädchen und Jungen offen.

Fakten Mitarbeiter: 2 Voll- und 2 Halbtagskräfte (Sozialpäd.), 6 Honorarkräfte (Teilw. 1-Euro-Job) Zahl der betreuten Kinder: ca. 60 (incl. Hortgruppe) Funding: Stadt Bremen, Elternbeiträge, Wilchem-Kaisen-Stiftung	Kontakt Jüdischer Kindergarten Bremen c/o Jüdische Gemeinde im Land Bremen Schwachhauser Heerstr. 117 28211 Bremen
--	---

6. Franz-Herschtritt-Kindertagesstätte in Köln

Die Franz-Herschtritt-Kindertagesstätte in Köln existierte schon einmal vor dem Zweiten Weltkrieg. Heute spricht die Einrichtung Mädchen und Jungen aus der Jüdischen Gemeinde Köln an, aber auch Kinder aus zugewanderten jüdischen wie nichtjüdischen Familien. Eine wichtige Priorität ist es, Wertschätzung für die jüdische Religion und Tradition zu vermitteln. Die Mädchen und Jungen bekommen Kenntnisse über alle jüdischen Feiertage und feiern diese gemeinsam. Sie lernen Gebete und Lieder, und Segenssprüche werden vor und nach allen Mahlzeiten rezitiert. Die Küche der Kindertagesstätte ist koscher gehalten. An jedem Freitag wird ein Kabbalat Shabbat angeboten. Viele der Kinder im Alter zwischen 3 und 6 Jahren entstammen Immigrantenfamilien aus der früheren Sowjetunion, und so wird neben allgemeinen Lernprozessen auch auf ein intensives Training der deutschen Sprache geachtet. Die Einrichtung vermittelt viel Wissen über Israel, aber primär bereitet sie die Mädchen und Jungen auf ein Leben in Deutschland vor. Die Franz-Herschtritt-Kindertagesstätte ist eng verbunden mit der Synagogen-Gemeinde Köln, der größten jüdischen Gemeinden in der Rheinstadt.

Fakten Mitarbeiter: 12 Zahl der betreuten Kinder: 66 (im Alter von 3 and 6) Funding: Stadt Köln, Synagogen-Gemeinde Köln	Kontakt Franz-Herschtritt-Kindertagesstätte Direktor: Elisabeth Frey-Salz Ottostraße 85, 50823 Köln Tel: +49 (0)221 - 71662-300 www.sgk.de/home.htm (JC Cologne) Email: synagoge-koeln@netcologne.de
---	---

7. Jüdischer Kindergarten Düsseldorf

Die Gründung des Jüdischen Kindergartens in Düsseldorf war eng verbunden mit der Wieder-Gründung der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf vor etwa 40 Jahren. Die nicht-orthodoxe Einrichtung bietet seine Betreuungsdienste Kindern im Alter von 3 bis 6 Jahren an, von denen viele aus Immigrantenfamilien aus der einstigen Sowjetunion stammen. Im Kindergarten gibt es vier alters-gemischte Gruppen und zwei Kleinkindgruppen. Besonderer Wert wird auf jüdische Erziehung und einen erfolgreichen Spracherwerb gelegt. Die Kinder erhalten zudem reichlich Gelegenheit zu musikalischer und rhythmischer Schulung, zum Basteln, Zeichnen und zur Gymnastik. Die Kindertagesstätte unternimmt große Anstrengungen, in den Kindern Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft zu wecken, und die Vermittlung von jüdischen religiösen und traditionellen Werten spielt eine Schlüsselrolle. Die Mädchen und Jungen bekommen Wissen über die jüdischen Feiertage vermittelt, und die Eltern werden zu festlichen Auftritten ihrer Kinder an den jüdischen Feiertagen eingeladen. Außerdem arbeitet der Düsseldorfer Kindergarten an intensiven Verbindungen mit israelischen Einrichtungen. Die Leiterin des Kindergarten erklärt als gegenwärtige größte Herausforderung, den erreichten hohen Betreuungsstandard halten zu können. Gern würde man die Einrichtung auch ausbauen, die Liste mit Aufnahmeanträgen für Kinder aus weiteren Düsseldorfer Familien sei lang.

Fakten Mitarbeiter: 20 Freiwillige Helfer: 2 Zahl der betreuten Kinder: 110 Funding: Stadtverwaltung Düsseldorf, Jüdische Gemeinde Düsseldorf	Kontakt Kindergarten der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf Zietenstraße 50 40476 Düsseldorf Tel: +49 (0)211 - 86 32 32 40 Website: http://www.jgdus.de/Kindergarten.htm Email: info@jgdus.de (JC Düsseldorf)
---	---

8. Kindergarten "Bereshit", Frankfurt am Main

Der Kindergarten "Bereshit" wurde vor 30 Jahren in Frankfurt am Main gegründet. Heute ist er eine von zwei jüdischen Kindertagesstätten in der Main-Metropole. Wesentliches Ziel des Kindergartens ist es, Grundlagedes Judentums an jüdische wie nicht-jüdische Kinder im Alter zwischen anderthalb und 6 Jahren zu vermitteln. Der Kindergarten heißt Mädchen und Jungen willkommen, ohne einen religiösen Background der Herkunftsfamilien vorauszusetzen. Er ist ausdrücklich offen für alle interessierten Kinder, unabhängig ob halachisch jüdisch oder nicht. Doch da der Kindergarten „Bereshit“ zur lokalen Jüdischen Gemeinde gehört,

haben Mädchen und Jungen, deren Eltern zur Gemeinde gehören, einen leichteren Zugang. Es gibt zwei herausragende Anliegen des Kindergartens: Zum einen werden jüdische Religion, Tradition und zentrale jüdische Werte vermittelt. Zum zweiten geht es um einen intensiven und erfolgreichen Erwerb der deutschen Sprache, gerade auch, weil im Kindergarten sehr unterschiedliche Sprachen von den Kindern der Herkunftsfamilien mitgebracht werden. Außerdem bietet der Frankfurter Kindergarten Musikklassen, Sprachtherapie, Koch- und Backworkshops, Kinderleseprogramme, Schwimm- und Reitstunden. Bei bestimmten Aktivitäten kooperiert „Bereshit“ mit Chabad Lubawitsch und auch mit dem israelisch-deutschen Projekt „Lehawa“. Israelische Themen werden in den älteren Gruppen des Kindergartens behandelt.

<p>Fakten Mitarbeiter: 16 Zahl der betreuten Kinder: 45 Funding: Stadtverwaltung Frankfurt, von den Eltern entrichtete Gebühren, Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main</p>	<p>Kontakt Kindergarten Bereshit Röderbergweg 29, 60314 Frankfurt am Main Director: Shira Malloy; Tel/Fax: +49 (0)69 - 4 97 07 39 Website: www.jg-ffm.de/web/deutsch/erziehung-bildung/kindergarten-roederbergweg/ Email: kiga-bereschit@gmx.de</p>
---	---

9. Ronald Lauder Kindergarten, Hamburg

Der Ronald Lauder Kindergarten in Hamburg wurde im Jahre 2000 von Daniel Ajzensztejn, einem Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Hamburg, ins Leben gerufen. Die Einrichtung ist offen für jüdische und nichtjüdische Kinder im Alter von 1 bis 6 Jahren, wobei der religiöse bzw. nicht-religiöse Background der Eltern für die Aufnahme keine Rolle spielt. Zwei Anliegen betrachtet der Kindergarten als besonders wesentlich: Zum einen die Vermittlung jüdischer Werte, Traditionen und der jüdischen Religion als solcher; zum anderen die erfolgreiche Entwicklung von deutschen Sprachqualitäten bei den Mädchen und Jungen, zumal nicht wenige der Kinder einen Migranten-Hintergrund besitzen. Zum regulären Programm des Ronald Lauder Kindergartens gehören aber auch Hebräischkurse, Musik-Klassen, Sprachtherapie und gezielte Unterstützung von Vorschulkindern. Dennoch wird als Hauptaufgabe des Kindergartens verstanden, jüdische Religion und Tradition zu vermitteln. Die älteren Kinder werden auch mit jüdischer Kunst und Kultur vertraut gemacht. Laut Direktorin des Kindergartens, Frau Judith Jacobius, hat die Einrichtung alle wesentlichen Voraussetzungen, um die Grundlagen des Judentums gut an die Mädchen und Jungen vermitteln zu können. Es gibt eine koschere Küche, regelmäßig werden Gottesdienste und religiöser Service angeboten, und die Jungen tragen eine *yarmulke*. Frau Jacobius beschreibt den Kindergarten als „religiös“. Der Ronald Lauder Kindergarten ist der offizielle Kindergarten der lokalen Jüdischen Gemeinde von Hamburg. Er ist im Gebäude der Gemeinde untergebracht und erhält von hier auch finanzielle Unterstützung.

<p>Fakten Mitarbeiter: 10 Freiwillige: situationsabhängig (Praktikanten, Volunteers) Zahl der betreuten Kinder: 41 Funding: Stadtverwaltung Hamburg, von den Eltern entrichtete Gebühren, Ronald S. Lauder Foundation</p>	<p>Kontakt Ronald-Lauder-Kindergarten der Jüdischen Gemeinde zu Hamburg Grindelhof 30 20146 Hamburg (Rotherbaum) Kontakt: Judith Jacobius Tel: +49 (0) 40 – 43 09 45 25</p>
---	--

10. Kindertagesstätte “Tamar” in Hannover

Die Kindertagesstätte “Tamar” wurde im September 2007 von der Liberalen Jüdischen Gemeinde Hannover eröffnet. Der Kindergarten ist geeignet für Mädchen und Jungen im Alter von 1-6 Jahren, insbesondere für Kinder aus Familien, die zur Liberalen Jüdischen Gemeinde Hannover gehören, wie auch für Kinder, deren christliche Eltern wünschen, dass sie eine weitere Kultur und Tradition kennenlernen. Primäres Anliegen ist die Vermittlung von jüdischen Werten, jüdischer Religion und Kultur. Die Mitarbeiter versuchen zudem, individuelle Talente zu fördern. Jüdische Gebete werden vor und nach den Mahlzeiten gesprochen, und regelmäßig gibt es auch Lesungen aus der Tora. Die Kindertagesstätte hat ihre eigene Tora-Rolle, eine Kinder-Torah, gefertigt von einem amerikanischen Schreiber, welche die Kinder selbst illustrieren können.

Jeden Freitag findet eine Schabbat-Vorfeier statt, wobei Challa-Brot gebacken wird, Lieder gesungen und Gebete gelernt werden. Ein weiteres wichtiges Anliegen ist die Förderung der Deutsch-Sprachkenntnisse, zumal viele der Kinder aus Migranten-Familien kommen. Auch musikalische Frühförderung wird angeboten. Es gibt wöchentliche Exkursionen und Ausflüge, um die Kinder mit ihrer Umgebung und Nachbarschaft besser vertraut zu machen. Die Mitarbeiter sind ebenfalls bemüht, den Mädchen und Jungen Alters-entsprechendes Wissen über Israel und die russisch-jüdische Diaspora beizubringen. Die Einrichtung ist bemüht um institutionelle Kontakte nach Israel.

<p>Fakten Mitarbeiter: 5 2 Vollzeiterzieherinnen, plus 1 Teilzeit und 1 ABM, Praktik. Freiwillige Helfer: Eltern, eine israelische Kunstlehrerin Zahl der betreuten Kinder: 21 Funding: Eltern-Gebühren; Stadtverwaltung Hannover</p>	<p>Kontakt Kindertagesstätte „Tamar“ Fuhsestraße 6A 30419 Hanover; Tel. +49 (0)511 - 7 63 65 10 Website: www.ljgh.de</p>
---	--

11. Kindergarten der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig

Seit 2005 betreibt die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig eine Kindergartengruppe mit 12-15 Kindern in einer Integrativen Tagesstätte des „Internationalen Bundes“. Es stehen ein Gruppenraum und eine separate, koschere Küche zur Verfügung. Vorrangiges Ziel ist es, den Kindern jüdischer Herkunft im Kindergartenbereich die Möglichkeit zu geben, eine moderne Bildung und Erziehung zu erfahren und die jüdische Tradition und Kultur zu erlernen. Durch das gemeinsame Kennen lernen von jüdischen Riten, Regeln und Festen sollen die Kinder lernen, in einer pluralistischen Gesellschaft ihren Platz als Juden zu finden. Als eine gute Vorbereitung auf ein späteres selbstbewusstes Ausüben des jüdischen Glaubens wird die hebräische Sprache in Grundzügen spielerisch vermittelt. Religionsunterricht erfolgt durch den Rabbiner, Musik- und Tanzunterricht durch Volunteers.

<p>Fakten Mitarbeiter: ausschließlich ehrenamtlich Zahl der betreuten Kinder: momentan 13 Funding: Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig, Zentralrat der Juden in Deutschland, Stadt Leipzig</p>	<p>Kontakt Jüdischer Kindergarten Leipzig c/o Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig Löhrstr. 10 04105 Leipzig</p>
--	---

12. Jüdischer Kindergarten in Mönchengladbach

Der Kindergarten der Jüdischen Gemeinde von Mönchengladbach wurde im Jahre 2004 gegründet. Ein wesentliches Ziel war und ist die Vermittlung von jüdischen Werten an jüdische und nicht-jüdische Kinder im Alter zwischen 3 und 6 Jahren. Gegenwärtig sind 17 Kinder im Kindergarten angemeldet. Die Mädchen und Jungen sind unabhängig von der Religiosität (oder Nicht-Religiosität) ihrer Eltern willkommen, und dies gilt ausdrücklich auch für Kinder mit nicht-halachischem jüdischem Hintergrund. Die Einrichtung setzt im Alltag zwei besondere Prämissen: Die erste ist das Vermitteln von jüdischen Werten, jüdischer Tradition und jüdischer Religion. Die zweite ist das Bemühen, die Eltern der Mädchen und Jungen mehr in das lokale jüdische Gemeindeleben einzubeziehen. Kindliches (Selbst-)Verständnis vom Judentum versuchen die Mitarbeiter gerade auch durch Spiele und unterhaltsame Aktivitäten zu wecken. Es werden Musik, Chorsingen, Tanz, Russische Literatur, Kreativkurse und Hebräischunterricht angeboten. Der Jüdische Kindergarten in Mönchengladbach ist offizieller Bestandteil der lokalen Jüdischen Gemeinde. Er kooperiert aber auch mit anderen jüdischen Organisationen und ist intensiv bemüht um weitere, kontinuierliche finanzielle und personelle Unterstützung.

<p>Fakten Mitarbeiter: 1 (Direktorin und Erzieherin gleichzeitig) Freiwillige Helfer: vorrangig aus den Reihen engagierter Eltern Zahl der betreuten Kinder: 17 Funding: Jüdische Gemeinde Mönchengladbach</p>	<p>Kontakt Jüdischer Kindergarten Mönchengladbach c/o Jüdische Gemeinde Mönchengladbach Albertusstr. 54; 41061 Mönchengladbach Tel.: +49 (0)2161- 238 79 Fax: +49 (0)2161- 146 39 Email: juedischegemeindemg@t-online.de</p>
--	---

13. Alexander Moksel Kindergarten, München

Die Tagesstätte Alexander Moksel ist der Kindergarten der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) München. Es ist der einzige jüdische Kindergarten in München und in Süd-Bayern, und er hat seine Arbeit bereits vor mehr als 50 Jahren aufgenommen. Der Kindergarten ist auch offen für nichtjüdische Mädchen und Jungen. Kinder aus russisch-jüdischen Zuwandererfamilien bekommen zusätzliche Unterstützung beim Erwerb der deutschen Sprache. Leitprinzipien der Einrichtung sind gegenseitige Toleranz und unvoreingenommenes Miteinander von Kindern mit ganz verschiedenem religiösem und ethnischem Hintergrund. Aufgrund historischer Erfahrungen wird mit den Mädchen und Jungen trainiert, miteinander zu agieren, und nicht nebeneinander. Sowohl von jüdischen als auch von nicht-jüdischen Eltern kommt große Wertschätzung und eigenes Engagement für die Einrichtung. Um den Kindern Wissenswertes über jüdische Religion und Tradition in geeigneter Weise vermitteln zu können, werden der Eingang zum Schabbat und die Feiertage des Jüdischen Kalenders gemeinsam gefeiert. Ein Lehrer von der örtlichen jüdischen Grundschule unterrichtet Grundkenntnisse des Hebräischen. Die Mädchen und Jungen werden mit koscherem Mittagessen aus der Gemeindegküche versorgt.

Fakten Mitarbeiter: 18 Freiwillige: Eine Mutter, die selbst im Theater beschäftigt ist, organisiert an den Nachmittagen kleine Theaterkreise. Zahl der betreuten Kinder: Ca. 120 (alle im Alter zwischen 2,5 and 6). Funding: IKG München (Steuern), Spenden, Unterstützung durch die Stadt München	Kontakt Alexander-Moksel-Kindergarten c/o Israelitische Kultusgemeinde München und Oberbayern St.-Jakobs-Platz 18, 80331 München Kindergarten-Direktorin: Frau Alfred Tel.: +49 (0)89- 202 400-411 (Frau Alfred: -409) Fax: +49 (0)89- 202 400-421 http://www.ikg-muenchen.de/index.php?id=60 Email: info@ikg-m.de
---	---

14. Kindergruppe „Kohavim K’tanim“ (“Kleine Sterne”), Jüdische Gemeinde Regensburg

Die Spielgruppe der Jüdischen Gemeinde von Regensburg, „Kohavim K’tanim“ (“Kleine Sterne”), wurde im Jahre 2007 gegründet. Die Initiative ging von interessierten Eltern und der jetzigen Leiterin der Spielgruppe, Sina Alber, die auch Vorstandmitglied der JG Regensburg ist, aus. Die Spielgruppe richtet sich vor allem an Vorschulkinder und fördert ganz bewusst Mehrsprachigkeit (bilingual, trilingual), da nicht wenige der Mädchen und Jungen Russisch *und* Deutsch sprechen und dazu noch Hebräisch lernen. Die Gruppe trifft sich einmal in der Woche für zwei Stunden. Jüdische Mädchen und Jungen bekommen so die Möglichkeit, einander besser kennen zu lernen, und sich zugleich mit jüdischer Tradition, Religion und jüdischen Feiertagen in spielerischer und kindgerechter Weise vertraut zu machen. Prinzipiell ist die Spielgruppe offen für alle Kinder: halachisch jüdisch, nicht-halachisch jüdisch und auch generell nicht-jüdisch. Bei Gründung der Spielgruppe waren acht Kinder beteiligt, jetzt kommen regelmäßig zwischen 15 und 20. Neben der angestrebten Vermittlung von jüdischen Werten, jüdischer Tradition und Religion wird viel Wert darauf gelegt, die Kinder gut auf den Einstieg in das deutsche Schulsystem vorzubereiten. Daneben lernen die Kinder israelische und jüdische Lieder und Tänze. Sie gestalten kreative Festtagsdekorationen und lernen, sich im jüdischen Kalender mit all seinen Feiertagen zu orientieren. Die Gruppe besucht aber auch kommunale Kindertheater und bekommt klassische Kinderliteratur zu hören. So wird der Übergang in das deutsche Schulsystem kreativ erleichtert.

Fakten Mitarbeiter: 1 Leiterin Freiwillige: Viel ehrenamtlicher Einsatz der Eltern im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Zahl der betreuten Kinder: 15-20 Funding: Jüdische Gemeinde Regensburg (Kleine) Mitgliedsgebühren	Kontakt Jüdische Spielplatzgruppe “Kohavim Ktanim“ c/o Jüdische Gemeinde Regensburg – Kindergruppe Am Brixener Hof; 93047 Regensburg Tel: +49 (0)941 - 57093 Fax: +49 (0)941 - 53640 Leiterin der Spielgruppe: Sina Alber Home: +49 (0)941 - 27 02 67
--	---

15. Jüdischer Kindergarten in Stuttgart

Ein Kindergarten existierte in der Jüdischen Gemeinde Stuttgart schon vor dem Zweiten Weltkrieg. Der neue Kindergarten wurde im Jahre 2000 eröffnet, das Konzept wurde fertig gestellt von Sabina Morein. Das Konzept des Kindergartens ermöglicht, dass auch Mädchen und Jungen mit nicht-halachischem bzw. nicht-jüdischem Hintergrund einbezogen werden. Viele der angemeldeten Mädchen und Jungen kommen aus (osteuropäischen) Immigrantenfamilien, zumeist aus der früheren Sowjetunion. Zahlreiche Kinder kommen zudem aus Familien mit inter-religiösen bzw. inter-kulturellen Ehen. Der Kindergarten legt Wert darauf, bei den Kindern ein Zugehörigkeitsgefühl zur jüdischen Gemeinschaft zu entwickeln. Hierbei werden religiöse und traditionelle jüdische Inhalte ebenso angeboten wie künstlerische Programme und Aktivitäten. Von der jüdischen Religion lernen die Kinder unter anderem durch Lieder und Geschichten, sowohl in Hebräisch als auch in Deutsch. Es wird davon ausgegangen, dass das, was die Mädchen und Jungen im Kindergarten-Alltag lernen, auch mit nach Hause genommen und an die Eltern weitervermittelt wird. Das Lernprogramm des Kindergartens hat einen deutlichen Vorschulcharakter: In sehr strukturierter Umgebung wird unter anderem Deutsch, Musik, Tanz, Kunst, aber auch Hebräisch und Religion gelehrt. Kreative Arbeiten der Mädchen und Jungen werden in kleinen Ausstellungen gezeigt. Die Kinder lernen zudem viel über den Staat Israel, aus erster Hand – denn die Leiterin Sabina Morein ist selbst Israelin.

Fakten Mitarbeiter: 6 Freiwillige Helfer : Einige Eltern helfen regelmäßig ehrenamtlich. Meist arbeitet die Leiterin aber mit Fachkräften. Zahl der betreuten Kinder: ca. 60 Funding: Stadtverwaltung Stuttgart Jüdische Gemeinde Stuttgart, Projekt-Subventionen (Stadt Stuttgart und andere)	Kontakt Jüdischer Kindergarten Stuttgart c/o Israelitische Religionsgemeinschaft Württembergs Hospitalstrasse 36; 70174 Stuttgart Leiterin: Sabina Morein Tel.: +49 (0)711 - 228 36-23 (Kindergarten) Fax: +49 (0)711 - 228 36-18 (Jüdische Gemeinde) Website: www.irgw.de/ (Jüdische Gemeinde) Emails: verwaltung@irgw.de (Jüdische Gemeinde), sgililov@yahoo.de (Sabina Morein)
---	--

B) Jüdische Grundschulen

16. Heinz Galinski Grundschule Berlin (HGS)

Die Heinz Galinski Grundschule in Berlin wurde 1986 gegründet und begann ihre Arbeit ursprünglich mit 25 Mädchen und Jungen. Die Schule unterrichtet ihre Schüler nach dem deutschen Schul-Curriculum, wie es für öffentliche Schulen in den Bundesländern Berlin und Brandenburg verbindlich ist, und sie ist damit öffentlich anerkannt und gefördert. Gleichzeitig verpflichtet dies die HGS, für nichtjüdische Kinder zugänglich zu sein. Derzeit kommen 12% der Mädchen und Jungen an der HGS aus nichtjüdischen Familien. Die Heinz Galinski Schule arbeitet unter der Schirmherrschaft der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Sie feiert sämtliche jüdische Feiertage und auch den Beginn eines jeden Schabbats. Schuldirektorin Noga Hartmann benennt die warme Atmosphäre der Einrichtung als eine ihrer wichtigsten Errungenschaften. Das Lehrerteam der HGS ist nach Auskunft der Direktorin über die Jahre hinweg gut zusammengewachsen und arbeitet exzellent zusammen. Die Schule hofft, ihre Standards in Zukunft noch weiter verbessern zu können und jedem die ihm jeweils beste Bildung ermöglichen zu können. Noga Hartmann verbindet große Hoffnungen mit den neu eingeführten Smart Boards als wirksame und innovative Form der Wissensvermittlung. Außerdem hofft sie stark darauf, die Englisch-Förderung noch verbessern zu können. Ihre Vision ist es, dass die HGS den offiziellen Status einer bilingualen oder sogar trilingualen Schule erreicht (Deutsch-Hebräisch-Englisch).

Fakten Mitarbeiter: 46; davon 1 Direktorin; 30 Lehrer, 12 Erzieher; 1 Personal-Koordinator; 1 Betreuer/Sozialarbeiter, 1 Sekretärin Freiwillige Helfer: 5; Zahl der betreuten Kinder: 264 Funding: Senat von Berlin; Jüdische Gemeinde zu Berlin, Elterngelöhne	Kontakt Heinz Galinski Grundschule Berlin Waldschulallee 73-75; 14055 Berlin Tel: +49 (0) 30- 30 11 94-0 Direktorin: Dr. Noga Hartmann Website: http://www.heinz-galinski-grundschule.cidsnet.de/index2.php?page=start Email: noga.hartmann@jg-berlin.org
---	--

17. Jüdische Traditionsschule Berlin (JTS)

Die Jüdische Traditionsschule (JTS) von Chabad Lubawitsch Berlin wurde 2005 gegründet und hat sich schnell zu einer Schule mit 6 Klassenstufen entwickelt. Sie ist Teil der Bemühungen von Chabad Lubawitsch, jüdische Tradition und Bildung in systematischer Weise in verschiedene Städte und Ballungsgebiete in Deutschland zu bringen. Auch die JTS erfüllt die Auflagen des Senats von Berlin, um den Status einer offiziell anerkannten Privatschule zu besitzen, was wiederum eine Teilfinanzierung des Schulbetriebes durch den Senat ermöglicht. Parallel zum Berliner Curriculum bietet die Jüdische Traditionsschule in umfassender Weise jüdische Bildung an, was sich mit 10 Stunden pro Woche (2 Stunden pro Tag) im Stundenplan niederschlägt. Sowohl der Deutsch-Unterricht wie auch erste Lektionen in Hebräisch und Englisch beginnen bereits in der ersten Klasse. Neben dem anspruchsvollen Curriculum werden vielfältige Freizeitaktivitäten angeboten, und die Schule hat eine koschere Küche. Hauptzielgruppe der JTS sind Kinder aus halachisch-jüdischen Familien, doch werden Kinder aus anderen Familien auch akzeptiert. Laut Schuldirektorin Heike Michalak sendet ein sehr breites Spektrum von (jüdischen) Familien ihre Kinder in die JTS, darunter alteingesessene jüdische Familien, russisch-jüdische Immigrantenfamilien, aber auch israelische Familien, die für einen längeren Zeitraum in Berlin leben.

Fakten Mitarbeiter: 10 Lehrer (einschließlich Direktor und Schulrabbiner) - davon 6 Lehrer für die säkularen und 4 Lehrer für die jüdischen Fächer; 2 Erzieher; 1 Administrator, 1 technischer Direktor; 2 Köche (koschere Küche) Zahl der betreuten Schüler: 60 (in 6 Klassen) Funding: Senat von Berlin, Elterngebühren, Private Spenden	Kontakt Jüdische Traditionsschule Direktor: Heike Michalak Spandauer Damm 220; 14052 Berlin Tel: +49 (0)30-32678897 Fax: +49 (0)30-32678833 Website: www.jschule.de Email: schule@chabadberlin.de
--	---

18. Lauder Beth Zion Grundschule, Berlin

Die Lauder Beth Zion Grundschule ist im Herbst 2008 in Berlin mit einer 1. und einer 2. Klasse gegründet worden. Beth Zion arbeitet unter der Schirmherrschaft der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und ist ebenfalls als offiziell anerkannte Privatschule in Berlin zugelassen, was eine Teilfinanzierung des Schulbetriebes durch den Senat von Berlin ermöglicht. Es ist das erklärte Ziel der Beth Zion Grundschule, die Lehrpläne nach den Richtlinien des Berliner Senats erfolgreich umzusetzen, und zugleich die jüdische Identität der Kinder durch jüdische Lehrfächer und ein intensives Erlernen der Hebräischen Sprache zu stärken. Beth Zion ist eine Ganztagschule und versucht vor allem, jüdische Familien mit Kindern im Alter von 5 bis 10 Jahren zu erreichen, die im Zentrum bzw. in den östlichen Teilen Berlins leben. Die Schule ist gleichwohl offen für alle jüdischen Familien, die bemüht sind, ihren Kindern eine geeignete jüdische Bildung zu ermöglichen. Die große Mehrheit der Schulkinder der Beth Zion Grundschule stammt aus halachisch-jüdischen Familien.

Fakten Mitarbeiter: 10 Zahl der SchülerInnen: 27 (Stand September 2009) Funding: Unterstützung durch den Senat von Berlin, Ronald S. Lauder Foundation Private Spenden	Kontakt Lauder Beth Zion Grundschule Rektor: Miron Schumelda Rykestr. 53, 10405 Berlin Tel: +49 (0)30-44 01 02 50 Fax: +49 (0)30-44 01 02 51 Email: info@lauder-beth-zion-grundschule.de
---	---

19. Lauder Morijah Grundschule, Köln

Die Lauder Morijah Grundschule wurde im September 2002 vom Träger-Verein der Jüdischen Schule zu Köln e.V. gegründet. Die Schule betrachtet Bildung und Erziehung als zwei unabdingbar miteinander verbundene Dinge. Die Lauder Morijah Grundschule lehrt Respekt und Toleranz gegenüber allen jüdischen und nicht-jüdischen Kulturen. Hauptziel der Schule ist es, das deutsche Curriculum entsprechend den Richtlinien des Landes Nordrhein-Westfalen umzusetzen und harmonisch mit der Vermittlung von Hebräischkenntnissen und von Wissen um die jüdische Tradition zu verbinden. Die Schule begeht sämtliche jüdische Feiertage und jeden Schabbat. Als staatlich anerkannte Privatschule kann sie bis zu 25% an

nichtjüdischen Kindern aufnehmen. Lauder Morijah ist eine Tagesschule, die Kindern bleiben vor Ort bis zum Nachmittag. Die Mädchen und Jungen können an vielfältigen Nachmittagsaktivitäten teilnehmen, welche von Musikstunden über Schwimmen bis hin zu Shabbat Chugim (Workshops) reichen. In der Schule werden solide Grundlagen zu jüdischem Textverständnis, Religion und Tradition vermittelt. Kinder, die die Lauder Morijah Schule abgeschlossen haben, gelten als sehr vertraut mit jüdischer Religion und hebräischer Sprache.

<p>Fakten Mitarbeiter: 12 Freiwillige Helfer (geschätzte Zahl): 5 Zahl der Schulkinder: ca. 80 (alle Klassen zusammen) Funding: Ronald S. Lauder Foundation; Unterstützung durch Stadverwaltung Köln, Jüdische Gemeinde Köln</p>	<p>Kontakt Lauder Morijah Grundschule Ottostr. 85; 50823 Köln Direktorin: Christine Reinicke Tel: +49 (0)221- 71 66 24 01 Fax: +49 (0)221- 71 66 24 00 Email: Lauder-morijah-schule@netcologne.de</p>
---	--

20. Yitzhak Rabin Schule, Düsseldorf

Die Yitzhak Rabin Schule arbeitet als Grundschule unter dem Dach der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf. Als staatlich anerkannte Alternativ-Schule wird sie finanziell vom Land Nordrhein-Westfalen gefördert. Die Schule arbeitet zusammen mit jüdischen Partnerschulen in Berlin und in Jerusalem. Die Yitzhak Rabin Schule ist eine öffentliche jüdische Schule, in der Bildung als ein jüdisches Grundanliegen verstanden wird und die Kinder in einer sehr jüdischen Atmosphäre aufwachsen. Hebräischunterricht und religiöse Bildung sind wichtige und integrale Bestandteile des Schulcurriculums. Die Anstrengungen im Unterricht und in der Freizeit stimmen im Anliegen überein, die Vorgaben aus dem Curriculum des Landes Nordrhein-Westfalen zu erfüllen und – parallel - in geeigneter Weise jüdische Bildung zu vermitteln. Für russischsprachige Kinder werden auch zweisprachige Unterrichtseinheiten (Russisch/Deutsch) angeboten, die ihnen die Möglichkeit eröffnen, mehr über die Sprache und Kultur ihres Herkunftslandes zu erfahren. In allen Klassenstufen werden spezielle Kurse für besonders talentierte und wissbegierige SchülerInnen angeboten. Förderstunden werden im Schlüssel 1:1 oder auch in Gruppen angeboten. Das Spektrum der Freizeit- und Erholungsaktivitäten ist breit angelegt, so beispielsweise Hockey, Fußball, Karate, Tanz, Musik, Kunst, jüdische Geschichte und Englisch.

<p>Fakten Mitarbeiter: 16 6 Lehrer für die säkularen Grundschulfächer; 4 Lehrer für die jüdischen Fächer; 1 Lehrer für Muttersprachen 2 Betreuer, 3 Referendare and pädagogische Tutoren Zahl der betreuten SchülerInnen: ca. 140 Funding: Land Nordrhein-Westfalen</p>	<p>Kontakt Yitzhak Rabin Grundschule Zietenstr. 50 40476 Düsseldorf Tel.: +49 (0)211-86 32 32 12 Website: www.jgdus.de/Yitzhak-Rabin-Schule.html</p>
---	--

21. Joseph Carlebach Schule Hamburg

Die Joseph Carlebach Schule wurde als private Grund- und Tagesschule im August 2007 von der Jüdischen Gemeinde Hamburg gegründet. Sie sieht sich selbst in der Tradition von Joseph Carlebach, der fünf Jahre lang die Talmud Torah Schule in Hamburg (die von 1805-1942 existierte) geleitet hatte. Carlebach engagierte sich für eine Beibehaltung der jüdischen Tradition und ermutigte gleichzeitig zu Toleranz und Offenheit beim sozialen und gesellschaftlichen Umgang „mit anderen“. Eine ganz wesentliche Prämisse der Schule besteht in der Vermittlung von jüdischer Religion, Tradition und auch Kultur. Der Erwerb der hebräischen Sprache wird als „Eingangstor“ in die jüdische Kultur verstanden. Die Schule ist zugleich bemüht, kompetentes Wissen über Israel zu vermitteln. Unterrichtseinheiten über den Holocaust sind kein direkter Bestandteil des Curriculums, aber alle in diese Richtung gehenden Fragen der Kinder werden beantwortet. Die Joseph Carlebach Schule arbeitet unter der Schirmherrschaft der Jüdischen Gemeinde Hamburg. Weitere jüdische Kooperationspartner sind der Ronald Lauder Kindergarten in Hamburg und verschiedene Schulen – beispielsweise in Berlin -, wobei gegenseitige Exkursionen und Hospitationen eine wichtige Rolle spielen.

In der unmittelbaren Zukunft will sich die Schule weiter konsolidieren und ihr Lehrangebot noch qualitativ verbessern, die gute Atmosphäre zwischen Schülern und Lehrern erhalten und zudem mehr Kontakt mit (nicht-jüdischen) Hamburger Einwohnern bzw. Familien aufbauen.

<p>Fakten Mitarbeiter: ca. 20 (einschließlich Lehrer, Betreuer/Erzieher, Sozialarbeiter und Busfahrer) Zahl der SchülerInnen: 60 (Schuljahr 2009/10) Funding: Jüdische Gemeinde Hamburg; Senat der Stadt Hamburg, monatliche Elterngebühren</p>	<p>Kontakt Joseph Carlebach Schule Grindelhof 30; 20146 Hamburg Tel: +49 (0)40 - 44 09 44 11 Fax: +49 (0)40 - 44 09 44 12 Website: www.jcsh.de Email: info@jcsh.de</p>
--	---

22. Isaak-Emil-Lichtigfeld-Schule im Philanthropin, Frankfurt/Main

Die I.E. Lichtigfeld-Schule im Philanthropin in Frankfurt/Main wurde 1966 als erste jüdische Grundschule der Nachkriegszeit in Deutschland eröffnet. (Das Philanthropin als jüdische Schule gab es bereits seit dem Jahr 1804.) Die Einrichtung kombiniert eine Vorschule mit den Klassenstufen 1-6. Sie kooperiert eng mit der Jüdischen Gemeinde von Frankfurt/Main. Die Lichtigfeld-Schule verfolgt das Ziel, jüdische Religion und Tradition zu vermitteln und den Mädchen und Jungen einen intensiven Zugang zur jüdischen Gemeinschaft zu ermöglichen. Es wird außerdem Wert drauf gelegt, Kenntnisse über jüdische Geschichte, über die Bedeutung Israels und über die Auswirkungen der Shoah - sowohl auf die israelische Gesellschaft wie auch auf die jüdische Diaspora - zu vermitteln. Die Lichtigfeld-Schule bemüht sich, Kinder aus jüdischen Immigrantenfamilien mit sehr unterschiedlichem Background zu integrieren. Das Schulkonzept ermutigt die Mädchen und Jungen, ihre Talente zu nutzen und so ganz individuelle Stärken zu entwickeln. Entsprechend ist ein sehr komplexes Fördersystem entwickelt worden. Beispielsweise werden Kinder aus Migrantenfamilien eher in kleineren Klassen/Kursen unterrichtet, wo Deutschunterricht zusätzlich gefördert wird. Unabhängig von den staatlich festgeschriebenen Fächern, bietet die Lichtigfeld-Schule als Teil ihres Curriculums drei Stunden Hebräisch und eine Stunde Jüdische Geschichte pro Woche. In jeder Woche wird auch der Shabbat-Eingang gefeiert.

<p>Fakten Mitarbeiter: 69 Lehrer (incl. Direktor); 2 Sekretärinnen; 1 Betreuerin Freiwillige Helfer: einige Sozialarbeiter Zahl der SchülerInnen: 500, davon 30% Kinder von Migranten aus der ehem. SU und 30% nicht-jüdisch; Funding: Land Hessen, Jüdische Gemeinde Frankfurt / Main; Gebühren abhängig vom Einkommen der Eltern</p>	<p>Kontakt I.E. Lichtigfeld-Schule Hebelstraße 15-19; 60318 Frankfurt am Main Tel: +49 (0)69 - 42 72 89 - 800 Fax: +49 (0)69 - 42 72 89 - 899 Direktorin: Alexa Brum Website: www.lichtigfeld-schule.de Email: lichtigfeld-schule@JG-Ffm.de</p>
--	---

23. Sinai-Schule der Israelitischen Kultusgemeinde München

Die „Sinai“-Schule ist eine staatlich anerkannte Grundschule, die eng mit der Israelitischen Kultusgemeinde München kooperiert und schon im Jahre 1969 ihre Pforten öffnete. Das Team ist bemüht, alles zu tun, um den Mädchen und Jungen bei der Entwicklung und Festigung einer eigenen jüdischen Identität zu helfen, während zugleich das komplette Grundschul-Curriculum des Freistaates Bayern umgesetzt wird. Jüdische Religion, Tradition und Geschichte werden nicht nur unterrichtet, sondern auch gelebt und erlebt. Eine relativ kleine Schülerzahl pro Klasse (Maximum: 18) gewährleistet intensiven Kontakt zwischen den Lehrern und den SchülerInnen und eine hohe Qualität des Unterrichts. An der „Sinai“-Schule können auch nichtjüdische Mädchen und Jungen lernen. Im wöchentlichen Curriculum sind 5 Stunden Hebräisch enthalten, und jede neue Lerneinheit wird durch hebräisch-sprachige Lieder bereichert. Die religiöse Bildung orientiert sich am Kalender der jüdischen Feiertage und an den wöchentlichen Abschnitten der Torah-Lesung (Paraschot). Die Mädchen und Jungen treffen sich täglich zum Morgengebet, und jeden Freitagnachmittag gibt es eine kleine Kabbalat-Shabbat-Feier. Jüdische Themen werden auch im Kunst- und Literaturunterricht verarbeitet. Seit einigen Jahren bietet die „Sinai“-Schule auch speziellen Deutsch-

Intensiv-Unterricht für Kinder aus Migrantenfamilien an. Ab der zweiten Klasse werden die Kinder mit Computer und Software vertraut gemacht.

Fakten Zahl der Mitarbeiter: 30 Zahl der SchülerInnen: 160 Funding: Subventionen des Freistaates Bayern; Elterngebühren	Kontakt Sinai Grundschule der IKG München / Oberbayern St.-Jakobs-Platz 18 80331 München Direktorin: Antonia Ungar Tel: +49 -(0)89 - 202 400-418
---	--

24. Jüdische Grundschule in Stuttgart

Die Jüdische Grundschule Stuttgart wurde im September 2008 von der Jüdischen Gemeinde Stuttgart gegründet. Eine wesentliche Prämisse der Schule ist es, den Kindern jüdische Religion, Tradition und jüdische Werte zu vermitteln. Außerdem sieht die Schule ihre Aufgabe darin, in den Kindern ein Gefühl der Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft zu wecken. Die Grundschule ist intensiv bemüht, bei den Mädchen und Jungen eine hohe Motivation für Lernprozesse und ausgeprägte soziale Kompetenzen zu entwickeln. Hier werden vielfältige Sport- und Kunstkurse angeboten, auch musikalisches Talent wird gezielt gefördert, und das Studium religiöser Inhalte wird mit praktischen Tätigkeiten verbunden. Alle jüdische Feiertage und Shabbat-Eingang werden festlich begangen. Die Grundschule hat den Status einer staatlich anerkannten Privatschule. Die Kinder sind unabhängig von der jeweiligen Religiosität (oder Nichtreligiosität) ihrer Eltern und ihrer diesbezüglichen Erziehung willkommen. Auch Mädchen und Jungen mit nicht-halachischer jüdischer Abstammung werden aufgenommen. Es gibt große Anstrengungen, gemeinsame Aktivitäten mit der Jüdischen Gemeinde Stuttgart zu gestalten, unter deren Schirmherrschaft die Schule auch steht. Indem Grundlagen der jüdischen Tradition und Geschichte gelehrt werden, sind verschiedene Aspekte zur Geschichte und Gegenwart Israels ein wichtiges Thema.

Fakten Mitarbeiter: 6; davon 1 Schuldirektor, 4 Lehrer; 1 Verwaltungskraft Freiwillig: regelmäßig 2-3 Praktikanten Zahl der SchülerInnen: 15 (insges. aus Klassen 1-4) Funding: Stadtverwaltung von Stuttgart, Jüdische Gemeinde Stuttgart, Elterngebühren	Kontakt Jüdische Ganztagsgrundschule Stuttgart Hospital Str. 36; 70174 Stuttgart Tel: +49 (0)711 - 2283628 Ms. Nirmann Schwaben (Chief Administrator) Direktor: Rabbi Netanel Wurmser Website: www.irgw.de/grundschule/
---	--

C) Religionsschulen/Sonntagsschulen

25. Sonntagsschule von Chabad Lubawitsch Berlin

Die Sonntagsschule von Chabad Lubawitsch Berlin, die sich im Jüdischen Bildungs- und Familienzentrum befindet, wird von etwa 60 Mädchen und Jungen im Alter von 5 bis 12 Jahren besucht. Die Kinder treffen sich zweimal in der Woche (mittwochs und sonntags) und bekommen Grundwissen der jüdischen Tradition in kreativer und spielerischer Weise vermittelt. Die Sonntagsschule versucht insbesondere Kinder zu erreichen, welche *keine* jüdischen Grundschulen besuchen. Eine größere Zahl der Kinder, welche die Sonntagsschule besuchen, kommt aus sozial unterprivilegierten Familien.

Fakten Alle Tätigkeiten erfolgen ehrenamtlich. Zahl der regelmäßig kommenden Kinder: 60 Funding: Regelmäßiges Fundraising Elterngebühren: 40 € pro Monat	Kontakt Chabad Lubawitsch Berlin / Sonntagsschule Frau Gevirtz, Frau Golovodschov Münstersche St.6; 10709 Berlin; Tel.: +49 (0)30-212 808 30 Website: www.chabadberlin.de Email: kontakt@chabadberlin.de
--	--

26. Jüdische Religionsschule „Jeschurun“, Frankfurt am Main

Die Jüdische Religionsschule Jeschurun eröffnete zeitgleich, als die Frankfurter Jüdische Gemeinden sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges neu konstituierte. Jeschurun ist gedacht für jüdische Kinder im mittleren und höheren Schulalter, und dabei ausschließlich für jüdische Mädchen und Jungen mit halachischer Abstammung. Die Schule arbeitet nach ähnlichen organisatorischen Prinzipien wie der kirchliche Christenlehre-Unterricht, daher sind die jüdischen Mädchen und Jungen, die Jeschurun besuchen, auch vom staatlich angebotenen (und normalerweise obligatorischen) Ethik-Unterricht befreit - sie können anstelle dessen den jüdischen Religions-Unterricht in Anspruch nehmen. Der Lehrplan der Jeschurun-Schule folgt thematischen Einheiten, jede Einheit ist für 90 Minuten Unterricht pro Woche ausgelegt. Die meisten Einheiten führen systematisch zur Prüfung für den Religionsunterricht hin. Die Mädchen und Jungen können sich aber auch speziellen Kurs-Themen zuwenden, so beispielsweise Hebräisch, Bar/Bat Mitzvah und Schabbat. Mit allen Aktivitäten ist die Jeschurun-Schule bemüht, den Kindern einen tiefen Einblick in den jüdischen Glauben und die jüdische Tradition zu ermöglichen. Obwohl Religion der Hauptinhalt im Lehrplan ist, werden auch Einblicke in die globale jüdische Welt, einschließlich Israel und der russisch-jüdischen Diaspora geboten. Jeschurun agiert unter der Schirmherrschaft der Jüdischen Gemeinde Frankfurt.

Fakten Mitarbeiter: 5, davon 1 Direktor und 4 Lehrer Volunteers sind nicht im Einsatz. Funding: Jüdische Gemeinde Frankfurt Hessisches Bildungszentrum ZWST subventioniert die Schule in kleinerem Umfang.	Kontakt Religionsschule Jeschurun Friedrichstrasse 27; 60323 Frankfurt am Main Tel: +49 (0)69 - 972 05 395 Schuldirektorin: Haviva Raibstein Website: http://www.jg-ffm.de/web/deutsch/erziehung-bildung/religionsschule-jeschurun/ Email: jeschurun@JG-Ffm.de
--	--

27. Hebräisch-Schule von Chabad Lubawitsch in Hamburg

Die Hebräisch-Schule/Religionsschule in Hamburg wurde 2004 eröffnet. Die Initiative kam von Rabbi Bistrizky und dem Chabad-Haus in Hamburg. Die Hebräisch-Schule bietet eine produktive und kreative Umgebung für (vorrangig) halachisch-jüdische Mädchen und Jungen im Alter von 7-12 Jahren, die hier zusammenkommen, um zu lernen und zu spielen. Die Hebräisch-Schule öffnet an jedem Sonntag. Sie bietet strikt koscheres Frühstück für die Kinder, offeriert Musikunterricht mit einem professionellen Musiklehrer, Workshops zu religiösen Themen, Ausflüge zu verschiedenen Kinderattraktionen in Hamburg und zu anderen Städten. Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Vermittlung jüdischer Religion und Tradition. Es wird zugleich auch Wissen über Juden in der ganzen Welt und über den Staat Israel vermittelt. Laut Rabbiner Bistrizky besitzen die Hebräisch-Schule und das Chabad-Haus gute Kontakte zur Jüdischen Gemeinde in Hamburg, aber arbeiten institutionell selbständig. Die Hebräisch-Schule beabsichtigt, (jugendliche) Helfer für die nahe Zukunft selbst auszubilden, aber im Moment sind die Kinder objektiv noch zu jung, um eine solche Verantwortung übernehmen zu können.

Fakten Mitarbeiter: 7 Freiwillige Helfer: zumeist engagierte Eltern Regelmäßig teilnehmende Kinder: 50 Funding: Private Spenden Mitgliedsgebühr von 30 € pro Monat (Familien, die Sozialhilfe empfangen, sind befreit.)	Kontakt Chabad Jugendzentrum Hamburg 36-40 Rentzel Straße; 20146 Hamburg Rabbi Shlomo Bistrizky; Mrs. Chana Bistrizky Tel: +49 (0)40-414-24190 Fax: +49 (0)40- 415-39921 Website: www.ChabadHamburg.de
--	---

28. Jüdische Religionsschule Stuttgart

Die Jüdische Religionsschule in Stuttgart wurde kurz nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet. Das Hauptziel der Stuttgarter Religionsschule ist, jüdische Traditionen und jüdische Religion zu lehren. Die Mädchen und Jungen sind unabhängig von ihrer religiösen (oder nichtreligiösen) Erziehung und ihres sozialen wie kulturellen Hintergrunds willkommen. Die Religionsschule ist sehr aufgeschlossen auch gegenüber jüdischen Kindern mit nicht-halachischem Hintergrund. Dennoch arbeitet sie vorrangig mit Kindern aus Familien, die Mitglieder in der lokalen jüdischen Gemeinde sind, d.h. Familien. Rabbi Netanel Wurmser, der

Schuldirektor, betrachtet eine Religionsschule mit 250 Kindern in Anbetracht der vorherigen, traumatischen deutsch-jüdischen Geschichte an sich schon als einen Erfolg. Die momentan größte Herausforderung der Schule sieht er in den logistischen Planungen. 250 Mädchen und Jungen aus 50 verschiedenen Schulen der Stadt zusammenzubringen und deren Stundenplan aufeinander abzustimmen, sei nicht einfach, so der Rabbiner.

<p>Fakten Mitarbeiter: 6 (1 Direktor, 5 Lehrer) Zur Zeit keine Volunteers/Freiwilligen. Zahl der regelmäßig teilnehmenden Kinder: ca. 250 (aus den Klassenstufen 1-13 zusammen) Funding: Jüdische Gemeinde Stuttgart Bildungsministerium Baden-Württemberg</p>	<p>Kontakt Religionsschule der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs Hospitalstr. 36; 70174 Stuttgart Tel: +49 (0)711-228 36 10 Direktor: Rabbi Netanel Wurmser Website: www.irgw.de/schule/ Email: jindra@irgw.de</p>
---	--

D) Jüdische Gymnasien

29. Jüdische Oberschule Berlin

Die traditionsreiche Geschichte der Jüdischen Oberschule von Berlin geht zurück bis ins Jahr 1781, als Moses Mendelssohn die erste Jüdische Freie Schule in Deutschland gründete. Das heutige, staatlich anerkannte private Jüdische Gymnasium definiert sich selbst als Konfessionsschule, die offen ist für SchülerInnen mit unterschiedlichem religiösen (oder auch nichtreligiösen) Background. Alle SchülerInnen nehmen am jüdischen Religionsunterricht und am Hebräischunterricht teil. Koscheres Mittagessen wird angeboten, und jeder ist eingeladen, um die jüdischen Feiertage gemeinsam festlich zu begehen. Die Jüdische Oberschule ist der Jüdischen Gemeinde zu Berlin angegliedert. Zu den Unterstützern der Schule gehören die "Regionale Arbeitsstelle für Bildung, Integration und Demokratie e.V.", Siemens, Coca Cola, T-Com, WE-DO, und natürlich der Förderverein zur Gründung der Oberschule. Momentan besuchen rund 420 SchülerInnen die Jüdische Oberschule. Sie werden von 44 LehrerInnen unterrichtet, und die Zahl der Schüler pro Klasse liegt maximal bei 24.

<p>Fakten Mitarbeiter: 1 Direktor, 44 Lehrer, weitere Mitarbeiter (Koch, Verwaltung etc.) Momentane Zahl der SchülerInnen: 420 Funding: Senat von Berlin; monatliche Gebühren, Jüdische Gemeinde Berlin</p>	<p>Kontakt Jüdische Oberschule Berlin Direktor: Barbara Witting Große Hamburgerstr. 27; 10115 Berlin Telephone: +49 (0)30-726 265 711 0 E-Mail: info@josberlin.de Website: www.josberlin.de</p>
---	---

E) Jugendzentren

30. Jugendzentrum „Kavana Anne Frank“, Aachen

Das Jugendzentrum „Kavana Anne Frank“ wurde vor 15 Jahren auf Initiative verschiedener junger und engagierter Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Aachen gegründet. Die meisten der Gründungsmitglieder entstammen Immigrantenfamilien aus der früheren Sowjetunion, und sie waren hoch motiviert, ein Dialogforum für junge Juden einzurichten. Kavana ist offen für alle Kinder und Jugendlichen im Alter von 6 bis 15 Jahren. Das Jugendzentrum ist auch offen für Kinder mit einem nicht-halachischen jüdischen Hintergrund. Im Zentrum wird viel kommuniziert zu jüdischer Religion und Tradition wie auch jüdischer Kultur, Geschichte und Kunst. Religiöse Aspekte werden meist im Rahmen eines Schiur mit einem Rabbiner besprochen. Kritische Themen der jüdischen Geschichte, wie der Holocaust, werden nur behandelt, wenn die Kinder ein Alter erreicht haben, das dafür angemessen erscheint. Das Jugendzentrum ist auch bemüht, den Kindern und Jugendlichen wertvolle Einblicke in die globale jüdische Welt zu geben, einschließlich Israel und der russisch-jüdischen Diaspora. „Kavana Anne Frank“ arbeitet unter der Schirmherrschaft der Jüdischen Gemeinde Aachen. Es gibt aber auch Kooperationen mit anderen jüdischen Einrichtungen und

Organisationen, so beispielsweise mit der ZWST, mit dem israelisch-deutschen Projekt „Lehava“ und mit dem Landesverband jüdischer Gemeinden in Nordrhein-Westfalen.

<p>Fakten Mitarbeiter: 4, davon: 2 Roshim, 2 Madrichim Keine Volunteers. Zahl regelmäßiger Besucher: ca. 20 Funding: Jüdische Gemeinde Aachen, Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Nordrhein-Westfalen</p>	<p>Kontakt Jugend-Zentrum der Jüdische Gemeinde Aachen Synagogen Platz 23; 52062 Aachen Tel: +49 (0)241-477 80-0 Konktakt: Julia Ryapushkina Website: www.jgaachen.de Email: info@jgaachen.de</p>
--	--

31. Jugendzentrum „Olam“, Berlin

Das Berliner Jugendzentrum „Olam“ wurde in den späten 1950er Jahren gegründet, das Management liegt bei der Jüdischen Gemeinde Berlin. Das Jugendzentrum pflegt außerdem enge Kontakte mit jüdischen Einrichtungen wie Makkabi, Bambinim, Lehawa und anderen jüdischen Jugendzentren in Deutschland, mit dem Jüdischen Gymnasium, der Heinz Galinski Schule, dem Kindergarten der JG Berlin, der ZWST, aber auch mit nichtjüdischen Einrichtungen wie dem „Anne Frank Haus der Jugend“, der Kurt Löwenstein Schule und dem Multikulturellen Verein Dessau. Das Jugendzentrum „Olam“ hat etwa 16 Madrichim und etwa 20 Musiklehrer, Fitness- und Sporttrainer, und es gibt etwa 14 freiwillige Helfer. Die Mitarbeiter sind bemüht, viel Wissenswertes über Israel, die jüdische Tradition und jüdische Werte zu vermitteln. „Olam“ ist offen für alle Kinder und Jugendlichen im Alter von 5 bis 19 Jahren, egal ob mit halachisch-jüdischem Hintergrund oder nicht. Die Kids und Teenager sind eingeladen, Peolot an den Sonntagen und natürlich wochentägliche Aktivitäten zu besuchen - unter anderem Sport, Tanz, Musik, Mode und Design. Peolot werden in vier verschiedenen Gruppen für Kinder im Alter zwischen 5 bis 12 Jahren angeboten. Für Teenager im Alter zwischen 13 und 19 Jahren werden Peolot in zwei extra Gruppen organisiert.

<p>Fakten: Mitarbeiter: 1 Leiter; 14 Madrichim; ca. 20 Lehrer (Musik) Volunteers: ca. 14 Regelmäßige Besucher: 40-60 pro Woche Funding: Senat von Berlin, private Spenden</p>	<p>Kontakt Jugendzentrum „Olam“ Joachimstalerstr. 13, 10719 Berlin Tel.: +49 (0) 30 880 28 123 Website: www.jg-berlin.org Email: xenia0205@hotmail.com</p>
---	--

32. Jüdisches Jugendzentrum Bochum

Das Jugendzentrum in Bochum wurde vor 15 Jahren von der lokalen Jüdischen Gemeinde in Bochum gegründet. Es ist Anziehungspunkt für Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 3 und 20 Jahren. Etwa 40-60 Kinder und Jugendliche besuchen das Zentrum regelmäßig, das offen ist für Kinder und Jugendliche mit unterschiedlicher religiöser (nichtreligiöser) Erziehung. Auch junge Leute mit nicht-halachischem jüdischem Hintergrund sind willkommen. Ein Großteil der Arbeit konzentriert sich darauf, den Kindern und Jugendlichen Einblicke in die jüdische Religion, Tradition, Kultur und Kunst zu ermöglichen. Ebenso bemüht sich das Zentrum, wichtige Fakten über die globale jüdische Welt, Israel und die russisch-jüdische Diaspora zu vermitteln. Das Jugendzentrum arbeitet eng mit der Bochumer Jüdischen Gemeinde, der ZWST und dem deutsch-israelischen Projekt „Lehawa“ zusammen. Faktisch jede Möglichkeit wird zudem genutzt, um den eigenen Aktiven Möglichkeiten der Fort- und Weiterbildung zu verschaffen, ihre eigenen Kompetenzen in der Kinder- und Jugendarbeit noch zu verbessern. Julia Feygin, die das Jugendzentrum leitet, setzt auf den „learning-by-doing“-Effekt, und sie glaubt, dass dieser gerade in den kleineren Jüdischen Gemeinden in Deutschland – wie eben in Bochum - sehr sinnvoll ist.

<p>Fakten Mitarbeiter: 1 Leiter; 8 Madrichim Viele Eltern agieren als freiwillige Helfer. Regelmäßige Besucher: 40-60 Kinder und Jugendliche Funding: Jüdische Gemeinde Bochum</p>	<p>Kontakt Jugendzentrum der Jüdischen Gemeinde Bochum Erich-Mendel-Platz 1, 44791 Bochum Tel: +49 (0)234/417560-0 Email-Adresse der Leiterin: Julia.feygin@gmx.de Website: www.jg-bochum.de Email: Jgbochum@t-online.de</p>
--	--

33. Jugendzentrum „Jachad“, Köln

„Jachad“ ist das Jugendzentrum der Synagogengemeinde Köln, welche das Zentrum auch finanziell unterstützt. Ein weiterer wichtiger Partner von „Jachad“ ist die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST). Im Jugendzentrum wird sich jeden Sonntag am Nachmittag getroffen. Es gibt vier verschiedene, altersspezifische Programme für die Kinder und Jugendlichen im Alter von 6 bis 18 Jahren. Zu beliebten Programmbestandteilen gehören Sport, Musik und die Erstellung eines Newsletters. Für 2,50 € pro Tag kann jeder Teilnehmer ein koscheres Mittagessen im Zentrum erhalten. „Jachad“ arbeitet mit halachisch-jüdischen Kindern, d.h. Mädchen und Jungen, die direkt zur Gemeinde gehören. Das Team versucht Wissen über das jüdische Leben rund um den Globus, aber auch über Israel und die russisch-jüdische Diaspora weiterzugeben. Als eine positive Errungenschaft wird die permanent steigende Zahl der Zentrumsbesucher betrachtet. Der Leiter von „Jachad“, Benjamin Vamosi, hofft, dass das programmatische Angebot in absehbarer Zeit noch erweitert werden kann, um weitere junge Juden für eine Teilnahme gewinnen zu können.

Fakten Mitarbeiter: 1 Direktor; 14 Madrichim; 4 Chugisten Besucher: ca. 100 pro Woche Funding: Synagogengemeinde Köln	Kontakt Leiter des Jugendzentrums: Benjamin Vamosi Telephone: +49 (0)176-641 95 899 Email: b.vamosi@sgk.de
---	---

34. Jugendzentrum „Emuna“, Dortmund

Im Jahre 1993 wurde das Jugendzentrum „Emuna“ in Dortmund auf Initiative von Joss Avidor gegründet. Die Schirmherrschaft über das Jugendzentrum hat die Jüdische Gemeinde Dortmund, die das Zentrum auch finanziell unterstützt. Unterstützung kommt auch vom Staat und von privaten Donatoren. Das Jugendzentrum arbeitet eng mit jüdischen Einrichtungen wie dem Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Westfalen-Lippe, der ZWST und anderen Jugendzentren in Deutschland zusammen. Kooperative Kontakte gibt es auch mit dem örtlichen Runden Tisch des Kreisjugendringes. „Emuna“ beschäftigt sieben Madrichim, der Koch arbeitet auf freiwilliger Basis (Volunteer). Das Team von „Emuna“ ist intensiv darum bemüht, Wissen über Israel, Judentum und jüdische Ethik weiterzugeben. Die Arbeit von „Emuna“ ist primär für Mädchen und Jungen aus der Jüdischen Gemeinde gedacht (d.h. halachisch-jüdische). Kinder und Jugendliche im Alter von 5 bis 20 Jahren werden jeweils am Sonntagnachmittag zu Peolot willkommen geheißen. Es gibt Peolot für die Altersgruppen 6-8, 9-12, 14-15, und für alle, die älter als 15 Jahre sind. Wochentags hält das Jugendzentrum verschiedene Freizeitangebote bereit, wie beispielsweise Malen, Singen und Tanz.

Fakten Mitarbeiter: 1 Leiter; 7 Madrichim. Der Koch arbeitet als Freiwilliger. Besucher: 30- 40 pro Woche Funding: Jüdische Gemeinde Dortmund; staatliche Zuschüsse, private Spenden	Kontakt Jugendzentrum „Emuna“ Jüdische Gemeinde Dortmund Prinz-Friedrich-Karl-Str. 9-11; 44135 Dortmund Telephone: +49 (0)231-557 472 0 Fax: +49 (0)231-557 472 20 Email: Adrian@emuna-dortmund.de
---	---

35. Jugendzentrum „Tikwatejnu“, Duisburg

In der Jüdischen Gemeinde von Duisburg ist das Jugendzentrum „Tikwatejnu“ während der 1990er Jahre entstanden. „Tikwatejnu“ ist offen für Kinder und Jugendliche im Alter von 4 bis 18 Jahren. 25-30 Mädchen und Jungen besuchen das Zentrum zur Zeit regelmäßig. Das Jugendzentrum arbeitet mit Kindern und Jugendlichen unabhängig vom religiösen (oder nicht religiösen) Hintergrund der Herkunftsfamilie, und es ist ausdrücklich offen auch für nicht-halachische Juden. Der Leiter des Jugendzentrums betont dazu, dass während der Zeit der Nazi-Diktatur die nicht-halachischen Juden genauso gelitten haben wie die halachischen Juden. „Tikwatejnu“ sieht eine wesentliche Aufgabe darin, die jüdischen Kinder und Jugendlichen der Stadt gut zu vernetzen und ihnen hier im Zentrum jüdische Religion, Tradition Kunst und Kultur, aber auch allgemeine (und säkulare) jüdische Werte in geeigneter Weise zu vermitteln. Außerdem hat das Jugendzentrum ein Freizeit-Programm „Sonnenschule“ ins Leben gerufen, bei dem die Kinder und

Jugendlichen von Fachleuten ganz verschiedene praktische Fertigkeiten beigebracht bekommen. Religiöse Aspekte des Judentums werden häufig in Kooperation mit der Jüdischen Religionsschule und dem Rabbinat vermittelt. Kulturelle und historische Themen – incl. traumatischer Themen wie Holocaust – werden je nach geeigneter Altersstufe behandelt. Daneben gibt es auch Bemühungen, kompetentes Wissen über die globale jüdische Welt, Israel und die russisch-jüdische Diaspora weiterzugeben. Das Jugendzentrum „Tikwatejnu“ kooperiert eng mit der Jüdischen Gemeinde Duisburg und mit dem Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Nordrhein-Westfalen.

<p>Fakten Mitarbeiter: 8, davon zwei Leiter und 6 Madrichim Keine Volunteers Besucher: 25-30 (davon 16 in der “Sonnenschule”) Funding: Jüdische Gemeinde Duisburg, Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Nordrhein-Westfalen</p>	<p>Kontakt Jugendzentrum „Tikwatejnu“ Gemeindezentrum der Jüdischen Gemeinde Duisburg-Mülheim/Ruhr-Oberhausen Springwall 16; 47051 Duisburg Telephone: +49 (0)203-2981205 Website: www.tikwatejnu.de E-Mail: tikwatejnu@gmail.com</p>
--	---

36. Jugendzentrum “Schalem” in der Jüdischen Gemeinde Dresden

Das Jugendzentrum „Schalem“ wurde im August 2003 gegründet, um dem wachsenden Bedarf an Projekten für Kinder und Jugendliche in der Stadt Dresden gerecht zu werden. Die Idee wurde in Abstimmung mit der lokalen Jüdischen Gemeinde realisiert. „Schalem“ ist offen für Kinder und Jugendliche jedweder jüdischer Glaubensrichtung – auch solche mit nicht-halachischem Hintergrund -, die sich im Alter von 6 bis 23 Jahren befinden. Das Zentrum ist verbunden mit der Jüdischen Gemeinde Dresden, und es kooperiert eng mit der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) und dem deutsch-israelischen Projekt „Lehawa“. “Schalem” hat den Anspruch, eine jüdische religiöse Identität zu vermitteln, und in entsprechender Weise werden auch Lehrmaterialien organisiert. Das Jugendzentrum bemüht sich zudem, kompetentes Wissen über Juden weltweit und natürlich über Israel weiterzugeben. Die Leiterin von „Schalem“, Katia Novominska, sieht als wesentliche Herausforderungen die Konsolidierung der Arbeit des Jugendzentrums und die spezielle Unterstützung von Problemkindern. An einem umfassenderen Konzept für das Jugendzentrum wird gearbeitet. Katia Novominska sucht nach noch attraktiveren Freizeitangeboten für Kinder und Jugendliche und weiteren geeigneten Formen der religiösen Bildung.

<p>Fakten Mitarbeiter: 1 Leiterin; 4 Madrichim; 2 Schlichim Funding: Jüdische Gemeinde Dresden Projekt Lehawa (ZWST) Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Sachsen</p>	<p>Kontakt Jüdische Gemeinde Jugendzentrum „Schalem“ z.Hd. Katia Novominska Hasenberg 1; 01067 Dresden Telephone: +49 (0)351-656 07 10 (JG Dresden) Fax: +49 (0)351-656 07 50 (JG Dresden) Email: schalem.dresden@googlemail.com</p>
--	--

37. Jugendzentrum “Siegfried Klein”, Düsseldorf

Das administrative Management für das Jugendzentrum “Siegfried Klein” liegt bei der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf, welche das Zentrum auch finanziell unterstützt. Das Zentrum ist ebenso eng verbunden mit jüdischen Institutionen wie dem deutsch-israelischen Projekt „Lehawa“ und anderen jüdischen Jugendzentren in Deutschland, der ZWST und kommunalpolitischen Einrichtungen wie dem Jugendring Düsseldorf. Es wird Wert darauf gelegt, viel Wissen über Israel, das Judentum an sich, die russisch-jüdische Diaspora, Ethik und Moral zu vermitteln. Die Arbeit des Zentrums richtet sich vorrangig an Kinder und Teenager, deren Familien zur Jüdischen Gemeinde Düsseldorf gehören. Nicht-halachische Besucher sind ebenso willkommen, doch die Kinder und Jugendlichen mit halachischem Hintergrund stellen derzeit eine deutliche Mehrheit der Besucher. Die Kinder und Teenager im Alter zwischen 6 und 18 Jahren können sowohl an sonntäglichen Peilot wie auch an Freizeitaktivitäten in der Woche – wie beispielsweise Singen, Tanz, Sport und kreative Kunst – teilnehmen. Die Leiterin des Jugendzentrums, Shira Fleischer, hofft langfristig alle jüdischen Kinder und Jugendlichen in Düsseldorf erreichen zu können, damit sich ein

stärkerer Gemeinschaftsgeist auch in der jüngeren Generation entwickeln kann. Im Moment kämpft das Zentrum noch mit dem Problem angemessener Räumlichkeiten, und bisher kann kein Personal bezahlt werden.

Fakten Bezahlte Mitarbeiter: keine Volunteers/Freiwillige: 10 Madrichim; 6 Chugisten Regelmäßige Besucher: etwa 30-50 pro Woche Funding: Jüdische Gemeinde Düsseldorf	Kontakt Jugendzentrum "Siegfried Klein"/Jüdische Gemeinde Zietenstraße 50; 40476 Düsseldorf Tel.: +49 (0)211-469 120 Leiterin des Jugendzentrums: Shira Fleisher Website: www.kadimaonline.de Email: info@jgdus.de
--	---

38. Jüdisches Jugendzentrum Essen

Das Jüdische Jugendzentrum in Essen wurde im Januar 2009 von der lokalen Jüdischen Gemeinde gegründet. Es erreicht Jugendliche im Alter von 14 bis 25 Jahren. Gegenwärtig kommen zwischen 12 und 20 Besucher wöchentlich. Das Jugendzentrum heisst alle jungen Mitglieder der Jüdischen Gemeinde, aber auch alle anderen jungen Leute, die sich für das Judentum interessieren, willkommen. Hauptanliegen des Zentrums ist es, sämtliche jüdischen Kinder und Jugendlichen der Stadt zu erreichen und in ihnen ein Bewußtsein für jüdische Tradition, jüdische Werte und Moral zu entwickeln. Das Jugendzentrum organisiert auch Sport- und Kulturveranstaltungen sowie soziale Aktivitäten in Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden. Einmal im Jahr organisiert das Zentrum eine Mini-Machane. Das Jugendzentrum organisiert auch Kabbalat-Shabbat-Gottesdienste, daneben Tagesausflüge in andere Städte, um mehr über das dortige jüdische Leben zu erfahren. Obwohl viel Aufmerksamkeit auf jüdische Tradition, Kultur und Kunst gerichtet wird, sind religiöse Aspekte des Judentums in der Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen essentiell. Es werden auch Veranstaltungen angeboten, in denen die Besucher mehr über jüdisches Leben rund um den Globus und – zu einem bestimmten Teil – auch über Israel und die russisch-jüdische Diaspora erfahren können.

Fakten Mitarbeiter: Angestellte der Gemeinde unterstützen das Jugendzentrum direkt Regelmäßige Besucher: 12-20 Funding: Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Nordrhein-Westfalen; Jüdische Gemeinde Essen; Stadtverwaltung Essen	Kontakt Jugendzentrum Jüdische Kultusgemeinde Essen Sedanstr. 46; 45138 Essen Tel.: +49 (0)201-959 96-0 Fax: +49 (0)201/-959 96-29 Email:jkg-essen@gmx.de
--	--

39. Jugendzentrum "Amichai", Frankfurt am Main

Das Jugendzentrum "Amichai" wurde in den späten 1940er Jahren gegründet, als sich auch die jüdische Nachkriegsgemeinde in Frankfurt/Main neu zu formieren begann. „Amichai“ richtet seine Angebote nur an Kinder und Jugendliche der lokalen Jüdischen Gemeinde bzw. auf halachisch-jüdische Familien. Programme werden angeboten für die Altersgruppen zwischen 5 und 19 Jahren, wobei der Schwerpunkt auf der Zielgruppe im Alter von 14 bis 19 Jahren liegt. „Amichai“ arbeitet sehr eng zusammen mit der Jüdischen Gemeinde Frankfurt zusammen, doch es gibt zusätzliche wichtige jüdische Kooperationspartner in der Stadt, einschließlich Makkabi, Chabad and WIZO. Es gibt außerdem eine gute Zusammenarbeit mit dem Jugendamt der Stadt. Wichtigstes Ziel des Jugendzentrums ist es, jüdische Religion und Tradition zu vermitteln. Außer am Freitag und Samstag ist „Amichai“ täglich geöffnet. Peilot und Chugim werden in kleinen Gruppen angeboten. Bei den Freizeitaktivitäten können sich die Besucher entscheiden zwischen Zeichnen, Basteln, Piano- und Schlagzeugunterricht, Tischtennis, Yoga, Selbstverteidigung, Schach, Videowerkstatt, Theater-, Tanz- und Hebräischgruppen. Ein Kurs für Israelischen Volkstanz wird ebenfalls angeboten.

Fakten Mitarbeiter: 10 to 15, darin eingeschlossen: 2 Verwaltungskräfte, Madrichim und Chugim (erhalten kleine finanzielle Vergütung) Regelmäßige Besucher: 80 bis 120 pro Woche Funding: Jüdische Gemeinde Frankfurt/Main	Kontakt Jugendzentrum „Amichai“ Leiter des Zentrums: Alexej Tarchis Savignystraße 66; 60325 Frankfurt am Main Tel: +49 (0)69 - 76 80 36 150 Website: www.amichai.de Email: amichai01@gmx.de
---	--

40. Jugendzentrum „Chai“, Hannover

Ursprünglich schon einmal in den 1950er Jahren gegründet, wurde das Jugendzentrum „Chai“ in Hannover nach dem Zustrom von Juden aus der früheren Sowjetunion in den 1990er Jahren wieder eröffnet und neu belebt. Kinder der Zuwanderer wollten sich mit anderen jüdischen Kinder treffen und mehr über ihre eigenen jüdischen Wurzeln erfahren, und schließlich ergriff auch die lokale Jüdische Gemeinde die Initiative. Die Arbeit von „Chai“ richtet sich an junge Juden im Alter zwischen 6 und 20 Jahren. Das Zentrum möchte möglichst alle jüdischen Kinder und Jugendlichen erreichen und eine starke Verbindung zwischen ihnen und der Gemeinde herstellen. „Chai“ beteiligt sich an verschiedensten Aktivitäten und Events, so an der „Jewrovision“ (einem jährlichen Interpretenwettbewerb zwischen sämtlichen jüdischen Jugendzentren in Deutschland) und an Jugend-Shabbathoth. Das Zentrum bietet auch Workshops zu Themen jüdischer Tradition, Hebräischkurse und Sportaktivitäten an. Priorität hat dagegen die Vermittlung von jüdischer Kultur und Kunst, jüdischer Tradition und Religion. „Chai“ kooperiert eng mit der Jüdischen Gemeinde Hannover, dem Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und der ZWST. Yevgeniy Korsunskyy, der Leiter von „Chai“, sieht die momentan größte Herausforderung in der Formierung eines neuen und jungen Teams von Madrichim.

Fakten Mitarbeiter (ehrenamtlich): 11; davon 1 Leiter, 5 Madrichim, 5 Praktikanten/Volunteers Regelmäßige Besucher: 40 Funding: Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Niedersachsen (finanzielle Unterstützung); Jüdische Gemeinde Hannover (Räumlichkeiten)	Kontakt Jüdisches Jugendzentrum „Chai“ Haeckelstr. 10; 30173 Hannover Leiter: Yevgeniy Korsunskyy Mobile: +49 (0)163-243 68 89 Website: www.jz-chai.de Email: genja@jz-chai.de
---	---

41. Liberales Jugendzentrum Hannover

Das Liberale Jugendzentrum Hannover wurde vor rund 10 Jahren gegründet, wobei die Initiative von der Liberalen Jüdischen Gemeinde (LJG) Hannover - welche zur Union Progressiver Juden in Deutschland (UPJ) gehört – ausging. Das Jugendzentrum arbeitet mit jüdischen Kindern und Jugendlichen im Alter von 6 bis 18 Jahren, während die angeschlossene Gruppe „Jung und Jüdisch“ sich an junge Leute im Alter zwischen 18 and 35 richtet. Gegenwärtig kommen regelmäßig rund 15 Mädchen und Jungen ins Jugendzentrum, während „Jung und Jüdisch“ eine Gruppe von rund 20 jungen Leuten vereint. Als eine Prämisse seiner Arbeit sieht das Jugendzentrum das Bemühen, den jüdischen Kindern und Jugendlichen einen Sinn für jüdische Gemeinschaft und Zugehörigkeit zu vermitteln. Die Vermittlung von jüdischer Religion und Tradition spielt eine ebenso wichtige Rolle wie die Vermittlung jüdischer Kunst und Kultur. Der Leiter des Jugendzentrums, Herr Michalowitz, sieht in den *religiösen* Aspekten des Judentums die tragende Basis für die Arbeit mit jüdischen Kindern und Jugendlichen. Das Jugendzentrum der LJG Hannover arbeitet eng mit „Netzer“, der Jugendbewegung der World Union for Progressive Judaism, und mit der UPJ-Jugendbewegung „Jung und Jüdisch“ zusammen. Madrichim des Jugendzentrums besuchen regelmäßig Seminare, die „Netzer“ organisiert.

Fakten Mitarbeiter: 5 (1 Leiter und 4 Madrichim) Freiwillige Helfer (regelmäßig): 3-4 Zahl der regelmäßigen Besucher: ca. 15 Kinder in der Altersgruppe 6-18; ca. 20 in der Altersgruppe 18-35 („Jung und Jüdisch“) Funding: Liberale Jüdische Gemeinde Hannover	Kontakt Liberales Jugend-Zentrum Hannover Leiter: Herr Michalowitz Fuhsestr. 6; 30419 Hannover Tel: +49 (0)511-2880100 Website: www.ljgh.de Email: gemeinde@ljgh.de
---	--

42. Jüdisches Jugendzentrum „Szimcha“, Heidelberg

Das jüdische Jugendzentrum „Szimcha“ wurde vor 15 Jahren von der Jüdischen Gemeinde Heidelberg gegründet. „Szimcha“ erreicht Kinder und Jugendliche im Alter von 3 bis 19 Jahren. Gegenwärtig besuchen 30-35 Kinder und Jugendliche das Zentrum regelmäßig. Sie sind unabhängig vom religiösen (oder nichtreligiösen) Background ihrer Herkunftsfamilien willkommen, und die Türen sind auch für Kinder und Jugendliche mit nicht-halachischem Hintergrund geöffnet. Besonderer Wert wird darauf gelegt, alle jüdischen Kinder und Jugendlichen, die das Zentrum besuchen, mit jüdischen Traditionen und Werten vertraut zu machen, ebenso mit jüdischer Kunst und Kultur. Dabei wird Wert darauf gelegt, mit der jüdischen Bildungsarbeit in sehr frühem Alter zu beginnen, so dass die Jungen und Mädchen damit ganz allmählich aufwachsen können. „Szimcha“ bietet Chugim (workshops) zu ganz verschiedenen Themen, hält aber auch spezifische Angebote in den Bereichen Kunst, Musik und Sport bereit. Der Schabbat wird jede Woche feierlich begangen, und eine größere Schabbatfeier wird einmal monatlich organisiert. Das Jugendzentrum organisiert regelmäßig auch Familienabende. Bei der Vermittlung religiöser Inhalte wird eng mit dem Kantor der Heidelberger Synagoge kooperiert. Er gibt bei „Szimcha“ religiöse Lehrstunden für sämtliche Altersgruppen. Komplizierte Themen aus der jüdischen Geschichte – wie insbesondere der Holocaust – werden insofern behandelt, wie es dem Alter und Entwicklungsstand der Kinder entspricht. Eine der Madrichoth bei „Szimcha“ studiert gleichzeitig an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg.

<p>Fakten Mitarbeiter: 3 (1 Leiterin), 2 Madrichim Freiwillige Helfer: 4-5 Regelmäßige Besucher: 30-35 Kinder und Jugendliche (verteilt auf drei Gruppen) Funding: Jüdische Gemeinde Heidelberg Oberrat der Jüdischen Gemeinden in Baden</p>	<p>Kontakt Jüdisches Jugendzentrum „Szimcha“ Leiterin: Halyna Dohayman Jüdische Kultusgemeinde Heidelberg Häusserstr. 10- 12; 69115 Heidelberg Tel: +49 (0)6221-90524-0 Email: o.dohayman@gmx.net</p>
--	--

43. Jüdisches Jugendzentrum Lübeck

Das jüdische Jugendzentrum in Lübeck wurde im Jahre 2000 von der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) und dem deutsch-israelischen Projekt „Lehawa“ gegründet, um den offensichtlichen Mangel an Programmen und Aktivitäten für junge Juden in der Stadt zu beheben. Das Jugendzentrum spricht jüdische Jugendliche im Alter von 15 bis 23 Jahren an, und es ist direkt in die Jüdische Gemeinde von Lübeck integriert. Jugendliche aus nicht-religiösen Familien sind ebenso willkommen wie solche aus religiösen, und das Zentrum ist offen auch für Leute *ohne* halachisch-jüdische Abstammung. Bildungsarbeit steht im Vordergrund, und die religiösen Aspekte des Judentums werden von Rabbiner Pushkin gelehrt. Ein Teil der Jugendlichen wird weniger über religiöse, dafür aber über kulturelle, historische und politische Themen erreicht. Viel Resonanz gibt es auf Diskussionsveranstaltungen und Seminare über Israel und den Nahostkonflikt, über das Thema „Integration versus Assimilation“, aber auch über das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland und Europa. Anastasia Pletoukina, die Leiterin des Zentrums, sieht ein Problem in der bisherigen Behandlung nicht-halachischer Juden *außerhalb* des Jugendzentrums. Wie sie beschreibt, bleiben viele Aktivisten des Lübecker Jugendzentrums – und besonders viele unter den besonders engagierten – auf Grund ihres nicht-halachischen Backgrounds „von verschiedenen Programmen der ZWST und des Zentralrates bedauerlicherweise ausgeschlossen.“

<p>Fakten Mitarbeiter: 1 Leiterin (zugleich auch Madricha) Freiwillige: In Kooperation mit dem Projekt Lehawa Regelmäßige Besucher: 15 -40 Funding: Jüdische Gemeinde Lübeck Bisherige Projekte wurden finanziell unterstützt von: ZWST, Zentralrat, Lehawa, „Aktion Mensch“</p>	<p>Kontakt Jüdisches Jugendzentrum Lübeck Jüdische Gemeinde Lübeck St. Annen Strasse 11-13; 23552 Lübeck Tel: +49 (0)451-79 82 18 2 Leiterin des Jugendzentrums: Anastasia Pletoukina Website: jg-luebeck.de/ Email: jugendzentrum@jg-luebeck.de</p>
--	--

44. Jüdisches Jugendzentrum Mainz

Das jüdische Jugendzentrum Mainz wurde im Jahre 2002 gegründet. Gegenwärtig wird es regelmäßig von einem Dutzend junger Leute frequentiert, die sich in der Altersspanne von 13 bis 25 Jahren befinden. Jüdische Jugendliche mit einem nicht-halachischen Hintergrund sind ebenfalls ausdrücklich willkommen. Das Jugendzentrum arbeitet direkt unter der Schirmherrschaft der Jüdischen Gemeinde Mainz. Lockere Kooperationsbeziehungen bestehen auch zur ZWST and zur Ronald S. Lauder Foundation. Eine Prämisse in der Arbeit des Zentrums besteht darin, möglichst viele jüdische Kinder und Jugendliche zu erreichen und ihnen jüdische Traditionen und Werte zu vermitteln. Das Zentrum versteht sich als eine Plattform für junge Juden, die sich treffen, sie bewegende Themen diskutieren und einfach die Gemeinschaft genießen. Die meisten Kinder und Jugendlichen kommen aus Immigrantenfamilien, dabei vorrangig aus der früheren Sowjetunion. Dementsprechend gibt es viele Bemühungen, die jungen Leute weitestmöglich ins Leben der lokalen Jüdischen Gemeinde zu integrieren und sie behutsam an jüdisches kulturelles Erbe und an jüdische Identität heranzuführen. Einmal monatlich organisiert das Zentrum eine Diskussionsrunde mit einem Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Mainz. Im Bildungsprogramm des Jugendzentrums sind sehr verschiedene Themen enthalten, die von sozialer Ethik bis hin zu bestimmten Aspekten der jüdischen Religion reichen. Das Jugendzentrum organisiert Hebräischunterricht und Workshops über Israel, bietet verschiedene Formen von Musikunterricht an und hat eine eigene Band.

Fakten Mitarbeiter: 4 (1 Leiterin; 3 Madrichim) Die komplette Arbeit läuft auf ehrenamtlicher Basis. Regelmäßige Besucher: 13 (bis hin zu 30 bei speziellen Veranstaltungen) Funding: Jüdische Gemeinde Mainz	Kontakt Jugend-Zentrum Mainz Forsterstrasse 2, 55118 Mainz Tel.: +49 (0) 6131-61 39 90 Leiterin des Jugendzentrums: FrI. Spolanskaya Website: www.jgmainz.de/index.htm Email: info@jgmainz.de
--	---

45. Jüdisches Jugendzentrum Mönchengladbach

Das jüdische Jugendzentrum in Mönchengladbach wurde zeitgleich mit der Wiedergründung der lokalen Jüdischen Gemeinde eröffnet. Die ursprüngliche Initiative kam von engagierten einheimischen Juden, welche die Bedeutung eines funktionierenden Jugendzentrums im Angesicht des großen Zuzuges von Juden aus der früheren Sowjetunion erkannten. Das Jugendzentrum erreicht Kinder und Jugendliche im Alter von 6 bis 18 Jahren. Sie sind willkommen, unabhängig davon, ob sie aus einer religiösen oder nichtreligiösen Herkunftsfamilie stammen und ob sie einen halachischen oder nicht-halachischen jüdischen Hintergrund besitzen. Es ist Ziel des Zentrums, sowohl jüdische Religion und Tradition als auch Kunst und Kultur zu vermitteln. Religiöses Wissen wird vor allem dadurch vermittelt, dass die Hohen Feiertage gemeinsam festlich begangen werden. Kritische historische Aspekte der jüdischen Geschichte, wie beispielsweise die Shoah, werden nur dann behandelt, wenn die Kinder ein Alter und einen Entwicklungsstand erreicht haben, der dies zu ermöglichen scheint.

Das Jugendzentrum hat einen eigenen Chor, bietet Tanzunterricht, Kurse in Hebräisch und Englisch und andere Freizeitaktivitäten regelmäßig an. Außerdem werden Einblicke in das globale jüdische Leben, in die moderne israelische Gesellschaft und in die russisch-jüdische Diaspora offeriert. Eine schwierige Situation ergibt sich für das Jugendzentrums bei der Arbeit mit Eltern, die eine Bar oder Bat-Mizvah für ihre Kinder ablehnen.

Fakten Mitarbeiter: 8 (1 Leiter und 7 Pädagogen) Keine Volunteers. Regelmäßige Besucher: 30-33 Funding: Jüdische Gemeinde Mönchengladbach	Kontakt Jüdisches Jugendzentrum Mönchengladbach Jüdische Gemeinde Mönchengladbach Albertusstr. 54; 41061 Mönchengladbach Tel: +49 (0)2161- 238 79 Email: juedishegemeindemg@t-online.de
---	---

46. Jüdisches Jugendzentrum „Neshama“, München

Das jüdische Jugendzentrum „Neshama“ ist entstanden, als sich die Münchener Jüdische Gemeinde (IKG) wieder neu zu formieren began. Heute erreicht „Neshama“ jüdische Kinder und Jugendliche im Alter von 6-19 Jahren, und wöchentlich lassen sich etwa 60-70 von ihnen sehen. Das Zentrum ist offen für Mädchen und Jungen aus religiösen wie säkularen jüdischen Familien, auch die Teilnahme von Kindern und Jugendlichen mit nicht-halachischer jüdischer Abstammung wird begrüßt. Die Besucher erhalten Einblicke in jüdische Religion, Tradition, Kultur und Kunst. Die Mitarbeiter von „Neshama“ versuchen zudem, jüdische Werte (religiös wie säkular) und allgemeine Ethik zu vermitteln. Ilya Krasnov, der Leiter des Jugendzentrums betont, dass die inhaltliche Arbeit des Zentrums mehr auf jüdischer *Tradition* als auf *Religion* basiere. „Neshama“ arbeitet sehr eng mit der Israelitischen Kultusgemeinde zusammen. Als die gegenwärtig größte Herausforderung sieht es Ilya Krasnov, das gegenwärtig hohe Niveau der Jugendarbeit (welches auf gutes Teamwork der letzten Jahre zurückgehe) auch langfristig halten zu können. Hierbei hofft er, den Madrichim von „Neshama“ künftig noch bessere Fortbildungsmaßnahmen anbieten zu können. Ein noch höheres Level in der jüdischen Bildungsarbeit gilt als das hoch gesteckte, gemeinsame Ziel.

Fakten Mitarbeiter; 12 (1 Leiter; 11 Madrichim) Volunteers: Ältere Chanichim Zahl wöchentlicher Besucher: 60-70 (in 6 verschiedenen Gruppen) Funding: IKG München, Projektmittel, private Spenden	Daten Jugendzentrum Neshama / Israelitische Kultusgemeinde München und Oberbayern K.d.ö.R. St.-Jakobs-Platz 18; 80331 München Tel: +49 (0)89 - 20 24 00-100; Leiter: Ilya Krasnov Website: www.ikg-muenchen.de Email: info@ikg-m.de
--	--

47. Jugendzentrum „Hatikva“, Münster

Das jüdische Jugendzentrum „Hatikva“ in Münster, das der lokalen Jüdischen Gemeinde angegliedert ist, wurde vor neun Jahren gegründet worden. Das übergreifende Ziel des Zentrums lautet „Gemeinschaft bauen“. Obwohl das Zentrum auch offen ist für nicht-halachische Juden und für Nicht-Juden, achtet es doch auf eine koshere Umgebung. Häufig backen, essen und spielen die Kinder und Jugendlichen gemeinsam. 10 bis 15 Kinder und Teenager besuchen die Veranstaltungen von „Hatikva“ regelmäßig. In regelmäßigen Abständen wird zusammen Kabbalat Shabbat gefeiert. An den Shabbatfeiern wie auch an den monatlichen Unternehmungen und Ausflügen – Bowlingabende, Schwimmbadbesuche u.a.m. - nimmt eine relativ große Zahl von Kindern und Jugendlichen teil. Bei den regelmäßigen Treffen im Zentrum spielt die Vermittlung von Wissen über das Judentum eine entscheidende Rolle. Mirith Silbermann, die Leiterin des Jugendzentrums, kommt selbst aus Israel, und so spielen israelische Themen eine wichtige Rolle im Veranstaltungsangebot. Mirith Silbermann möchte langfristig auch Kontakte zu nichtjüdischen Jugendeinrichtungen in Münster aufbauen, u.a. um Vorurteile zwischen unterschiedlichen kulturellen und ethnischen Gruppen abbauen zu können. Darüber hinaus möchte Mirith Silbermann auch künstlerisch-kreative Aktivitäten im Zusammenhang mit den jüdischen Feiertagen verbessern und ausbauen - wie beispielsweise die Aufführung eines Theaterstücks an Chanukkah.

Fakten Mitarbeiter: Die Arbeit läuft ehrenamtlich. Leiterin: Mirith Silbermann 3 Madrichim Regelmäßige Besucher: 10 -15 Funding: Jüdische Gemeinde Münster	Kontakt Jugendzentrum „Hatikva“ Jüdische Gemeinde Münster Klosterstrasse 8-9; D-48143 Münster Tel.: +49 (0)251-44909 (Jüdische Gemeinde) http://www.jgms.org email: jgmms@aol.com
--	--

48. Jüdisches Jugendzentrum Straubing

Im Jugendzentrum der Jüdischen Gemeinde Straubing bekommen 30-50 Kinder und Jugendliche Wissenswertes über die jüdische Religion vermittelt und können den Hebräischunterricht besuchen. Verantwortlich zeichnen hierfür der Gemeinderabbiner und seine Frau. Die Rebbetzin unterrichtet die Kleinkinder, während der Rabbiner die Schulkinder bis zu ihren Abschlüssen begleitet. Die meisten Kinder, die das Jugendzentrum besuchen, kommen aus Familien, welche aus der früheren Sowjetunion zugewandert

sind. Viele von ihnen haben noch keine ausreichenden Deutschkenntnisse erworben und finden es auch schwierig, die hebräische Sprache zu erlernen. Doch da das Jugendzentrum vorrangig orthodoxe Familien anspricht, bleibt Hebräisch eine wichtige „Drittssprache“, die die Kinder lernen sollen, während sie sich die deutsche Sprache (noch) aneignen und die russische (als Herkunftssprache) beibehalten. Nach Ansicht des Rabbiners würde ein engagierter junger Lehrer die Qualität der Kinder- und Jugendarbeit deutlich heben können. Voraussetzung sei aber, entsprechende finanzielle Unterstützung für eine derartige Beschäftigung eines jungen Lehrers zu gewinnen.

Fakten Keine Informationen verfügbar.	Kontakt Jüdische Gemeinde Straubing Wittelsbacherstr. 2; 94315 Straubing Tel: +49 (0)94 21 - 13 87; Mob.: +49 (0)152 - 088 701 74 Email: ikg-straubing@t-online.de
---	--

49. Jüdisches Jugendzentrum „Zion“, Stuttgart

Das Jugendzentrum „Zion“ ist vor rund 20 Jahren von der Jüdischen Gemeinde Stuttgart eröffnet worden. Vor etwa zehn Jahren wurde das Jugendzentrum weitreichend re-organisiert, und seitdem gilt es als sehr aktiv und kreativ. „Zion“ ist offen für jüdische Kinder und Jugendliche im Alter von 6 bis 18 Jahren. Die jungen Besucher sind unabhängig davon willkommen, wie religiös (oder nichtreligiös) ihr jeweiliges Elternhaus ist. Auch Kinder und Jugendliche mit nicht-halachischem jüdischen Background werden willkommen geheißen. Das Zentrum sieht sein vorrangiges Ziel darin, möglichst viele jüdische Kinder und Jugendliche der Stadt zu erreichen und ihnen jüdische Traditionen, Werte, Moral und zionistische Ideale nahe zu bringen. Die jungen Leute sollen die Möglichkeit zu profunden Einblicken in die jüdische Religion, Tradition, Kultur und Kunst geboten bekommen. Themen wie der Holocaust werden mit Kindern und Jugendlichen diskutiert, die dafür als alt genug eingeschätzt werden. Das Team von „Zion“ ist gewillt, den guten Ruf der Einrichtung beizubehalten und auszubauen – und damit fortzufahren, ein jüdisches Zentrum voller Leben und Energie zu sein. Während die Motivation im Team als sehr hoch gilt und über einen Ausbau von „Zion“ als Begegnungs- und Lernort diskutiert wird, sind viele Ideen auf Grund fehlender Finanzen und fehlender repräsentativer Räume noch nicht realisierbar.

Fakten Mitarbeiter: 8; davon 1 Leiterin und 7 Madrichim. Keine Volunteers. Zahl der regelmäßigen Besucher: ca. 25 Funding: Jüdische Gemeinde Stuttgart; Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Baden-Württemberg	Kontakt Jugendzentrum „Zion“ Israelitische Religionsgemeinschaft Württembergs Hospitalstrasse 36; 70174 Stuttgart Tel: +49 (0)711 - 228 36-0 Vorsitzendes des Jugendzentrums: Maria Suslof Website: http://www.irgw.de/
--	--

50. Jüdisches Jugendzentrum „Oz“, Wiesbaden

Seitdem in Wiesbaden eine jüdische Nachkriegsgemeinde existiert, gibt es dort auch ein intaktes Jugendzentrum. Das Jugendzentrum „Oz“ ist allerdings eines der jüngeren Projekte. „Oz“ spricht jüdische Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 4 und 18 Jahren an. Der religiöse – oder nicht religiöse – Hintergrund der Kinder und Teenager spielt dabei keine Rolle. Gegenwärtig bilden halachische Juden das Gros der Besucher des Jugendzentrums, daneben sind aber auch einige nicht-halachische Juden sehr aktiv, die die religiöse Konversion zum Judentum (Giur) planen. Im Team des Jugendzentrums setzt man sich zum Ziel, eine Brücke zwischen jedem jüdischen Kind oder Jugendlichen, der /die Anschluß an „Oz“ findet, dem Judentum und Israel zu ermöglichen. Es wird davon ausgegangen, dass ein aktives Involviertsein in das Jugendzentrum zwei Dinge wesentlich voranbringen kann: die Integration der jungen Menschen in das lokale jüdische Gemeindeleben wie auch in die deutsche Gesellschaft im Allgemeinen. „Oz“ hält ein großes Spektrum an Freizeitaktivitäten bereit, so beispielsweise Foto-, Kunst- und Bastelkurse, Tischtennis und mehr. Das Jugendzentrum bietet warmes Mittagessen für alle Besucher (milchig und kosher). Mark Krasnov, der Leiter des Jugendzentrums, bezeichnet als derzeit größten Erfolg, dass für Kinder der Gemeindemitglieder pro Jahr drei Mini-Machanoth (Wochenendausflüge) durchgeführt werden können, komplett subventioniert von der Gemeinde. Mark Krasnov und seine Mitstreiter würden gern alle jüdischen

Kinder und Jugendlichen in Wiesbaden erreichen, und sie arbeiten daran, dass sich im Umfeld von „Oz“ ein starker Nukleus von jüdischen Aktivisten bildet.

<p>Fakten Mitarbeiter: Gemeindeangestellte unterstützen das Jugendzentrum mit eigenen Kräften und Kompetenzen Volunteers: Keine Regelmäßige Besucher: 20-30, verteilt auf 3 Gruppen Funding: Jüdische Gemeinde Wiesbaden</p>	<p>Kontakt Jugendzentrum „Oz“, Wiesbaden Friedrichstraße 31-33; 65185 Wiesbaden Telefon: +49 (0)6 11 - 93 33 03 27 Leiter: Mark Krasnov; mob.: +49 (0)1 76 -64146571 Website: http://www.jz-oz.de Email: mark@jz-oz.de</p>
--	--

51. Jüdisches Jugendzentrum Wuppertal

Das jüdische Jugendzentrum in Wuppertal arbeitet seit 10 Jahren und bemüht sich, alle Jugendlichen aus der lokalen Gemeinde anzusprechen und gleichzeitig halachische Grundsätze zu vermitteln. Es bemüht sich auch um Teenager, die nur einen schwachen Zugang zu jüdischen Themen und jüdischen Strukturen besitzen. So werden beispielsweise nicht-halachische Juden (z.B. mit „nur“ jüdischem Vater) dazu eingeladen, sämtliche Tätigkeiten und Funktionen des Jugendzentrums zu erleben und mitzugestalten – einschließlich der Machanot. Ausgehend von bisherigen Erfahrungen, werden die Kinder und Jugendlichen vor allem mit Wissen um jüdische *Traditionen* vertraut gemacht, und weniger mit religiösen Gesetzgebungen und Richtlinien – auf diese Weise würden die Kinder und Jugendlichen stärker erreicht. Außerdem gibt es Bemühungen, den Kindern und Jugendlichen Einblicke in die globale jüdische Welt und natürlich in das Leben in Israel zu vermitteln. Gemeindevorstandsmitglied Leonid Goldberg stellt einen radikalen Wandel zum Besseren innerhalb der letzten 25 Jahre fest. Vor 25 Jahren seien seine Kinder die einzigen jungen Menschen in der gesamten Gemeinde gewesen.

<p>Fakten Mitarbeiter: 1 Religionslehrer (aus der Gemeinde) 1 Leiter des Jugendzentrums; 4 Madrichim Freiwillige Helfer: etwa 5 Regelmäßige Besucher: 25-35 (beim Sonntagstreff); 40 Kinder/Jugendliche besuchen den religiösen Unterricht. Funding: Jüdische Gemeinde Wuppertal; Unterstützung durch die örtliche Sparkasse</p>	<p>Kontakt Jüdische Kultusgemeinde Wuppertal / Jugendzentrum Gemarker Strasse 15; 42275 Wuppertal Tel. +49 (0)202-371183 Tel. +49 (0)202-37228-55 Kontakt: Leonid Goldberg Fax: +49 (0)202-3711850</p>
---	--

52. Jüdisches Jugendzentrum Würzburg

Was zunächst in unregelmäßigen Abständen an Aktionen und Aktivitäten für die jüdischen Jugendlichen in Würzburg vom deutsch-israelischen Projekt „Lehawa“ organisiert wurde, ist im Jahre 2003 in das Jugendzentrum der Jüdischen Gemeinde Würzburg eingemündet. Heute zieht das Zentrum jüdische Kinder und Jugendliche im Alter von 4-22 Jahren an. Jeder ist willkommen, unabhängig von bisheriger religiöser (oder nicht nichtreligiöser) Erziehung, und auch nicht-halachischen jungen Juden begegnet man mit Aufgeschlossenheit. Wichtigstes Anliegen des Zentrums ist es, so viele junge Leute mit jüdischem Hintergrund anzusprechen wie eben nur möglich, und diesen jungen Leuten möglichst viel an jüdischer Tradition, an Werten und Moral/Ethik beizubringen. Die meisten jungen Besucher kommen aus Russland und haben oft nur ein sehr limitiertes Wissen über das Judentum. Deshalb gibt es sehr starke Bemühungen vom Team des Jugendzentrums, den Besuchern systematische Einblicke in die jüdische Religion, in jüdische Traditionen, in jüdische Kunst und Kultur zu ermöglichen. Religiöse jüdische Aspekte werden im allgemeinen mit visueller Unterstützung angeboten, so beispielsweise durch Filme. Regelmäßig wird sich aber auch mit Musik und bildender Kunst beschäftigt. Das jüdische Jugendzentrum Würzburg arbeitet unter der Schirmherrschaft der lokalen jüdischen Gemeinde und des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden im Freistaat Bayern. Es kooperiert mit anderen jüdischen Einrichtungen wie der ZWST, „Jung und Jüdisch“ und der Ronald S. Lauder Foundation.

Fakten Mitarbeiter: 4 (1 Leiter, 3 Madrichim) Keine Volunteers. Zahl der regelmäßigen Besucher: 30 Funding: Jüdische Gemeinde Würzburg	Kontakt Jugendzentrum der Israelitischen Gemeinde Würzburg Valentin-Becker-Strasse 11; 97072 Würzburg Tel: +49 (0)931-404140; Direktor: Herr Schiff Website: www.shalomeuropa.de E-mail: info@shalomeuropa.de
--	---

F) Lokale Studentische Projekte

53. Jüdische Organisation Norddeutscher Studenten e.V. (JONS), Hamburg

Die in Hamburg beheimatete „Jüdische Organisation Norddeutscher Studenten e.V.“, auch JONS genannt, wurde im Jahre 1995 gegründet. Für eine Aufnahme bei JONS gibt es drei grundlegende Kriterien: Die Mitglieder sind halachischer Abstammung, haben einen ständigen Wohnsitz in Deutschland und befinden sich im Alter zwischen 18 und 35 Jahren. Gegenwärtig zählt JONS 420 Mitglieder, etwa 320 bilden einen aktiven Kern. JONS bietet ein Forum für politisch und kulturelle interessierte jüdische Studenten, die sich in die deutsche Gesellschaft integrieren, aber nicht assimilieren wollen. Die Organisatoren legen Wert auf jüdische Werte und Tradition, als „die bindenden Kräfte, die das jüdische Volk vereint halten“. JONS organisiert monatliche Treffen, Diskussionsabende und Parties für seine Mitglieder. Bei den Zusammenkünften spielt die jüdische Religion eine wichtige Rolle. Alle jüdischen Feiertage werden begangen, und in thematischen Veranstaltungen wird sich mit ihren jeweiligen religiösen und historischen Bedeutungen auseinandergesetzt. Dennoch versteht sich JONS nicht als religiöse Organisation, sondern als eine mit starkem Bezug zur jüdischen Tradition. JONS agiert als Organisation komplett unabhängig. Abgesehen davon, gibt es enge Kooperationen mit anderen jüdischen Studentenorganisationen (wie der „European Jewish Student Union“) und jüdischen Organisationen in Kopenhagen and Amsterdam.

Fakten Mitarbeiter: 3 gleichberechtigte Vorstandsmitglieder Volunteers: ca. 20 Regelmäßige Teilnehmer: ca. 100 Funding: Jüdische Gemeinde Hamburg (kleineres Budget); Jewish Agency (projektbezogen); ZWST (projektbezogen); JOINT (projektbezogen)	Kontakt Jüdische Organisation Norddeutscher Studenten e.V. Grindelhof 30; 20357 Hamburg Kontakt: Maxim Schkolnik Email: m.schkolnik@jons-ev.org Mischa Kofman, email: m.kofman@jons-ev.org Iona Vochtchina, email: i.vochtchina@jons-ev.org
--	--

54. Bund jüdischer Studenten Baden e.V., Heidelberg

Der Bund Jüdischer Studenten in Baden e.V. wurde im Dezember 2007 von vier sehr aktiven lokalen Studenten gegründet. Sie hatten es sich zum Ziel gemacht, kreative und produktive Aktivitäten für die große Zahl an jüdischen Studenten in der Universitätsstadt Heidelberg und aus Städten in der näheren Umgebung zu organisieren. Der Bund heißt, ähnlich wie JONS in Hamburg, Studenten im Alter von 18 bis 35 Jahren willkommen, die eine halachisch-jüdische Abstammung besitzen und permanent in Baden wohnen. Gegenwärtig zählt der Bund rund 100 Mitglieder. Die Organisation arbeitet unabhängig, gleichwohl gibt es Verwendungsrichtlinien für das jährliche Budget, das zu einem bestimmten Teil vom Oberrat Baden getragen wird. Die Heidelberger arbeiten häufig mit anderen jüdischen Studentenvereinigungen und mit der lokalen Jüdischen Gemeinde zusammen, beispielsweise nutzt der Bund häufig die Räume der JG Heidelberg. Der Bund kooperiert auch mit dem Projekt „ILI - I like Israel“. Das gegenwärtig ambitionierteste Vorhaben rankt sich um die Idee, ein Wohnprojekt für jüdische Studenten nach Art der angelsächsischen Hillel Houses auf dem Heidelberger Uni-Campus zu errichten. Hierzu gibt es Gespräche mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland und mit anderen Organisationen.

Fakten Mitarbeiter: 3 gleichberechtigte Vorstandsmitglieder Volunteers: ca. 20 Regelmäßige Teilnehmer: ca. 100 Funding: Oberrat Baden; Private Spenden; Eintrittsgelder bei Veranstaltungen	Kontakt Bund jüdischer Studenten Baden e.V. Häusserstrasse 10-12; 69115 Heidelberg Website: www.bjsb.de Email: info@bjsb.de Kontakt: Jonathan Walter, Mob +49 (0)171-541 7411
---	---

55. Bund jüdischer Jugendlicher und Studenten Köln e.

Der Bund jüdischer Jugendlicher und Studenten Köln e.V. ist im Januar 2009 von vier engagierten Studenten und mit Unterstützung der Synagogen-Gemeinde Köln (wieder-)gegründet worden. Der Bund heißt halachische und nicht-halachische jüdische Studenten und Jugendliche im Alter von 18 bis 26 Jahren willkommen. Kernanliegen ist es, in der Stadt Köln studierende Juden miteinander zu vernetzen, so dass sie sich kennenlernen, austauschen und neue Freundschaften schließen können. Diskussionen, Debatten, Parties und monatliche Treffen gehören zum festen Programm des Bundes. Um größere Veranstaltungen und Unternehmungen organisieren zu können, wird auch der Kontakt zu anderen jüdischen Studentenorganisationen intensiviert. Der Bund agiert unabhängig in seinen inhaltlichen und organisatorischen Entscheidungen, wird aber von der Synagogengemeinde Köln unterstützt. Neben den Verbindungen zur Synagogengemeinde und zu verschiedenen anderen jüdischen Studentenorganisationen gibt es auch enge Kontakte zum Jugendzentrum und zur Jüdischen Gemeinde in Düsseldorf. Auch die Zusammenarbeit mit Limmud.de hat begonnen.

Fakten Mitarbeiter: 4 Vorstandsmitglieder; 1 Mitarbeiter aus der JG Köln Keine Volunteers. Zahl der regelmäßigen Besucher: 60-70 Funding: Synagogengemeinde Köln	Kontakt Bund jüdischer Jugendlicher und Studenten Köln e.V Synagogen-Gemeinde Köln Roonstraße 50; 50674 Köln Tel: +49 (0)221 - 92 15 60-0 Fax: +49 (0)221 - 92 15 60-9; Email: bjjsk@gmx.net
--	--

G) Jüdische Volkshochschulen

56. Jüdische Volkshochschule Berlin (JVHS)

Die Jüdische Volkshochschule Berlin wurde bereits im Jahre 1962 von der Jüdischen Gemeinde in West-Berlin gegründet. Kompetente Wissensvermittlung über das Judentum in seiner ganzen Bandbreite ist das Hauptanliegen der JVHS. Einerseits stärkt die Einrichtung die jüdische Identität von Besuchern mit jüdischem Hintergrund, andererseits hat sie eine pädagogische und intellektuelle Brückenfunktion zur nichtjüdischen Bevölkerung. Das Kursangebot der JVHS ist äußerst vielfältig, umfaßt beispielsweise jüdische Geschichte, Religion, Philosophie, Kulturgeschichte, Literatur, Filmreihen, Sprachkurse für Hebräisch und Yiddish, aber auch Musik und Tanz sowie thematische Kurse und Workshops, die sich an wichtigen Daten im jüdischen Kalender orientieren. Um vor allem auch den jüdischen Zuwanderern aus der früheren Sowjetunion eine optimalere Integration in die deutsche Aufnahmegesellschaft und in die jüdische Gemeinde zu ermöglichen, organisiert die JVHS zudem Intensivkurse in Deutsch. Kurse in Deutsch „als Fremdsprache“ werden auch jungen Israelis angeboten, die sich für längere Zeit in Berlin/Deutschland aufhalten. Die Kurse für Modernes Hebräisch beschäftigen sich inhaltlich sehr stark mit israelischer Kultur und Gesellschaft.

Fakten Mitarbeiter: 3 Vollzeit-Angestellte; 13-20 teilzeit-beschäftigte Lehrer pro Jahr Kursteilnehmer: 400 pro Trimester, meist Nichtjuden Funding: Jüdische Gemeinde Berlin, Senat von Berlin, Teilnehmergebühren	Kontakt Jüdische Volkshochschule Berlin Jüdische Gemeinde zu Berlin, K.d.ö.R Fasanenstraße 79-80; 10623 Berlin Tel: +49 (0)30 - 880 280 Website: www.jvhs.de Email: jvhs-berlin@jg-berlin.org
--	--

57. Jüdische Volkshochschule Frankfurt am Main

Die Jüdische Volkshochschule Frankfurt am Main (JVHS) wurde im Jahre 1988 von Michel Friedman, dem damaligen Kulturdezernenten der Jüdischen Gemeinde Frankfurt, gegründet. Sie ist offen für alle Gemeindemitglieder und sonstigen Bürger der Stadt Frankfurt am Main, die sich für jüdische Kultur und Geschichte interessieren. Zugleich unterstützt und fördert die JVHS den Dialog zwischen der jüdischen und nichtjüdischen Welt. Die JVHS Frankfurt offeriert ein breites Programm von Kursen, welche von

professionellen und hoch qualifizierten Lehrern angeboten werden. Kurse, Seminare, Vorlesungen, Buchlesungen und Exkursionen zu spezifischen oder auch eher allgemeinen jüdischen Themen sind ebenso im Programm wie Hebräisch- und Jiddisch-Kurse, Seminare über jüdische Philosophie, Kochkurse und Tanzkurse. Außerdem ist die JVHS Frankfurt bemüht, umfangreiches Wissen über die jüdische Diaspora und über Israel zu vermitteln. Die JVHS Frankfurt unterstützt auch das interreligiöse und interkulturelle Projekt "Dialog der Kulturen", zu dessen Ko-Organisatoren auch die Frankfurter Volkshochschule und religiöse Bildungseinrichtungen aller monotheistischen Religionsgemeinden in Frankfurt gehören. Weitere Kooperationen mit anderen pädagogischen Trägern und Einrichtungen in Frankfurt ergeben sich jeweils projekt-bezogen. Häufigster Kooperationspartner ist die lokale Volkshochschule in Frankfurt.

<p>Fakten Mitarbeiter: 32; davon 1 Direktor, 1 Verwaltungskraft, 30 Lehrer Volunteers: N/A Kursbesucher: 400 pro Semester Funding: keine Angaben erhältlich</p>	<p>Kontakt Jüdische Volkshochschule Frankfurt Direktor: Roberto Fabian Westendstraße 43; 60325 Frankfurt Tel. +49 (0)69 -76 80 36-142, Frau Shkolnik Website: www.jg-ffm.de; email: volkshochschule@jg-ffm.de</p>
---	---

58. Jüdische Volkshochschule München

Die Jüdische Volkshochschule München (JVHS) wurde im Frühjahr 1983 als ein Projekt des Kulturzentrums der lokalen Jüdischen Gemeinde gegründet. Bei der konzeptionellen Gestaltung wurde sich an der Jüdischen Volkshochschule Berlin orientiert. Die Nachfrage war sehr groß, und so wurde die JVHS München in einem relativ kurzen Zeitraum sehr populär. Prinzipiell ist die JVHS München offen für alle Personen, die sich für jüdische Kultur, Geschichte, Religion, Hebräisch, Jiddisch und jüdische Religionsphilosophie interessieren. Die JVHS hält im allgemeinen ein Kursangebot bereit, das weit über den Bereich von Judentum, Judaismus und Jüdischen Studien hinausgeht. Kursteilnehmer und Veranstaltungsbesucher können aus einer Fülle von Themen auswählen, aber auch Kurse und Workshops zu jüdischer Küche, israelischem Volkstanz und Unterricht in Hebräisch und Jiddisch (auf verschiedenem Level) auswählen. Die JVHS bietet auch Kunst-Kurse und hat vor kurzem Yoga-Unterricht ins Programm aufgenommen. Die Lehrkräfte sind gut ausgebildet und hoch motiviert. Daneben wird Authentizität an der Einrichtung groß geschrieben: alle Lehrer sind jüdisch, und die Sprachlehrer sind „native speakers“ in ihrem jeweiligen Sprachfach. Das Programm ist zudem so angelegt, dass interessierte Besucher sich umfassend über jüdisches Leben in der Diaspora und in Israel informieren können. Es gibt enge Kooperationsbeziehungen mit der Volkshochschule München. Ellen Presser, die Direktorin der JVHS München, betont, dass es keinen Mangel an qualifiziertem Personal und an guten Ideen gäbe, aber die Einrichtung mehr Räumlichkeiten und eine stärkere finanzielle Unterstützung benötige.

<p>Fakten Mitarbeiter: 10 davon: 1 Direktorin, 1 Sekretärin, 5-8 Lehrer Volunteers: Einige Freiwillige geben Deutsch-Unterricht für Immigranten Kursteilnehmer: 120-200 pro Semester Funding: Kursgebühren, Israelitische Kultusgemeinde München</p>	<p>Kontakt Jüdische Volkshochschule München Israelitische Kultusgemeinde München und Oberbayern K.d.ö.R. St.-Jakobs-Platz 18; 80331 München; Tel: +49 (0)89-20 24 00 491, Direktor: Ellen Presser Website: http://www.ikg-muenchen.de/index.php?id=54 Email: Kultur@ikg-m.de</p>
--	---

H) Batej Midrasch (Lehrhäuser)

59. Das Jüdische Lehrhaus Bamberg

Das Jüdische Lehrhaus in Bamberg ist im November 2008 von der lokalen Jüdischen Gemeinde gegründet worden. Die Initiative kam vom Kantor der Gemeinde, Arie Rudolph. Die Idee war zunächst, ein Haus des Lernens aufzubauen, das nach ähnlichen Konzepten arbeitet wie die Jüdische Volkshochschule in Berlin und das Jüdische Lehrhaus in Emmendingen. Das Bamberger Lehrhaus begann mit Shiurim jeweils zum ersten

Schabbat eines jeden Monates. Heute besteht es zum einen aus einem deutschen Teil mit wöchentlichen Vorträgen, und zum anderen aus einem „Bet Midrasch Russit“ (Russischen Lehrhaus), wo die Vorträge speziell für GUS-Immigranten in Russisch gehalten werden. Die Eröffnung eines akademischen Zweiges mit wissenschaftlichen Vorträgen ist bereits in Planung, inklusive Gastvorträge von Dozenten der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Das Lehrhaus unterhält enge Kontakte zur Jüdischen Gemeinde in Bamberg und zum „Verein für jüdische Geschichte und Religion“. Jüdische Religion, Geschichte und Tradition sind die am häufigsten angebotenen Vortragsthemen. Das „Bet Midrasch Russit“ legt besonderen Wert darauf, auch interessante Themen für jüdische Kinder und Jugendliche anzubieten und jüdische Bildung wie Tradition an die jüdischen Migrantenfamilien aus der GUS zu vermitteln.

<p>Fakten Angestellte: keine Volunteers: Koordinator des Beit Midrasch; Religionslehrer der Jüdischen Gemeinde; andere (zusätzl.) Dozenten zu verschiedenen Themen Teilnehmer: etwa 10 pro Veranstaltung Funding: Israelitische Kultusgemeinde Bamberg</p>	<p>Kontakt Israelitische Kultusgemeinde Bamberg Jüdisches Lehrhaus Willy-Lessing-Str. 7a; 96047 Bamberg Tel.: +49 (0)951-29787-13 Website: www.ikg-bamberg.de (JC Bamberg) Koordinator des Bet Midrasch: Arie Rudolph Email: Arie.Rudolph@gmx.de</p>
--	--

60. Masorti Lehrhaus Berlin

Das Masorti Lehrhaus Berlin nahm seine Arbeit als Einrichtung der Masorti Bewegung in Deutschland im Januar 2003 auf – und entwickelte sich rasch zu einem Ort intensiven jüdischen Lernens an der Spree. Als grundlegende Studienmethode kommt das traditionelle Lernen im Chevruta-Stil (Dialog) zur Anwendung, gefolgt vom gemeinsamen Shiur. Das thematische Spektrum der Shiurim reicht von Talmud- und Torastudium über Diskussionen zu sozialer Gerechtigkeit bis hin zu praktischen Aspekten einer jüdischen Lebensweise heute. Zu den bisherigen Gastdozenten gehörten u.a. Rabbi Mark R. Cohen (Princeton), Rabbi Burt Visotzky (New York), Rabbi Levi-Weiman-Kelman (Jerusalem) und Rabbi Robert Liberles (Beer Sheva). Dank der engagierten Unterstützung durch amerikanische Rabbinerstudenten war es bereits möglich, populäre Sommerprogramme („Sommer im Lehrhaus“), zu organisieren, einschließlich Einführungskurse in die Hebräische Konversation und Kurse zum richtigen Gebrauch des Siddur. Das Masorti Lehrhaus Berlin knüpft an die Tradition des Freien Jüdischen Lehrhauses in Frankfurt/Main (1920 von Franz Rosenzweig gegründet) an, und es ist offen für alle interessierten Juden.

<p>Fakten Zum Zeitpunkt der Dokumentation waren keine relevanten Angaben erhältlich.</p>	<p>Kontakt Masorti e.V. Eislebener Str. 4; 10789 Berlin Tel.: +49 (0)30 – 21016551; Fax: +49 (0)30 - 21016552 Website: www.masorti.de/lehrhaus_de.html Email: info@masorti.de</p>
--	--

61. Jüdisches Lehrhaus Emmendingen

Das Jüdische Lehrhaus in Emmendingen wurde im November 2007 gemeinsam von der lokalen Jüdischen Gemeinde und dem „Interreligiösen Verein für jüdische Geschichte und Kultur Emmendingen e.V.“ gegründet. Initiator war Klaus Teschemacher, Geschäftsführer der Jüdischen Gemeinde in Emmendingen, der das Lehrhaus bis zum heutigen Tage leitet. Ein übergreifendes Ziel des Lehrhauses war und ist es, Wissenswertes über jüdische Geschichte und Religion an Juden und Nichtjuden zu vermitteln. Franz Rosenzweig's Konzept vom „dialogischen Lernen“ folgend, bietet das Lehrhaus Kurse über jüdische Geschichte und Religion, Liturgie, Philosophie (Maimonides), Architektur, Malerei und mittelalterliche Kalligraphie an. Hebräischkurse werden sowohl für Anfänger als auch für verschiedene Gruppen von Fortgeschrittenen angeboten. Erwachsene Gemeindemitglieder aus der früheren Sowjetunion können die Kurse kostenlos besuchen, und es werden Kurse in russischer Sprache angeboten. Darüber hinaus wollen die Organisatoren des Lehrhauses Kinder verschiedener Herkunft erreichen, die dann an populären interreligiösen Workshops wie „Weihnukkah“ – eine Kombination aus Weihnachten und Chanukkah –

teilnehmen können. Das Lehrhaus legt auch Wert darauf, viel Wissenswertes über Israel zu vermitteln. Im Sommersemester 2009 wurde ein Kurs zum arabisch-israelischen Konflikt in Kooperation mit der Volkshochschule Emmendingen angeboten.

<p>Fakten Mitarbeiter: 4 Lehrer Kursteilnehmer: 30 pro Semester, davon ca. 50 % Nichtjuden Funding: Kursgebühren</p>	<p>Kontakt Jüdische Gemeinde Emmendingen K.d.ö.R. Kirchstr. 11; 79312 Emmendingen; Tel: (0)7641-57 19 89 Website: www.juedgemem.de; Email: juedgemem@aol.com http://juedisches-museum- emmendingen.de/Lehrhaus0902.pdf</p>
---	--

I) Rabbiner-Seminare und Yeshivot

62. Abraham Geiger Kolleg, Potsdam

Das Abraham Geiger Kolleg (AGK) ist das erste Rabbiner-Seminar in Europa, das nach der Shoah wieder liberale und konservative Rabbiner ausbildet. Ausgebildet werden Rabbiner und Rabbinerinnen vorrangig für Zentral- und Osteuropa. Gegründet im Jahre 1999, arbeitet das Abraham Geiger Kolleg als offizielle Einrichtung an der Universität Potsdam. Im Jahre 2001 wurde die erste Gruppe von Rabbiner-Studenten immatrikuliert, und in Jahren 2006, 2009 und 2010 hat das AGK bereits Absolventen ordiniert. Die Ausbildung der Rabbiner ist integriert in das weitgefächerte Curriculum des Institutes für Jüdische Studien an der Universität Potsdam. Diese Verankerung erlaubt es, Judentum in einem sehr breiten und pluralistischen Kontext zu erfassen. Daneben spielen berufsbegleitende Praktika eine eminent wichtige Rolle, außerdem sind einige Semester in Israel (u.a. am Hebrew Union College in Jerusalem) verbindlich. Zusätzlich zum Rabbinerseminar hat das AGK im Spätsommer 2008 ein „Institute of Cantorial Arts“ eingerichtet. AGK-Direktor Walter Homolka betont, dass beide Einrichtungen - Rabbinerseminar wie Kantorenschule – nach hohen professionellen Standards ausbilden und ihre Absolventen langfristig die jüdischen Gemeinden quer durch Europa stabilisieren und erneuern könnten.

<p>Fakten Angestellt sind: 15 Dozenten, 2-3 Gastdozenten Funding: Bundesministerium des Inneren; Kultusminister-Konferenz; Zentralrat der Juden in Deutschland; Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg; Private Spenden</p>	<p>Kontakt Abraham Geiger Kolleg P.O. Box 120852; 10598 Berlin Direktor: Prof. Dr. Walter Homolka Tel.: +49 (0)30 - 31805910 Fax: +49 (0)30 - 318059110 Website: www.abraham-geiger-kolleg.de Email: Abraham.Geiger.Kolleg@t-online.de</p>
---	--

63. Hildesheimersches Rabbiner-Seminar zu Berlin

Das im Jahre 2005 etablierte Rabbiner-Seminar zu Berlin knüpft an das Schaffen des legendären deutschen Rabbiners Dr. Esriel Hildesheimer an. Hildesheimer hatte das ursprüngliche Rabbinerseminar zu Berlin im Jahre 1869 gegründet, welches seinerzeit zur führenden Ausbildungseinrichtung für orthodoxe Rabbiner in Europa wurde, bis die Nazis es im Jahre 1938 schlossen. Das neu gegründete Rabbiner-Seminar geht hauptsächlich auf eine Initiative der Ronald S. Lauder Foundation zurück. Die Basis des Rabbiner-Seminars bildet die Yeshiva “Beis Zion”, eine herausragende Schule für Torah-Studien in Deutschland, und eine zentrale Institution von Lauder Yeshurun – einer Organisation, die jüdische Bildung sowohl in Deutschland wie auch in ganz Zentraleuropa fördert. Alle Studenten des Rabbiner-Seminars studieren zunächst an der Yeshiva “Beis Zion“ und werden dann weiter zu Rabbinern ausgebildet. Das Rabbiner-Seminar zu Berlin arbeitet eng mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland zusammen und unterstützt kleinere Jüdische Gemeinden in peripherer Lage (bspw. durch Studenten, die Schabbat- und Feiertagsgottesdienste organisieren und gestalten). Die ersten Absolventen des Seminars wurden 2009 und 2010 ordiniert.

Fakten Mitarbeiter: 5; Studenten: 9 Funding: Zentralrat der Juden in Deutschland Ronald S. Lauder Foundation Private Spenden Förderung ist beantragt beim Bundesinnenministerium.	Kontakt Rabbinerseminar zu Berlin Rabbi David Kern (Direktor) Skoblo Synagoge and Bildungszentrum Brunnenstrasse 33; 10115 Berlin Tel: +49 (0)30 40 50 46 90 Fax: +49 (0)30 40 50 46 969 Website: www.rabbinerseminar.de
--	--

64. Yeshiva “Beis Zion” (Lauder College/ Skoblo Synagoge), Berlin

Die Yeshiva “Beis Zion” gilt als Zentrum für authentisches, tiefgründiges jüdisches Lernen und Leben, mit Konzentration auf Studierende aus ganz Zentraleuropa. Das Hauptprogramm der Yeshiva ist ein intensiver Ganztageskurs mit Studium auf drei Ebenen: Einführende Studien, mittleres Level und Fortgeschrittene. Der Einführungskurs ist ein 1-Jahres-Programm und vermittelt eine breite jüdische Allgemein-Bildung. Die Schwerpunkte liegen beim Lesen und Verstehen hebräischer Texte. Die Einführung in grundlegende Texte der Mishna, Gemara und Halachischer Schriften stattet die Studenten mit einem theoretischen Rahmen aus, in welchem sie ihre Studien dann systematisch weiterführen können - entweder in der Yeshiva oder auch unabhängig und vollkommen individuell. Der Leiter der Yeshiva, Yoel Smith, ist ein bekannter Torah-Gelehrter aus Großbritannien, und die Lehrkräfte kommen aus Israel, den USA und Deutschland. Die gegenwärtig eingeschriebenen Studenten kommen aus verschiedenen deutschen Städten, aber auch aus Ungarn, Polen, Weißrussland und Moldawien. An verschiedenen (Einzel-)Seminaren haben auch junge Männer aus Litauen, Lettland, der Tschechischen Republik, Serbien und Montenegro, Rumänien und Bulgarien teilgenommen. Das 1-Jahres-Programm zur Einführung und das mittlere Studienprogramm werden auch von jüdischen Studenten genutzt, die Medizin, Business oder Jura in Berlin und Umgebung studieren. Die Yeshiva „Beis Zion“ beherbergt auch das Hildesheimersche Rabbiner-Seminar zu Berlin (siehe Pkt. 63).

Fakten Mitarbeiter: 6 Eingeschriebene Studenten: 32 Funding: Ronald S. Lauder Foundation; “Ner Le’elef” Private Spenden	Kontakt Yeshiva “Beis Zion” Skoblo Synagogue and Education Center Brunnenstrasse 33; 10115 Berlin Tel: +49 (0)30 40 50 46 90 Fax: +49 (0)30 40 50 46 969 Website: www.lauderyeshurun.de/en/home-y Email Kontakt: zsolt.balla@yeshiva.de
--	--

65. Yeshiva Gedola (Chabad), Berlin

The Yeshiva Gedola von Chabad Lubawitsch Berlin wurde im Oktober 2000 eröffnet, und heute ist sie in das Jüdische Bildungs- und Familienzentrums von Chabad Lubawitsch Berlin (eröffnet im Herbst 2007) integriert. Jedes Jahr lernen an der Yeshiva Gedola 10-12 Rabbiner-Studenten in Vollzeit. Daneben ist die Yeshiva offen für alle interessierten Juden aus Berlin (und von außerhalb), sie können sich dem systematischen Schriftstudium anschließen, Unterrichtseinheiten besuchen oder einfach nur die Bibliothek nutzen. Ein normaler Studientag für die Rabbiner-Studenten schließt jüdische Philosophie, Talmud, jüdische Ethik und ein beträchtliches Segment für individuelles Studium ein. Derzeit kommen die meisten der Bocherim aus dem anglo-amerikanischen Raum. Der Leiter der Yeshiva betont, dass die Yeshiva sich sehr verpflichtet fühlt, jüdisches Wissen an interessierte Juden in Berlin wie auch in der näheren Umgebung der Hauptstadt weiterzugeben. Die Studenten sind involviert in das laufende Outreach-Programm von Chabad Lubawitsch Berlin, das Bikur Cholim, aber auch Besuche in Schulen, Altenheimen und Gefängnissen einschließt. Ein Programm zur Unterstützung kleinerer jüdischer Gemeinden im Osten Deutschlands (Seminare und Gottesdienste) ist in Vorbereitung.

Fakten Mitarbeiter: 3 Eingeschriebene Studenten: 10-12 pro Jahr Funding: Ausschließlich durch Fundraising	Kontakt Yeshiva Gedola / Chabad Lubawitsch Berlin Jüdisches Bildungs- und Familienzentrum Münstersche Straße 6; 10709 Berlin; Tel.: +49 (0)30 - 2128-0830
---	---

66. Yeshiva Gedola in Frankfurt/Main (Chabad)

Die Yeshiva Gedola von Chabad Lubawitsch in Frankfurt/Main ist beherbergt in der berühmten West End Synagoge. Die gegenwärtigen Bocherim kommen hauptsächlich aus Israel und den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Frankfurter Yeshiva Gedola zählt ebenfalls zu den ersten orthodoxen Yeshivot, die nach dem Ende des Kalten Krieges in Deutschland eröffnet wurden. In gewisser Hinsicht setzt sie die Tradition der einst in Deutschland größten Yeshiva, die 1890 von Solomon Breuer (Schwiegersohn und Nachfolger von Rabbi Samson Raphael Hirsch) in Frankfurt etabliert wurde

Fakten Mitarbeiter: 3 Eingeschriebene Studenten: 12 Funding: Ausschließlich durch Fundraising	Kontakt Yeshiva Gedola Frankfurt (Direktor: Rabbi Yossi Havlin) Altkönigstr 22; 60323 Frankfurt, Tel.: +49 (0)69-722-770 Website: www.chabad-lubavitch.de
--	--

J) Akademische Institute für Jüdische Studien

67. Touro College Berlin

Das Touro College Berlin wurde im Jahre 2003 eröffnet. Es ist Teil des jüdisch-amerikanischen Touro Netzwerkes, welches mittlerweile 17 Bildungseinrichtungen in den USA, Deutschland, Russland und Israel umfasst. Neben der amerikanischen Akkreditierung ist das Touro College Berlin seit dem Jahre 2006 auch als höhere Bildungseinrichtung vom deutschen Staat anerkannt. Das Touro Collge bietet den Studierenden ein Bachelor Programm in International Business/Business Management und Verwaltung/ Management, und ein bisher einzigartiges M.A. Programm in Holocaust Communication and Tolerance. Das Curriculum für den M.A. in Holocaust Communication and Tolerance ist so angelegt, dass die Studenten ihr historisches Wissen über die Shoah vertiefen und mit modernen Techniken der Kommunikation und Bildungsarbeit vertraut gemacht werden, die sich für zeitgenössische Erinnerungsarbeit und Gedenkkultur eignen. Das interdisziplinär angelegte Studium bereitet die Studenten zudem auf berufliche Einsatzmöglichkeiten in den Bereichen Multimedia, Pädagogik, Forschung, Journalismus u.a. vor. Ein Studiengang mit Abschluß MBA kommt im Wintersemester 2010/2011 hinzu.

Fakten Mitarbeiter: 11 Angestellte, 4 Vollzeit-Lehrkräfte, 20 externe Lehrkräfte Momentane Zahl eingeschriebener Studenten: 99 Funding: Privat	Kontakt Lander Institute about the Holocaust and Tolerance; Touro College; Am Rupenhorn 5 14055 Berlin, Tel.: +49 (0)30 - 300686 64 Website: www.touroberlin.de; Email: lander@touroberlin.de
--	---

68. Salomon Ludwig Steinheim Institut für deutsch-jüdische Geschichte, Duisburg

Das Salomon Ludwig Steinheim Institut für deutsch-jüdische Geschichte wurde im Jahre 1986 als ein kooperierendes Institut der Universität Duisburg-Essen gegründet. Es erforscht die Kultur-, Religions-, Literatur- und Ereignisgeschichte der Juden im deutschen Sprachraum, wie sie sich über ein Jahrtausend in Eigenständigkeit, aber auch in Wechselbeziehung mit den christlichen und säkularen Mehrheiten vollzogen hat. Besonders intensiv wird der Zeitraum von der frühen Neuzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart betrachtet. Die Studien des Institutes eröffnen Einblicke, wie Juden in deutschsprachigen Gebieten (und im weiteren europäischen Umfeld) ihre Geschichte und ihre Identitäten im Laufe der Jahrhunderte selbstbewußt geformt haben. Das Steinheim Institut war die treibende Kraft bei der Einrichtung des Instituts für Jüdische Studien an der Uni Duisburg, welches sich seit 2003 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf befindet.

<p>Fakten</p> <p>Zum Zeitpunkt der Dokumentation waren keine relevanten Angaben erhältlich.</p>	<p>Kontakt</p> <p>Salomon Ludwig Steinheim Institut Geibelstr. 41; 47057 Duisburg Tel.: +49(0)203-370071/72 Fax: +49(0)203-373380 Website: 134.91.195.113/wiki/index.php/Hauptseite Email: steinheim@steinheim-institut.org</p>
--	--

69. Institut für Jüdische Studien an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Das Institut für Jüdische Studien an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf ist im Jahre 2002 gegründet worden. Es trat die Nachfolge des Fachbereiches Jüdische Studien an der Universität Duisburg an. Eine Besonderheit des Institutes ist die hier anzutreffende Kombination von Jiddisch-Studien und Jewish Studies. Andere Schwerpunkte der Lehre und Forschung bilden Rabbinische Literatur und europäisch-jüdische Geschichte der Frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts. Es bestehen enge Kontakte zwischen dem Institut und der Jüdischen Gemeinde in Düsseldorf.

<p>Fakten</p> <p>Zum Zeitpunkt der Dokumentation waren keine relevanten Informationen erhältlich.</p>	<p>Kontakt</p> <p>Institut für Jüdische Studien Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf Universitätsstr. 1; 40225 Düsseldorf Geschäftsführender Direktor: Prof. Dr. Stefan Rohrbacher Tel: +49 (0)211 - 81 15852 Email: rohrbacher@phil-fak.uni-duesseldorf.de</p>
--	---

70. Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt (MMA)

Die Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt (MMA) wurde im Jahre 1995 gegründet und basiert auf einer öffentlich-rechtlichen Stiftung. Die Mendelssohn Akademie arbeitet eng mit dem Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien in Potsdam zusammen. Sie erfüllt die Rolle eines Bildungszentrums für verschiedenste Altersgruppen und vermittelt Basiswissen über jüdische Geschichte, Kultur, Tradition und Religion an Juden wie Nichtjuden, insbesondere an interessierte Personen in den neuen Bundesländern. Die Moses Mendelssohn Akademie ist untergebracht im früheren Domizil des Orthodoxen Rabbiner-Seminars von Halberstadt, der Klaussynagoge, und dient auch als Veranstaltungsort für internationale Tagungen, Ausstellungen und regelmäßige Seminare im angegliederten Berend Lehmann Museum zur deutsch-jüdischen bzw. preußisch-jüdischen Geschichte komplettieren das Profil der MMA.

<p>Fakten</p> <p>Mitarbeiter: Geschäftsführende Direktorin (Historikerin); 1 Verwaltungsangestellte Volunteers: starke Unterstützung durch Freiwillige aus dem Ort (Bürgerinitiative); Studenten Funding: Landesregierung von Sachsen-Anhalt; Private Spenden</p>	<p>Kontakt</p> <p>Moses Mendelssohn Akademie Rosenwinkel 18; 38820 Halberstadt Geschäftsführende Direktorin: Jutta Dick Tel: +49 (0)39 41 - 60 67 10 Fax: +49 (0)39 41 - 60 67 13 Website: www.moses-mendelssohn-akademie.de/ Email: mma-halberstadt@t-online.de</p>
--	---

71. Jüdische Studien an der Universität Halle

Der Schwerpunkt des Fachbereiches Jüdische Studien an der Martin Luther Universität Halle-Wittenberg (gegründet im Jahre 1992) liegt in der Lehre und Forschung zu Philosophie, Kulturgeschichte und Geistesgeschichte des europäischen Judentums vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Besondere Aufmerksamkeit gilt den Epochen der Renaissance und der Frühen Neuzeit. Der Fachbereich Jüdische Studien kooperiert eng mit dem Leopold Zunz Center (LZC) an der gleichen Universität, wo jüdische Kultur, Geschichte, Philosophie und Literatur als Teil der generellen europäischen Kultur erforscht wird. Das Leopold Zunz Center gibt ein "European Journal for Jewish Studies" heraus und ist gegenwärtig beim

Aufbau eines digitalen Leopold Zunz Archives (in Kooperation mit der National Library Jerusalem). Das Curriculum des Studienganges Jüdische Studien an der Universität Halle-Wittenberg beinhaltet u.a. Biblisches und Modernes Hebräisch, Geschichte des jüdischen Volkes, jüdische Religion und Philosophie.

<p>Fakten</p> <p>Zum Zeitpunkt der Dokumentation waren keine relevanten Informationen erhältlich.</p>	<p>Kontakt</p> <p>Seminar für Judaistik/Jüdische Studien c/o Franckesche Stiftungen Franckeplatz 1, Haus 26, 06110 Halle / Saale Direktor: Prof. Dr. Giuseppe Veltri Tel: +49 (0)345 / 552 40 60 Website: www.judaistik.uni-halle.de/ Email: giuseppe.veltri@judaistik.uni-halle.de</p>
--	---

72. Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg

Die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg (HfJS) wurde im Jahre 1979 gegründet. Sie wird vom Zentralrat der Juden in Deutschland unterstützt, aus Bundes- und Landesmitteln mitfinanziert, ist als Einrichtung höherer Bildung staatlich anerkannt und kooperiert eng mit der Universität Heidelberg. Mit acht Professoren, zahlreichen weiteren Dozenten und gegenwärtig rund 150 Studenten aus 14 Ländern gilt die HfJS als eines der führenden Zentren für Jüdische Studien in Europa. Juden wie Nichtjuden können sich an der Hochschule einschreiben und in ganz verschiedenen Bereichen spezialisieren. Die HfJS bietet Abschlüsse als B.A. and M.A. in Jüdischen Studien, den staatlichen pädagogischen Abschluß für jüdische Religionslehrer wie auch einen B.A. in Gemeindearbeit. In Kooperation mit verschiedenen Partnerinstitutionen ist es auch möglich, eine komplette Rabbinerausbildung zu durchlaufen. Jüdische Studenten, die (Religions-)Lehrer, Chasanim (Kantoren) oder administrative Angestellte in Jüdischen Gemeinden werden wollen, erhalten allesamt eine religiöse wie akademische Grundausbildung und darüber hinaus spezielle Kurse zum Gemeindemanagement. Die künftigen Gemeinde-Mitarbeiter studieren auch Buchhaltung und öffentliches Recht. Ein Teil der Absolventen spezialisiert sich in der Forschung über jüdische Religion, Geschichte, Philosophie, den modernen Staat Israel u.a. HfJS-Rektor Johannes Heil hofft, dass in absehbarer Zeit in Heidelberg auch ein Hillel Zentrum für die jüdischen Studenten entsteht.

<p>Fakten</p> <p>Mitarbeiter: 8 berufene Professoren; 20 Dozenten und Lehrer, 1 Hochschulrabbiner, Verwaltungskräfte Zahl der eingeschriebenen Studenten: 150 Funding: Bundesregierung Landesregierungen</p>	<p>Kontakt</p> <p>Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg Rektor: Prof. Dr. Johannes Heil Friedrichstraße 9; 69117 Heidelberg Telephone: +49 (0) 6221 - 43 85 10 Fax: +49 (0) 6221 - 4 38 51 29 Website: www.hfjs.eu/ Email: info@hfjs.uni-heidelberg.de</p>
---	---

73. Simon Dubnow Institut Leipzig

Das Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur e.V. an der Universität Leipzig, benannt nach dem russisch-jüdischen Historiker Simon Dubnow (1860–1941), wurde 1995 als kooperierende Einrichtung der Universität Leipzig eröffnet. Im Zentrum der Institutsarbeit steht die Erforschung der jüdischen Lebenswelten vornehmlich in Mittel-, Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa. Gegenwärtig liegt der Schwerpunkt der Forschungstätigkeit am Institut auf der Zeit vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. Die jüdische Geschichte wird dabei aus einer transnationalen, pluralistischen Perspektive betrachtet und als Seismograph der allgemeinen historischen Entwicklung verstanden. In fachlicher Hinsicht orientiert sich die Arbeit des Institutes an drei Forschungsansätzen: An einer methodisch erneuerten Politik- und Diplomatiegeschichte, an der Migrations- und Wissenschaftsgeschichte sowie am klassischen Kanon der Geistes- und Ideengeschichte. Das Simon-Dubnow-Institut unterhält Kooperationsbeziehungen zu wissenschaftlichen Einrichtungen in Israel, den USA, Großbritannien, Polen, Frankreich, Österreich und Deutschland.

Fakten Zum Zeitpunkt der Dokumentation waren keine relevanten Angaben erhältlich.	Kontakt Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur Goldschmidtstraße 28; 04103 Leipzig Tel. +49-341-217 35 50 / Fax +49-341-217 35 55 Direktor: Prof. Dr. Dan Diner; E-Mail: info@dubnow.de Website: www.dubnow.de/Home.2.0.html
---	--

74. Institut für Jüdische Studien an der Universität Potsdam

Das Institut für Jüdische Studien an der Universität Potsdam wurde im Jahre 2007 gegründet und löste den interdisziplinären Studiengang Jüdische Studien, der seit 1994 an der gleichen Universität existierte, ab. Nach Direktorsangaben sind derzeit mehr als 300 Studenten in den unterschiedlichen Programmen für die Jüdischen Studien (B.A., M.A., PhD) eingeschrieben. Gastprofessoren und Gastdozenten aus Israel, Frankreich, Großbritannien, Italien, der Schweiz, den USA und Deutschland erweitern das Angebot des Institutes, welches sich vorrangig auf die Geschichte und Gegenwart des Judentums in seinen vielfältigen religiösen, kulturellen, intellektuellen, ökonomischen und sozialen Kontexten konzentriert. Kooperationsbeziehungen bestehen mit akademischen Einrichtungen in Paris, Krakow, Southampton und verschiedenen israelischen Universitäten, aber auch mit dem Abraham Geiger Kolleg (Rabbinerausbildungsstätte) direkt an der Universität Potsdam (siehe Pkt. 62).

Fakten Mitarbeiter: ca. 20 (einschließlich der Professoren, wissenschaftliche Mitarbeiter, Sprachlektoren und Verwaltung); hinzukommen zahlreiche Honorarkräfte Anzahl der Studierenden: ca. 300 Funding: Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg	Kontakt Institut für Jüdische Studien/Jewish Studies Universität Potsdam; Am Neuen Palais 11, 14469 Potsdam Tel.: +49-331-977-1014 (Sekretariat) Direktor: Prof. Dr. Thomas Brechenmacher Email des Koordinators: mbergner@uni-potsdam.de Website: www.jewishstudies.uni-potsdam.de/home.html
---	--

75. Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Potsdam

Das Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam (MMZ), gegründet im Jahre 1992, ist eine interdisziplinäre Einrichtung, die auf dem Gebiet der jüdischen Geschichte und Philosophie forscht, aber auch Studien zu jüdischer Literatur, Religion und Soziologie des Judentums betreibt. Als An-Institut der Universität Potsdam war es maßgeblich an der Einrichtung des dortigen interdisziplinären Studienganges Jüdische Studien beteiligt (siehe Pkt. 74). Forschungen des MMZ fokussieren u.a. die deutsch-jüdische und europäisch-jüdische Beziehungsgeschichte, Entstehung und (Nach-)Wirkung der jüdischen Aufklärungsbewegung (Haskalah), deutschsprachige jüdische Literatur in Vergangenheit und Gegenwart, Biographienforschung (Mendelssohns u.a.), Zionismus und Israelische Gesellschaft heute, russisch-jüdische Zuwanderung, Rechtsextremismus, Ausländerfeindlichkeit und alt-neuer Antisemitismus (regional und Deutschland-weit), eine Rekonstruktion der Bücherverbrennungen von 1933 („Bibliothek der verbrannten Bücher“) und Kunstraub, zudem die Entwicklungen im europäischen Judentum seit 1989/90. Das Moses Mendelssohn Zentrum arbeitet eng mit verschiedenen akademischen und pädagogischen Einrichtungen in Brandenburg und Berlin zusammen. Internationale Kooperationsbeziehungen bestehen u.a. zur Duke University, Durham (USA), zum Jüdischen Museum der Stadt Wien und zum Tel Aviver Forschernetzwerk „Klal Yisrael“.

Fakten Mitarbeiter: 6 angestellte Wissenschaftler; einige Forscher in Drittmittelprojekten; Guest Fellows 2 Bibliothekarinnen; Verwaltungspersonal Funding: Landesregierung Brandenburg Private Spenden	Kontakt Moses Mendelssohn Zentrum Direktor: Prof. Dr. Julius H. Schoeps Am Neuen Markt 8; 14467 Potsdam Tel: +49 (0)331- 28 094-0 Website: www.mmmz-potsdam.de Email: mooses@mmz.uni-potsdam.de
---	--

K) Unabhängige Bildungseinrichtungen

76. Bet Debora e.V., Berlin

Bet Debora ist eine 1998 ins Leben gerufene Initiative jüdischer Feministinnen, die seit 1999 zu mehreren vielbeachteten Tagungen europäischer Rabbinerinnen, Gemeindemitarbeiter, jüdischer Aktivistinnen und Gelehrter nach Berlin einlud. Folgetagungen fanden 2006 in Budapest und 2009 in Sofia statt. Hauptinitiatoren von Bet Debora waren Rabbinerin Elisa Klapheck, Lara Dämmig, and R. Monika Herweg. Ein wesentliches Anliegen von Bet Debora bestand und besteht in der Schaffung eines jüdischen Forums mit gleichberechtigtem Zugang für Männer und Frauen, welches an Traditionen des europäischen Judentums und der jüdischen Frauenbewegung aus der Zeit vor der Shoah anknüpft. Bet Debora versteht sich zugleich als Teil einer jüdischen Erneuerungsbewegung in Europa. Erreicht werden jüdische Frauen aus ganz Europa, insbesondere Rabbinerinnen, Kantorinnen, Gemeindemitarbeiterinnen, Studentinnen und allgemein an den Zielen von Bet Debora interessierte jüdische Frauen und Männer. Bet Debora konzentriert seine Arbeit vorrangig auf Europa, wobei Gastreferenten aus den USA und Israel hoch willkommen sind. Neben der kompetenten Vermittlung von jüdischer Religion und Tradition wird auch zu kulturellem und politischem Engagement ermutigt. Mittlerweile arbeiten die Aktivistinnen von Bet Debora an kontinuierlicheren Arbeitsstrukturen, so beispielsweise mit kleineren Projekten zwischen den einzelnen Konferenzen.

Fakten Mitarbeiter: Keine bezahlten Angestellten Besucher/Teilnehmer: Pro Tagung ca. 100-200 Funding: Teilweise Unterstützung durch Stiftungen; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend; Jüdische Gemeinde Berlin, Botschaft der USA	Kontakt Bet Debora e.V. Driesener Straße 1A; 10439 Berlin Tel: +49 (0)30 - 44 181 02 Website: www.bet-debora.de/ Emails: bet-debora@hagalil.com , bet.debora@googlemail.com
--	---

77. Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk e. V. (ELES), Berlin

Das im Jahre 2009 gegründete Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk e.V. (ELES) mit Sitz in Berlin fördert besonders begabte jüdische Studierende und Promovierende aller Fachrichtungen an staatlichen und staatlich anerkannten Hochschulen. Die Stipendiaten werden von Vertrauensdozenten beraten und begleitet. Auf Seminaren und Tagungen können sie sich auch fächerunabhängig fortbilden. Im Rahmen der ideellen Förderung veranstaltet ELES eine jährlich stattfindende, interdisziplinäre Sommerakademie. Bei dieser Sommerakademie bekommen die Stipendiaten die Möglichkeit, sich untereinander über ihr Studium auszutauschen und gemeinsam aktuelle Themen der Gesellschaft und der jüdischen Gemeinschaft mit namhaften Wissenschaftlern und Vertretern des öffentlichen Lebens zu reflektieren. Für ein Stipendium bei ELES können sich auch junge Juden mit nicht-halachischem Hintergrund bewerben.

Kontakt: Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk e. V.; Postfach 120852, 10598 Berlin; Ansprechpartner: Johannes CS Frank; Telefon +49 (0) 30 318 0 5912-0; Telefax +49 (0) 30 318 0 591-10; Email: info@ELES-studienwerk.de Website: www.ELES-studienwerk.de

78. Jüdisches Bildungs- und Familienzentrum von Chabad Lubawitsch Berlin

Das Jüdische Bildungs- und Familienzentrum von Chabad Lubawitsch Berlin wurde im Herbst 2007 im Gebäude eines früheren Elektrizitätswerkes in Berlin Wilmersdorf eröffnet. Der Direktor des Zentrums, Rabbiner Yehuda Teichtal, bezeichnet als vorrangige Ziele des Zentrums, „allen jüdischen Menschen in Berlin, unabhängig von ihrem Hintergrund und ihren Zugehörigkeiten, zu helfen und ihnen ein tieferes Verständnis des Judentums zu ermöglichen.“ Die üblichen Halbjahresprogramme umfassen Kurse und Seminare in Hebräisch, Talmud, Torah, jüdische Feiertage, jüdische Philosophie, Kabbala, jüdische Ethik, historische Themen und die Diskussion gegenwärtiger gesellschaftlicher Probleme und Entwicklungen aus einer jüdischen Perspektive. Außerdem finden monatliche Kabbalat-Shabbat-Feiern für jüdische Studenten statt. Bildungsreisen für interessierte jüdische Familien und spezielle Ferienprogramme für die Kinder komplettieren das Programm des Zentrums. Im Haus befinden sich unter anderem eine Synagoge, eine

Bibliothek, Jugend Lounge, Mikwa, Restaurant, Computer-Raum und Besucherzentrum. “Wir haben an 365 Tagen im Jahr geöffnet”, sagt Rabbi Yehuda Teichtal. Das Zentrum verfügt über eine eigene Synagoge.

Fakten Mitarbeiter: 8 Zahl der Teilnehmer an Kursen/Seminaren: ca. 115 pro Halbjahres-Programm Funding: Permanentes Fundraising	Kontakt Jüdisches Bildungs- und Familienzentrum Direktor: Rabbi Yehuda Teichtal Münstersche Str. 6; 10709 Berlin Tel.: +49 (0)30 - 212 808 30 Website: www.chabadberlin.de Email: kontakt@chabadberlin.de
--	--

79. Lauder Midrasha, Berlin

Die Lauder Midrasha in Deutschland, die ursprünglich im Jahre 2001 in Frankfurt/Main eröffnet wurde und 2006 nach Berlin umgezogen ist, wird von jungen Frauen besucht, die ihre jüdische Identität u.a. durch das gemeinsame Studium religiöser Texte entdecken wollen. Die Midrasha hilft ihnen dabei, eine Verbindung zu ihrem jüdischen Erbe herzustellen und sich dieses in einer ernsthaften und doch entspannten Atmosphäre anzueignen. Die Lauder Midrasha bietet grundlegende Studien der Torah, der Halachah, der Hebräischen Sprache und der Jüdischen Tradition an. Ein engagiertes wie erfahrenes Team von Lehrkräften begleitet jede Studentin in ihrer persönlichen Entwicklung. Das Lehrangebot umfasst ein breites Spektrum und reicht von Vollzeit-Semestern mit täglichen Shiurim bis zu regelmäßigen Schabbat-Lernprogrammen, die auswärtige Besucherinnen zusammen mit und in Berliner jüdischen Familien erleben. Die Leiterin der Lauder Midrasha, Olga Afanasev, ist ausgebildete Juristin. Das Führungsteam der Midrasha wird komplettiert durch den Menahel Ruchani, Rabbi Meir Roberg (Berlin/Jerusalem) und durch Rabbi Dani Fabian (leitender Dozent).

Fakten Mitarbeiter: 6 Studentinnen: 18 Funding: Ronald S. Lauder Foundation Private Spenden	Kontakt Lauder Midrasha Rykestrasse 53; 10405 Berlin Tel: +49 (0)30 440 10 252 Website: www.lauderyeshurun.de/de/midrasha Email: olga@lauder.de
---	---

80. Lehawa Deutschland (Berlin/Frankfurt)

Das Projekt Lehawa Deutschland wurde im Jahre 2000 von der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) ins Leben gerufen – zunächst als Möglichkeit, jungen jüdischen Immigranten ihren Start in Deutschland zu erleichtern und sie sowohl bei der Integration in die deutsche Gesellschaft wie auch in die lokalen jüdischen Gemeinden zu unterstützen. Darüber hinaus gilt Lehawa als erfolversprechende Möglichkeit, auch kleineren jüdischen Gemeinden (oft peripher gelegen) bei der Entwicklung einer starken lokalen Gemeinschaft zu helfen und den Aufbau neuer sozialer/religiöser Infrastrukturen hilfreich zu begleiten. Ein Großteil der Arbeit vor Ort wird getragen von jungen israelischen Freiwilligen, die bei der Erneuerung jüdischen Gemeinde-Lebens in Deutschland helfen wollen. Da jüdische Religion, Tradition, Kultur und Kunst integraler Bestandteil ihres israelischen Alltags sind, bringen die jungen Leute einen enormen Erfahrungsschatz mit, den sie „vor Ort“ vor allem mit einheimischen Kindern und Jugendlichen teilen wollen. Lehawa unterhält vier Koordinierungs-Büros in Deutschland – in Berlin, Hamburg, Düsseldorf and Köln. Von hier aus gehen die Freiwilligen in die peripheren Gemeinden, wo sie wöchentliche Aktivitäten mit jungen Menschen ganze verschiedener Altersgruppen (6 bis 35 Jahre) organisieren und nicht selten beim Management von Jugendzentren und Sonntagsschulen helfen. Lehawa arbeitet unter direkter Schirmherrschaft der ZWST und kooperiert auch mit anderen jüdischen Organisationen, wie Bnei Akiva.

Fakten Mitarbeiter: 1 Direktor; 1 Sekretärin; 15-20 Madrichim Volunteers: „zahlreich“ Zahl der erreichten Personen: Mehrere Tausend Kinder/Jugendliche pro Jahr. Funding: ZWST; verschiedene andere Subventionen	Kontakt Lehawa-Projekt Kontakt: Jona Gross, ZWST; Tel: +49 (0)69 - 944 371 18 E-Mail: gross@ZWST.org Projekt-Direktor: Eli Stern Lehawa-Büro Berlin: Tel. +49 (0)30 - 257 60 99 12 Weblink: http://www.ZWST.org/cms/?cat=311
---	--

81. Limmud Deutschland (Limmud.de)

Die Geburtsstunde von Limmud Deutschland war ein 1-Tages-Lern-Festival am 20. August 2006 in Berlin, welches mit seinen 24 Workshops rund 300 Besucher anzog. Seither hat Limmud.de drei Mehrtagesfestivals organisiert (im Mai 2008 mit 300 Teilnehmern und 105 Workshops, und im Mai 2009 und 2010 mit jeweils rund 400 Teilnehmern und jeweils 170 Workshops in deutscher, englischer und russischer Sprache), außerdem Ganztagesfestivals in München, Köln und Frankfurt. Weitere Limmud-Ganztags-Veranstaltungen sind in anderen deutschen Großstädten in Vorbereitung, so beispielsweise in Dortmund und Leipzig. Bei den Limmud-Treffen sind Juden unterschiedlichsten Backgrounds, unterschiedlichster Herkunft und unterschiedlichster Glaubensrichtungen willkommen und zugegen. Die klassische Konstellation des Frontalunterrichts – Lehrender versus Schüler – wird ersetzt durch das Chevruta-Modell des gegenseitigen Lernens. Beim 3-Tage-Festival am Werbellinsee können sich die Teilnehmer zwischen zehn jeweils zeitgleich verlaufenden Veranstaltungen entscheiden, und sie können eigene Workshops anbieten. Toleranz für unterschiedliche Meinungen ist eines der wichtigsten Prinzipien bei den Limmud-Treffen. Sie werden ausschließlich durch Freiwillige vorbereitet und gestaltet. Das nächste Mehrtagefestival ist für Juni 2011 wiederum am Werbellinsee geplant.

Fakten Freiwillige: 12–20 (permanente Festivalvorbereitung) Funding: LA Pincus Fund; Zentralrat der Juden in Deutschland; UJA of New York; European Jewish Fund; Rothschild Found; Joint; Jewish Agency	Kontakt Koordinatorin Limmud.de: Toby Axelrod; Email: toby@limmud.de Website: www.limmud.de
--	---

82. Tora Kolleg von Chabad Lubawitsch Berlin

Das Tora Kolleg von Chabad Lubawitsch Berlin gehört zum Jüdischen Bildungs- und Familienzentrum in Berlin-Wilmersdorf und bietet eine Kombination von jüdischem Lernen und jüdischem Leben für männliche Teenager ab 16 Jahren, die sonst außerhalb von Berlin leben. Die jungen Männer nutzen normalerweise das vom Kolleg angebotene 1-Jahres-Programm und studieren ihr Judentum parallel zum regulären Schulbesuch (gewöhnlich Abitur oder Berufsschule/Lehrausbildung). Sie wohnen in gemeinsamen Unterkünften. Neben Studium, Ausbildung und Textstudium gibt es gemeinsame Freizeit- und Sportaktivitäten, an Wochenenden und freien Tagen auch Ausflüge. Jeden Tag werden drei koshere Mahlzeiten angeboten. Die Lektionen aus Tora, Talmud and Shulchan Aruch werden am Morgen und nachmittags angeboten. Außerdem besteht die Möglichkeit für jeden einzelnen Teenager, einen ganz individuellen Lehr- und Studienplan zu konzipieren. Am Ende der Woche bereiten alle Studenten gemeinsam den Shabbat vor. Das Tora Kolleg arbeitet eng mit der Yeshiva Gedola zusammen, die auch im Jüdischen Bildungs- und Familienzentrum von Chabad Lubawitsch Berlin untergebracht ist (siehe Punkte 65,78)

Fakten Mitarbeiter: 4 Anzahl studierender Jugendlicher pro Jahr: 14 Funding: Permanentes Fundraising	Kontakt Tora Kolleg / Direktor: Rabbi Avraham Golovodschov Münstersche Str. 6; 10709 Berlin Tel.: +49 (0) 30 - 212 808 33; Fax: +49 (0) 30 - 212 808 31 Website: www.tora-kolleg.de; E-Mail: info@tora-kolleg.de
--	---

83. „Schalom e.V.“ - Deutsch-Israelisch-Jüdische Begegnungsstätte in Chemnitz

„Schalom“ ist ein im November 1998 gegründeter, gemeinnütziger Verein, der jüdische Bildungs- und Kulturarbeit mit integrativer Tätigkeit für jüdische Zuwanderer aus der früheren Sowjetunion kombiniert. Der Verein ist offen für Personen verschiedenster Religions- und Kulturzugehörigkeit, insofern sie sich mit den Anliegen von „Schalom“ identifizieren und an interkulturellen wie interreligiösen Lernprozessen interessiert sind. „Schalom“ vermittelt kompakte Informationen über jüdisches Leben, jüdische Kultur, Religion und Israel u.a. an Lehrer, Schulklassen, Lokalpolitiker, Angestellte und Kirchen. Das jährliche Veranstaltungsprogramm enthält Buchlesungen, wissenschaftliche Vorträge, Ausstellungen, Theater- und Konzertaufführungen, geführte Touren und Bildungsreisen. „Schalom e.V.“ beteiligt sich auch an lokalen

(Bürger-)Initiativen gegen Rechtsextremismus und für Gewaltprävention unter Jugendlichen. Deutschkurse werden für jüdische Zuwanderer aus der früheren Sowjetunion angeboten. Eine wichtige Prämisse der inhaltlichen Arbeit ist zudem die Erneuerung, Stabilisierung und Fortsetzung jüdischen Lebens und jüdischer Kultur in der Stadt Chemnitz.

Fakten Mitarbeiter: 3 Volunteers: 5 (einschließlich einer Sozialarbeiterin) Zahl der Vereins-Mitglieder: 134 Funding: Restaurant Schalom (85%), Private Spenden (15%), Projektmittel	Kontakt SCHALOM e.V. Carolastraße 5; 09131 Chemnitz Tel: +49 (0)371 - 69 577 69; Email: kontakt@schalom-chemnitz.de; Mob: +49 (0)172 - 91 503 45 Website: www.schalom-chemnitz.de
---	--

84. Familienzentrum „Ha Gescher – Brückenkindertagesstätte“, Dortmund

Das Dortmunder Familienzentrum „Ha Gescher - Brückenkindertagesstätte“ wurde im September 2003 ins Leben gerufen. Das Zentrum ist offen für Kinder aller Altersgruppen, sozialen Schichten und jeglichen kulturellen und religiösen Backgrounds. Daneben gibt es gezielte Bemühungen, um mehr jüdische Familien in die Arbeit des Zentrums einzubeziehen. Kooperationspartner für „Ha Gescher“ sind Keren Kayemet Le Israel (KKL), die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) und die israelische Botschaft in Deutschland. Außerdem gibt es eine enge Zusammenarbeit mit der Stadt Dortmund. Wichtigstes Anliegen ist es, grundlegendes Wissen über jüdische Religion und Tradition an die Kinder und Jugendlichen weiterzugeben. Es wird viel unternommen, um Kinder, Jugendliche und Eltern mit jüdischen Ritualen, Gesetzen und Feiertagen und mit Möglichkeiten der Gestaltung des jüdischen Alltags vertraut zu machen. Das Programm der Brückenkindertagesstätte beinhaltet u.a. Singen, Tanzen, Basteln, Spiele und Geschichten-Erzählen, und es wird ein spezielles Sprachlern-Programm wie auch Sprachtherapie für Familien mit Migrantenhintergrund angeboten. „Ha Gescher“ kooperiert zudem mit dem Landesarbeitsamt und den regionalen Integrationsbehörden. Das Zentrum unterstützt die Zuwandererfamilien auch bei Kontakten mit den Behörden, und für die Eltern ist ein Café eingerichtet.

Fakten Mitarbeiter: 5 Vollzeitbeschäftigte, 4 Teilzeitbeschäftigte Volunteers: 2 - 6 Zahl der regelmäßig betreuten Kinder: 45 Funding: Jüdische Gemeinde Dortmund; Staatliche Subventionen	Kontakt Familienzentrum „Ha Gescher - Brückenkindertagesstätte“ Kontakt: Monika Röse Arndtstraße 15; 44135 Dortmund Tel: +49 (0)231 - 1763783 Website: www.jg-dortmund.de/index.php?id=101 Email: familienz.hagescher@t-online.de
---	--

85. HATiKVA e.V – Bildungs- und Begegnungszentrum für Jüdische Geschichte und Kultur in Sachsen (Dresden)

Das Dresdner Bildungs- und Begegnungszentrum für Jüdische Geschichte und Kultur, HATiKVA, wurde als unabhängige Bildungsorganisation im Jahre 1992 gegründet und richtet seine Anstrengungen insbesondere auf zwei Altersgruppen: Kinder und Jugendliche im Alter von 7 bis 27 Jahren und Erwachsene im Alter von über 27 Jahren. HATiKVA erreicht interessierte Personen mit unterschiedlichem religiösen (nichtreligiösen) oder kulturellen Hintergrund. Die den Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen nahe gebrachten Themen reichen von einer generellen Einführung in das Judentum bis hin zu Kursen über jüdische Feiertage, Rituale und Gebräuche in Gruppen wie auch über den individuellen Lebenszyklus von der Geburt bis zum Tod. Vier verschiedene Kurse werden über deutsch-jüdische Geschichte angeboten, welche zusammen die Zeitspanne vom 18. Jahrhundert bis zur unmittelbaren Gegenwart abdecken. Daneben werden historische wie heutige jüdische Orte in Dresden besucht – einschließlich der neuen Synagoge – und ihre Bedeutung erklärt. Kreative Lehrmethoden kommen zum Einsatz, wobei sowohl mit Gruppen als auch individuell gearbeitet werden kann. HATiKVA's außerschulische Bildungsprogramme werden als einzigartig im Freistaat Sachsen betrachtet. Erwachsene können ebenfalls an Hebräischkursen teilnehmen, sich an Wochenendseminaren zu Themen wie „Das Shtetl als Realität und als Symbol“ oder auch an der Analyse von Autobiographien von

Juden beteiligen, welche noch als Kind die Nazizeit erlebten und überlebten. Mit dem Online-Magazin „Medaon“ hat HATiKVA zudem ein Forum der öffentlichen Diskussion zu jüdischen Themen mit (populär-)wissenschaftlichem Anspruch geschaffen. Die Herausgabe von „Medaon. Magazin für Jüdisches Leben in Forschung und Bildung“ ist aber noch stark von ehrenamtlicher Tätigkeit abhängig.

<p>Fakten Mitarbeiter: 1,5 zeitlich befristete Stellen für pädagogische Arbeit mit Jugendlichen; 3 Projektstellen; Honorarkräfte für das Redaktionsteam des Online-Magazine „Medaon“ Freiwillige Helfer / Volunteers: ca. 20 Funding: Mitgliedsbeiträge von Vereinsmitgliedern; Private Spenden; Stadtverwaltung Dresden (Jugendamt, Kulturdezernat)</p>	<p>Kontakt HATiKVA e.V - Bildungs- und Begegnungszentrum für Jüdische Geschichte und Kultur in Sachsen / Redaktion „Medaon“ Pulsnitzer Str. 10; 01099 Dresden Tel: +49 (0)351-802 04 89 Fax: + 49 (0)351- 8047715 Email: info@hatikva.de, medaon@hatikva.de Website: www.hatikva.de, http://www.medaon.de/</p>
---	--

86. Kulturakademie für Kinder und Jugendliche in Düsseldorf

Die Kulturakademie für Kinder und Jugendliche in Düsseldorf ist im Jahre 2007 gegründet worden. Mittlerweile bietet sie Veranstaltungen fast über das ganze Jahr hinweg an. Das Curriculum wird jährlich überarbeitet und ist konzipiert für Kinder und Jugendliche im Alter von 3 bis 18 Jahren, aber auch für junge Erwachsene. Die Akademie arbeitet eng mit der Jüdischen Gemeinde von Düsseldorf zusammen und wird von dieser stark unterstützt. Es gibt aber auch eine enge Kooperation mit kommunalen Einrichtungen und mit dem wichtigsten Theater der Stadt, dem Düsseldorfer Schauspielhaus. Dabei entstehen auch gemeinsame Projekte mit türkischen Kindern. Die Kulturakademie möchte beitragen zu einer jüdischen Zukunft, bei der jüdische Tradition mit Bildung und Kultur in attraktiver Weise verknüpft werden. Jüdische Themen wie Feiertage, Klezmer-Musik, israelische und jiddische Tänze, werden durch unterschiedlichste Kunstgenres vermittelt, einschließlich Film, Drama, Theater, Medien und Musik. Die Kulturakademie bietet aber auch Privatunterricht in Deutsch, Englisch und Mathematik an. Gemeinsam mit dem Jugendzentrum der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf organisiert die Kulturakademie ein wöchentliches Sonntagsprogramm für die Kinder.

<p>Fakten Mitarbeiter: 1 Direktor (Vollzeit); 30 Lehrer (Teilzeit) Volunteers: 3 Zahl der Besucher: 150 Kinder, Jugendliche und Erwachsene pro Woche Funding: Jüdische Gemeinde Düsseldorf, Teilnehmergebühren</p>	<p>Kontakt Jüdische Gemeinde Düsseldorf Kulturakademie für Kinder und Jugendliche Zietenstr. 50; 40476 Düsseldorf Tel: +49 (0)160 – 220 2147 Website: www.kinderkulturakademie.de Email: kulturakademie@online.de</p>
---	--

87. Studiengang Jüdische Sozialarbeit an der Fachhochschule Erfurt

Der Studiengang Jüdische Sozialarbeit ist ein Kooperationsprojekt zwischen der Fachhochschule Erfurt und der ZWST, welches komplett von der Dorothea Gould Foundation (Schweiz) finanziert wird und den Studierenden einen B.A. Abschluss in Jüdischer Sozialarbeit offeriert. Eröffnet wurde der Studiengang im September 2007. Das Programm ist offen für alle Mitarbeiter von Jüdischen Gemeinden in Deutschland, die das Abitur oder einen Berufsabschluss besitzen. Die Altersgrenze für eine mögliche Immatrikulation liegt bei 50 Jahren. Gegenwärtig liegt das Alter der meisten eingeschriebenen Studenten zwischen 35 and 45 Jahren. Vorrangig richtet sich der Studiengang an Immigranten aus der früheren Sowjetunion, die schon über Arbeitserfahrungen in jüdischen Gemeinden / Organisationen in Deutschland verfügen, nun aber noch einen anerkannten Abschluss in (jüdischer) Sozialarbeit anstreben. Das Programm läuft als Fern-/Teilzeitstudium und kombiniert klassische Vorlesungen und Seminare mit E-learning and live-chat Seminaren. Zum verpflichtenden Teil des Studiums gehören auch praktische Erfahrungen, insbesondere ein Praktikum in einer jüdischen Einrichtung in Deutschland, vorzugsweise einer Jüdischen Gemeinde.

Fakten Mitarbeiter: 22 (1 Direktor; 1 Verw.-Kraft; 20 Lehrer) Volunteers: N/A Zahl der eingeschriebenen Studenten: ca. 20 Funding: Dorothea Gould Foundation, Switzerland	Kontakt Fachhochschule Erfurt/Fachbereich Sozialwesen Direktor: Prof. Dr. Doron Kiesel Altonaer Str. 25; 99085 Erfurt Tel: +49 (0)361 - 6700 537; E-Mail: kiesel@fh-erfurt.de
--	--

88. Jugendreferat der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST)

Das Jugendreferat der ZWST unterstützt die Arbeit mit jungen Juden deutschlandweit. Es ist diejenige Einrichtung, die hinter vielen Jugendzentren, Freizeitaktivitäten, Klausurtagungen, Berufsbildungsseminaren und zahlreichen Programmen für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene steht. Das Jugendreferat organisiert die Seminare für Madrichim und ist auch zuständig für andere (Weiter-)Bildungsseminare, die sich an junge Juden im Land richtet. Das Jugendreferat zeichnet auch verantwortlich für die jährlichen Machanoth, d.h. die Sommer- und Winterferienlager für jüdische Kinder im Alter von 6-18 Jahren. Jeden Sommer besuchen rund 700 Kinder die Ferienlager, wobei sie von rund 100 Madrichim betreut werden. Das Jugendreferat bietet auch eine jährliche Wochenend-Konferenz mit aktuell-dringlichen Themen für junge Leute im Alter von 18-35 Jahren an. Die Programm haben das übergreifende Ziel, langfristig die Infrastruktur der lokalen jüdischen Gemeinden zu stärken und vor allem die Qualität der Arbeit der Jugendzentren quer durch ganz Deutschland zu verbessern.

Fakten Struktur: Koordinierendes Büro in Frankfurt/Main; Permanentes Training für Madrichim Outreach: Jugendzentren der Jüdischen Gemeinden Deutschlandweite Machanoth (Sommer + Winter) Funding: Unterschiedliche Formen von Subventionen	Kontakt ZWST Jugendreferat Hebelstrasse 6; 60318 Frankfurt am Main Direktor: Yair Kannai Tel: +49 (0)69 - 944371-13 Email: kannai@ZWST.org
--	--

89. Salomo-Birnbaum-Gesellschaft Hamburg

Die unabhängig agierende Salomo-Birnbaum-Gesellschaft wurde im Jahre 1995 in Hamburg gegründet. Ziel der Gesellschaft ist es, die Beschäftigung mit der jiddischen Sprache und Kultur zu fördern und dazu beizutragen, die Schätze der jiddischen Kultur vor dem Vergessen zu bewahren. Die Salomo-Birnbaum-Gesellschaft wendet sich insbesondere an ein literarisch, sprachgeschichtlich und künstlerisch interessiertes Publikum. In ihrer spezifischen Form ist die Birnbaum-Gesellschaft einzigartig in Deutschland. Ihre Entstehung resultierte aus unterschiedlichen Motivationen und Ideen. Zum einen waren die Gründer unzufrieden damit, dass Jiddisch nur an Universitäten gelehrt wurde, und sie suchten nach Möglichkeiten und Plätzen, der jiddischen Sprache auch außerhalb der rein akademischen Welt (wieder) einen angemessenen Platz zu schaffen. Interessenten mit unterschiedlichem Hintergrund werden vertraut gemacht mit dem mannigfaltigen Erbe der jiddischen Kultur, womit geholfen wird, Jiddisch auch in breiteren Bevölkerungskreisen wieder neu zu beleben und populär zu machen. Unabhängig davon, dass die Birnbaum-Gesellschaft ein Podium zur Repräsentation und Diskussion über das jiddische Kulturerbe bietet, fördert sie die Etablierung von Jiddisch-Sprachkursen, das Erscheinen von Publikation in Jiddisch und die Übersetzung jiddischer Werke ins Deutsche. Außerdem unterstützt die Birnbaum-Gesellschaft wissenschaftliche Studien, die sich mit jiddischer Sprache und Kultur befassen, nicht zuletzt durch die Salomon-Birnbaum-Bibliothek.

Fakten Mitarbeiter: 5 Vorstandsmitglieder Mitglieder: etwa 80 Volunteers: ca. 10 Teilnehmer an Einzelveranstaltungen: 10-50 Funding: Mitgliedsbeiträge; Private Spenden, Stadt Hamburg	Kontakt Salomo-Birnbaum-Gesellschaft Postfach 73 08 03; 22128 Hamburg Vorsitzende: Danka Kowalski Tel: +49 (0)40 / 20 80 60 (Wilfried Kühn) Website: www.birnbaum-gesellschaft.org Email: birnbaum-blitspost@web.de
---	--

90. Torah Zentrum, Leipzig

Der junge US-amerikanische Rabbimer Dovid Chandalov gründete mit Freunden im Frühjahr 1999 ein jüdisches Jugendzentrum in Leipzig. Nach einigen Jahren, und mit starker Unterstützung durch Rabbi Joshua Spinner von der Lauder Foundation in Deutschland, entwickelte sich das Jugendzentrum „Am Echad“ zum heutigen Torah Zentrum. Zuerst war das Torah Zentrum in den Räumlichkeiten der lokalen jüdischen Gemeinde untergebracht, doch schließlich entwickelte es sich mehr unabhängig und zog in ein eigenes Gebäude um. Das Torah Zentrum erreicht vor allem jüdische Kinder und Jugendliche im Alter von 10 bis 30 Jahren, doch betont der Rabbiner, dass er auch mit anderen Altersgruppen studiert. Rabbi Chandalov arbeitet bevorzugt mit halachischen Juden, aber würde nicht-halachische Juden mit Interesse am Zentrum und am Torah-Studium nicht abweisen. Das Zentrum zählt etwa 40 Besucher während der Woche und bis zu 100 Besucher zu den wöchentlichen Shabbatoth. Hauptanliegen der Einrichtung ist es, all jenen Personen passende Möglichkeiten jüdischer Bildung zu eröffnen, die dazu entweder nie die Chance hatten (wie bspw. viele Immigranten aus der früheren Sowjetunion) oder sich bisher nicht mit ihrem jüdischen Erbe auseinandergesetzt haben. Zu jedem Shabbat organisiert das Torah Zentrum einen Freitagabend-Gottesdienst mit Kiddusch, interessanten Diskussionen und einer authentischen jüdischen Atmosphäre.

Fakten Mitarbeiter: 10 Volunteers: „zahlreich“ Zahl der Besucher: 40 in der Woche, bis 100 am Shabbat Funding: Lauder Foundation (zu etwa 50 %) Private Spenden (zu etwa 50%)	Kontakt Torah Zentrum Leipzig Uferstr. 21; 04105 Leipzig Kontakt: Rabbi Dovid Chandalov Tel: +49 (0)341 - 319 27 21 www.lauderyeshurun.de/torazentrum-leipzig Email: tzi@lauderyeshurun.de
--	---

91. Yiddish Summer Weimar - Other Music e.V.

Die nicht-kommerziell agierende Musiker-Organisation „Other Music e.V.“ ist offiziell im Jahre 2006 gegründet worden. Das wichtigste Projekt innerhalb von „Other Music“, den „Yiddish Summer Weimar“, gibt es allerdings schon seit rund 10 Jahren. Dieses jährlich stattfindende Event (sechs Wochen im Sommer, eine Woche im Winter) erfährt kulturelle Identität und Tradition im Kontext der heutigen Welt und mit neuen Methoden. Initiiert u.a. von dem Musiker und Komponisten Alan Bern, bemühen sich beide Projekte um praktische Analyse und Vermittlung jüdischer musikalischer Traditionen und ihrer möglichen Bedeutungen und Wirkungen im heutigen, interkulturellen Kontext. Sämtliche Programme und Workshops von „Other Music“ und des „Yiddish Summer“ werden von Juden und Nichtjuden gleichermaßen stark frequentiert und vermitteln jüdische Kunst und Tradition zu einem großen Teil über Musik, Tanz und Sprache. Religiöse Aspekte werden im Kontext der Musik mitbehandelt, so beispielsweise wenn Vorträge über Nigunim oder hebräische Texte gehalten werden. „Other Music“ ist eine eigenständige Organisation, aber kooperiert mit vielen jüdischen und nichtjüdischen Partnern, so zum Beispiel mit der Jüdischen Gemeinde Thüringen (Erfurt) und einer lokalen Musikschule. Ziel der Projekt-Aktivisten ist es darüber hinaus, eine „Other Music Academy“ als feste Musik- und Bildungseinrichtung in Weimar einzurichten.

Fakten Mitarbeiter: 3 (Management/Teilzeit); + 3 unbezahlt Volunteers: 10-15 Zahl der Teilnehmer an den Workshops: 300 pro Jahr Funding: European Commission for the „The Other Europeans“-Project; Stadtverwaltung Weimar Thüringisches Bildungsministerium; Jüd. Gemeinde Erfurt	Kontakt other music e.V. Ernst-Kohl-Straße 23; 99423 Weimar Tel.: +49 (0)3643 – 85 83 10 Websites: www.yiddish-summer-weimar.de/e_home.php www.other-music.net/e_ueber_uns.htm Email: yiddish-summer@other-music.net
--	---

Literatur

- Agassi, Y. (1990): *Between Religion and Nation*. Tel-Aviv: Papyrus.
- Albrow, M. (1996): *The Global Age*. Cambridge: Polity.
- Amir, A. (1997): *And Me for Myself: Studies and Responses, 1944-1996*. Tel-Aviv: Golan (Hebrew).
- Amyot, R. and Sigelman, L. (1996): "Jews without Judaism? Assimilation and Jewish Identity in the United States." In: *Social Science Quarterly* 77: 177-189.
- Appadurai, A. (1996): *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Bachmann, R. and Runge, I. (Hg., 2009): *WIR – Der jüdische Kulturverein e.V. 1989-2009*. Mannheim: Wellhöfer.
- Bade, K. J. / Troen, S.I. (Hg., 1993): *Zuwanderung und Eingliederung von Deutschen und Juden aus der früheren Sowjetunion in Deutschland und Israel*. Bonn: Bundesministerium des Innern.
- Barth, F. (1998): *Ethnic Groups and Boundaries*. Long Grove, Illinois: Waveland Press.
- Bauer, Y. u. Wiese, C. (2001): *Die dunkle Seite der Geschichte - Die Shoah in historischer Sicht. Interpretationen und Re-Interpretationen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bauman, Z. (1998): *Globalization: The Human Consequences*. London: Polity/ Blackwell.
- Beck, U. (2006): *The Cosmopolitan Vision*. London: Polity.
- Becker, F. (2003): "Migration and Recognition: Russian Jews in Germany". In: *East European Jewish Affairs* 33(2), 20-34.
- Becker, F. (2001): *Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung im Migrationsprozeß russischer Juden*. Berlin: Reimer.
- Ben-Rafael, E. (2010): "Diaspora", *Sociopaedia* (online), The International Association of Sociology.
- Ben-Rafael, Eliezer / Sternberg, Yitzhak (eds., 2009): *Transnationalism: Diasporas and the advent of a new (dis)order*, Leiden/Boston: Brill,
- Ben-Rafael, E. et al. (2006): *Building a Diaspora. Russian Jews in Israel, Germany and the USA*. Leiden: Brill.
- Ben-Rafael, E. and Peres, Y. (2005): *Is Israel One? Nationalism, Religion and Multiculturalism Confounded*. Leiden and Boston: Brill.
- Ben-Rafael, E. (2002): "Ethnicity, Sociology of". In: *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, London: Elsevier, Vol. 7: 4838-42
- Ben-Rafael, E. (2002a): *Jewish identities: Fifty intellectuals answer Ben-Gurion*. Leiden and Boston: Brill.
- Ben-Rafael, E. / Sternberg, Y. (2001): *Analyzing our time: A sociological problématique*, pp. 3-20 in E. Ben-Rafael with Y. Sternberg (eds.): *Identity, Culture and Globalization*. Leiden and Boston: Brill.
- Berenbaum, M. (1993): *The World Must Know: The History of the Holocaust as Told in the United States Holocaust Memorial Museum*. Boston: Little, Brown.
- Beyer, P. (1994): *Religion and Globalization*. London: Sage.
- Birnbaum, P. (2003): *Is the French Model in Decline?*, pp. 266-281 in: E. Ben-Rafael, Y. Gorny and Y. Ro'I, (eds.), *Contemporary Jewries: Convergence and Divergence*. Leiden: Brill.

- Birnbaum, P. and Katzenelson, I. (eds., 1995): *Paths to Emancipation*. New York: Oxford University Press.
- Bodemann, Y.M. (ed., 2008): *The New German Jewry and the European Context. The Return of the European Jewish Diaspora*. New York: Palgrave Macmillan.
- Bodemann, Y.M. and Bagno, O. (2008): In the Ethnic Twilight: the Paths of Russian Jews in Germany, S. 158-176. In: Y.M. Bodemann (ed.), *The New German Jewry and the European Context. The Return of the European Jewish Diaspora*. New York: Palgrave Macmillan.
- Bodemann, Y.M. (2002a): *In den Wogen der Erinnerung. Jüdische Existenz in Deutschland*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Bodemann, Y.M. (2002b): Ethnicity cosmopolitanized? The New German Jewry, S. 353-370, in: E. Ben-Rafael with Y. Sternberg (eds.), *Identity, Culture and Globalization*. Leiden and Boston: Brill.
- Bodemann, Y.M. (ed., 1996a): *Jews, Germans, Memory. Reconstructions of Jewish Life in Germany*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Bodemann, Y.M. (1996 b): *Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung*. Hamburg: Rotbuch.
- Borneman, J. and Peck, J.M. (1995): *Sojourners. The Return of German Jews and the Question of Identity*. Lincoln and London: University of Nebraska Press.
- Bowen, J.R. (2004): Does French Islam Have Borders? Dilemmas of Domestication in a Global Religious Field. In: *American Anthropologist* 106(1): 43–55.
- Brumlik, M. (1996): *Kein Weg als Deutscher und Jude. Eine bundesrepublikanische Erfahrung*. München: Luchterhand.
- Brumlik, M. et al. (ed., 1986): *Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945*. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag bei Athenäum.
- Buber, M. (1994): *Between People and its Land: The History of an Idea*. Jerusalem: Schocken (Hebrew).
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge: *Soziodemographische Merkmale (2007). Berufsstruktur und Verwandtschaftsnetzwerke jüdischer Zuwanderer*, Working Paper 8. Hrsg. von Sonja Haug unter Mitarbeit von Michael Wolf. Nürnberg.
- Burgauer, E. (1993): *Zwischen Erinnerung und Verdrängung. Juden in Deutschland nach 1945*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Castles, S. (2002): "Migration and Community Formation under Conditions of Globalization" In: *International Migration Review* 36(4): 1143-1168.
- Cohen, S. and Blitzer, L. (2008): "Belonging without Believing: Jews and their distinctive patterns of religiosity and secularity" In: *Pew Forum US Religious Landscape Survey*, Florence G. Heller – JCC Association Research Center,
http://www.jewishdatabank.org/Archive/N-Pew-2007-Report_.pdf.
- Cohen, Y. and Kogan, I. (2007): "Next Year in Jerusalem...or in Cologne? Labor Market Integration of Jewish Immigrants from the Former Soviet Union in Israel and Germany in the 1990s". In: *European Sociological Review* 23(2): 155-168.
- Cohen, Y. and Kogan, I. (2005): "Jewish Immigrants from the Former Soviet Union to Germany and Israel in the 1990s", S. 249-265. In: J.A.S. Grenville and R. Gross (eds.), *Leo Baeck Institute Yearbook*. London: Leo Baeck Institute Publications.
- Cohn Sherbok, D. (1996): *Modern Judaism*. London and New York: Macmillan & St. Martin's Press.
- Covers, C. and Vermeulen, H. (eds., 1997): *The Politics of Ethnic Consciousness*. New York: St. Martin's Press.

- Dämmig, L. / Klapheck, E. (2006): *Debora's Disciples: A women's movement as an expression of renewing Jewish life in Europe*. In: S. Lustig und I. Leveson (eds.), *Turning the Kaleidoscope. Perspectives on European Jewry*. New York: Oxford University Press, pp. 147-163
- Dawidowicz, L.S. (1986): *The War Against the Jews: 1933-1945*. New York: Bantam.
- DellaPergola, S. (2009): "Jews in Europe: Demographic Trends, Contexts and Outlooks". Paper for the International Conference "European Jewry – A Third Center in the Making?", Berlin, May 10th-12th 2009.
- Denzin, N. (1991): *Images of Postmodern Society: Social Theory and Contemporary Cinema*. London: Sage/Theory, Culture & Society.
- Deutschkron, I. (1970): *Israel und die Deutschen*. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.
- Dietz, B. (2004): "Jewish Immigrants from the Former Soviet Union in Germany: History, Politics and Social Integration". In: *East European Jewish Affairs* 33(2): 7-19.
- Dietz, B. (2003): *Post-Soviet Youth in Germany: Group Formation, Values and Attitudes of a New Immigrant Generation*. In: T. Horowitz, B. Kotik-Friedgut and S. Hoffman (eds.), *From Pacesetters to Dropouts. Post-Soviet Youth in Comparative Perspective*. Lanham, NY: University Press of America, pp. 253-271
- Doomernik, J. (1997): "Adaptation strategies among Soviet Jewish immigrants in Berlin", In: *new community* 1(S.), pp. 59-73.
- Eisenstadt, S.N. (1992): *Jewish Civilization: The Jewish Historical Experience in a Comparative Perspective*. Albany, NY: SUNY Press.
- Elazar, D. (1999): *Jewish Religious, Ethnic and National Identities*, pp. 35-52. In: S.M. Cohen and G. Horenczyk (eds.), *National Variations in Jewish Identity*. Albany, NY: SUNY Press.
- Elias, N. (2008): *Coming Home: Media and Returning Diaspora in Israel and Germany*. Albany, NY: SUNY Press.
- Elias, N. and Bernstein, J. (2007): "Wandering Jews, Wandering Stereotypes: Media Representation of the Russian-speaking Jews in the FSU, Israel and Germany", pp. 15-38. In: M. Liepach, G. Melischek and J. Seethaler (eds.), *Jewish images in the media*. In: *Communication Research in Comparative Perspective*, Vol. 2. Vienna: Austrian Academy of Sciences Press.
- Elias, N. (2005): "Living in Germany, Longing for Israel. The Old Jewish Immigrants from the FSU in Germany." In: *Eastern European Jewish Affairs*, 35(2), pp. 167-187.
- Elon, A. (2002): *The Pity of it All. A Portrait of the German-Jewish Epoch 1743-1933*. New York.
- Evron, B. (1995): *Jewish State or Israeli Nation*. Bloomington: Indiana University Press.
- Fackenheim, E. (1974): "The Holocaust and the State of Israel—Their Relation", *Encyclopaedia Judaica*. Jerusalem: Keter.
- Friedländer, S. (2007): *Den Holocaust beschreiben. Auf dem Weg zu einer integrierten Geschichte*. Göttingen: Wallstein.
- Friedman, M. (1986): "Haredim confront the modern city". In: *Studies in Contemporary Jewry* 2: 74–96.
- Garbolevsky, E., von Mering, S. and Glöckner, O. (eds., 2006): *Russian Jewish Emigrants after the Cold War. Perspectives from Germany, Israel, Canada and the United States*. Waltham: Brandeis University Press.
- Gay, R. (2001): *Das Udenkbare tun. Juden in Deutschland nach 1945*. München: C.H.Beck..
- Gidal, N.T. (1998): *Jews in Germany. From Roman Times to the Weimar Republic*. Cologne: Koneman.
- Gilman, S.L. and Remmler, K. (eds., 1994): *Reemerging Jewish Culture in Germany. Life and Literature since 1989*. New York: New York University Press..

- Gilman, S.L. (1995): *Jews in Today's German Culture*. Bloomington: Indiana University Press.
- Ginossar, P. and Bareli, A. (eds., 1996): *Zionism: A contemporary controversy*. Sde Boker: The Ben-Gurion University Press (Hebrew).
- Gitelman, Z. and Ro'i, Y. (2007): *Revolution, Repression, and Revival. The Soviet Jewish Experience*. New York
- Gitelman, Z. (ed., 2003): *Jewish Life After the USSR*. Bloomington: Indiana University Press.
- Glazer, N. and Moynihan, D.P. (eds., 1975): *Ethnicity: Theory and Experience*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Gorny, Y. (2006): *Converging Alternatives*. Albany, NY: SUNY Press.
- Gotzmann, Andreas / Kiesel, Doron / Körber, Karen: *Gebt uns eine Chance! Warum die jüdischen Gemeinden in Deutschland die zweite Generation der Zuwanderer für sich gewinnen müssen*. In: *Jüdische Allgemeine*, 26. März 2009
- Gruber, S. and Rübler, H. (2002): *Hochqualifiziert und arbeitslos: Jüdische Kontingentflüchtlinge in Nordrhein-Westfalen. Problemaspekte ihrer beruflichen Integration. Eine empirische Studie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Grunfeld, F.C. (1979): *Prophets without honour*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Gundlach, C. (2002): „Ein bisschen anders bleibt man immer.“ *Jüdische Zuwanderer in Mecklenburg-Vorpommern*. Schwerin.
- Harris, P.A. (1997): *The Politics of Reparation and Return: Soviet Jewish and Ethnic German Immigration to the new Germany*. PhD Thesis. Auburn/Montgomery.
- Hegner, V. (2008): *Gelebte Selbstbilder. Gemeinden russisch-jüdischer Migranten in Chicago und Berlin*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Herzig, A. u. Rademacher, C. (Hg., 2007): *Die Geschichte der Juden in Deutschland*. Hamburg: Ellert & Richter.
- Hess, R. u. Kranz, J. (2000): *Jüdische Existenz in Deutschland heute. Probleme des Wandels der jüdischen Gemeinden in der BRD infolge der Zuwanderung russischer Juden nach 1989*. Berlin: Logos.
- Hilberg, R. (1973): *The destruction of the European Jews (with a new postscript by the author)*. London: Franklin Watts.
- Hobsbawm, E. and Ranger, T. (1992): *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Jasper, W. u. Vogt, B. (2000): *Integration and Self-Assertion. Russian Jews in Germany*, pp. 217-227. In: O.R. Romberg u. S. Urban-Fahr (eds.), *Jews in Germany after 1945. Citizens or "Fellow" Citizens?* Frankfurt am Main: Edition Tribüne.
- Jungmann, A. (2007): *Jüdisches Leben in Berlin. Der aktuelle Wandel in einer metropolitanen Diasporagemeinschaft*. Bielefeld.
- Katriel, T. (1986): *Talking straight: dugri speech in Israeli Sabra culture*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Katz, J. (1973): *Out of the Ghetto: The Social Background of Jewish Emancipation, 1770-1870*. Cambridge, Mass: Harvard University Press.
- Katz, J. (1987): "Ultra-Orthodoxy in Historical Perspective." In: *Kivunim* 33: 89-98 (Hebrew).
- Kauders, A. (2007): *Unmögliche Heimat. Eine deutsch-jüdische Geschichte der Bundesrepublik*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.

- Kessler, J. (1998): Jüdische Immigration seit 1990. Resümee einer Studie mit 4,000 Zuwanderern aus der früheren Sowjetunion in Berlin. In: *Trumah* 7: 87-100.
- Kessler, J. (1997): Von Aizenberg bis Zaidelman. Jüdische Zuwanderer aus Osteuropa in Berlin und die Jüdische Gemeinde heute. Berlin: Ausländerbeauftragte des Senats.
- Kiesel, Doron (2010): Differenz und Erfahrung. Zum Integrationsprozess jüdischer Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion in Jüdischen Gemeinden in Deutschland. In: Fabian Kessl / Melanie Plößer (Hrsg.), Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden, S. 49-74.
- Kiesel, D. (2004): "Zur Migration und Integration der aus der ehemaligen Sowjetunion eingewanderten Juden in Deutschland." In: *Trumah* 14: 75-108.
- Kogan, I. and Cohen, Y. (2008): Educational Selectivity and Labor Market Attainment of Jewish Immigrants from the Former Soviet Union in Israel and Germany in the 1990s, pp. 104-119. In: H. Kolb and H. Egbert (eds.), *Migrants and Markets. Perspectives from Economics and the Other Social Sciences*. Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Körper, Karen (2009): Puschkin oder Thora? Der Wandel der jüdischen Gemeinden in Deutschland. In: Brunner, José/ Shai Lavi (Hg.), *Juden und Muslime in Deutschland. Recht, Religion, Identität*. Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 37, 2009. Göttingen: Wallstein, S. 233-254
- Körper, K. (2006): *Juden, Russen. Emigranten. Identitätskonflikte jüdischer Einwanderer in einer ostdeutschen Stadt*. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- Lash, S. and Friedman, J. (eds., 1992): *Modernity and Identity*. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Leon, N. (2005): *Mizrakhi ultra-Orthodoxy*. Tel-Aviv: Tel-Aviv University, Sociology Department, PhD thesis (Hebrew).
- Levi-Strauss, C. (1958): *Anthropologie Structurale*. Paris: Plon.
- Levi-Strauss, C. (1961): *Race et Histoire*. Paris: Gonthier.
- Lewin-Epstein, N., Ro'i, Y. and Ritterband, P. (1997): *Russian Jews on three continents: migration and resettlement*. London: F. Cass.
- Liebman, C.S. and Cohen, S.M. (1990): *Two Worlds of Judaism*. New Haven and London: Yale University Press.
- Lipset, Seymour M. and Raab, Earl (1995): *Jews and the New American Scene*, Cambridge, US: Harvard University Press
- Lustig, S. and Leveson, I. (eds., 2006): *Turning the Kaleidoscope. Perspectives on European Jewry*. New York: Berghahn Books.
- Lustiger, A. (1994): *Zum Kampf auf Leben und Tod. Das Buch vom Widerstand der Juden 1933-1945*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Maser, W. (2002): *Hitlers Briefe und Notizen. Sein Weltbild in handschriftlichen Dokumenten*. Graz: Stocker.
- Massey, D., Arango, J., Hugo, G., Kouaouci, A., Pellegrino, A. and Taylor, J.E. (2005): *Worlds in Motion. Understanding International Migration at the End of the Millennium*. Oxford: Oxford University Press.
- Meier-Braun, K-H. (2002): *Deutschland, Einwanderungsland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mernissi, F. (1992): *Islam and Democracy: Fear of the Modern World*. Reading, Mass.: Addison-Wesley Pub. Co.

- Meyer, M.A. (1999): "Being Jewish and...", pp. 21-34. In: S. M. Cohen and G. Horenczyk (eds.), *National Variations in Jewish Identity*. Albany, NY: SUNY Press.
- Mitgliederbefragung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin (Judith Kessler)
Veröffentlicht in: „jüdisches berlin“(2003)
<http://www.berlin-judentum.de/gemeinde/mitgliederbefragung.htm> (1. März 2010)
- Mittleman, A.L. (1999): "The German Jewish Community: Between Adjustment and Ambivalence", pp. 303-322. In: S.I. Troen (ed.), *Jewish Centers & Peripheries. Europe between America and Israel Fifty Years After World War II*. New Brunswick/London: Transaction.
- Mittleman, A.L. (1996): *The Politics of Torah: The Jewish Political Tradition and the Founding of Agudat Israel*. Albany, NY: SUNY Press.
- Nachama, A., Schoeps, J. u. Simon, H. (eds., 2001): *Juden in Berlin*. Berlin: Henschel.
- Neusner, J. (1995): *Judaism in Modern Times*. Cambridge, Mass./Oxford, UK: Blackwell.
- Ostow, R. (2003): "The Post-Soviet Immigrants and the *Juedische Allgemeine* in the New Millenium: Post-Communism in Germany's Jewish Communities." In: *East European Jewish Affairs* 33(2): 54-70.
- Oswald, I. u. Voronkov, V. (eds., 1997): *Post-sowjetische Ethnizitäten. Ethnische Gemeinden in St. Petersburg und Berlin/Potsdam*. Berlin: Berliner Debatte Initial.
- Oz-Salzberger, F. (2001): *Israelis in Berlin*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Peck, J. (2006): *Being Jewish in the New Germany*. Brunswick N.J./London: Rutgers University Press.
- Pieterse, J.N. (2000): "Globalization as Hybridization", pp. 99-105. In: F.J. Lechner and J. Boli (eds.), *The Globalization Reader*. Oxford: Blackwell.
- Pinto, Diana (2000): *The Third Pillar? Toward A European Jewish Identity*. In: András Kovács / Eszter Andor (eds.), *Jewish Studies at the Central European University, Budapest*.
http://web.ceu.hu/jewishstudies/pdf/01_pinto.pdf
- Pinto, D. (n.d.): "Towards a European Jewish Identity", *Golem*. <http://www.hagalil.com/bet-debora/golem/europa.htm>
- Pinto, D. (1996): "A new Jewish identity for post-1989 Europe." London: Institute for Jewish Policy Research, Policy Paper 1/1996.
- Polian, P. (2007a): *Russischsprachiges Judentum in Deutschland – ein soziologisches Porträt*. S. 151-155. In: *Wir in Deutschland. 15 Jahre russisch-jüdische Zuwanderung – Eine Erfolgsbilanz*. Hrsg. vom Weltkongress russischsprachiger Juden e.V. (WCRJ), Berlin.
- Polian, P. (2007b): "Der Schein trägt." In: *Jüdische Zeitung*, August.
- Polian, P., Dietz, B. and Lebock, U. (2002): "The Jewish Emigration from the Former Soviet Union to Germany" In: *International Migration* 40 (2): 29-48.
- Ragussis, M. (1995): *Figures of Conversion: "The Jewish Question" and English National Identity*. Durham and London: Duke University Press.
- Rapoport, T., Lomsky-Feder, E. and Heider, A. (2006): "Recollection and Relocation in Immigration: Russian-Jewish Immigrants 'Normalize' Their Anti-Semitic Experiences", pp. 76-101. In: E. Garbolevsky, S. von Mering and O. Glöckner (eds.), *Russian Jewish Emigrants after the Cold War. Perspectives from Germany, Israel, Canada and the United States*. Waltham: Brandeis University Press.
- Ravitsky, A. (1993): *The Revealed End and the Jewish State: Messianism, Zionism and Religious Radicalism in Israel*. Tel-Aviv: Am Oved (Hebrew).

- Remennick, L. (2007): *Russian Jews on three continents: Identity, integration, and conflict*. New Brunswick, NJ: Transaction.
- Remennick, L. (2005): 'Idealists Headed to Israel, Pragmatics Chose Europe': Identity Dilemmas and Social Incorporation among Former Soviet Jews who Migrated to Germany" In: *Immigrants & Minorities* 23(1): 30-58.
- Richarz, M. (1988): Juden in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR seit 1945, S. 13-30. In: M. Brumlik et al. (eds.), *Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945*. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag bei Athenäum.
- Roth, A. and Frajman, M. (1998): *The Goldapple Guide to Jewish Berlin*. Berlin: Goldapple Pub.
- Rubinstein, A. (1997): *From Herzl to Rabin and further: 100 years of Zionism*. Tel-Aviv: Schocken (Hebrew).
- Runge, I. (1995): *Ich bin kein Russe: Jüdische Zuwanderung zwischen 1989 und 1994*. Berlin: Dietz.
- Russell, S. (1996): *Jewish Identity and Civilizing Processes*. Houndmills, UK: Macmillan Press; New York: St. Martin's Press.
- Sacks, J. (1993): *One People? Tradition, Modernity, and Jewish Unity*. London, Washington: The Littman Library of Jewish Civilization.
- Salih, R. (2004): "The Backward and the New: National, Transnational and Post-National Islam in Europe." In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 30(5): 995-1011.
- Schatzki, T.R. (1996): *Social Practices: A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schmueli, A. (1980): *Sheva tarbouiot Israel (The Seven cultures of Israel)*. Tel-Aviv: Bialik Institute (Hebrew).
- Schneider, R.C. (2000): *Wir sind da. Die Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis heute*. Berlin: Ullstein.
- Schoeps, J.H. (2009): "Russian Speaking Jews and Germany's Local Jewry", pp. 295-302. In: E. Ben-Rafael and Y. Sternberg (eds.), *Transnationalism. Diasporas and the advent of a new (dis)order*. Leiden /Boston: Brill.
- Schoeps, J.H. et al. (2005): *Russische Juden und Transnationale Diaspora. Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte, Bd. 15*. Berlin/Wien.
- Schoeps, J.H., Jasper, W. u. Vogt, B. (Hg., 1999): *Ein Neues Judentum in Deutschland? Fremd- und Eigenbilder der russisch-jüdischen Einwanderer*. Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg.
- Schoeps, J.H. (Hg., 1998): *Neues Lexikon des Judentums*. München: Gütersloh.
- Schoeps, J.H., Jasper, W. u. Vogt, B. (Hg., 1996): *Russische Juden in Deutschland. Integration und Selbstbehauptung in einem fremden Land*. Weinheim: Beltz Athenäum.
- Schütze, Y. (2003): "Migrantennetzwerke im Zeitverlauf - Junge russische Juden in Berlin." In: *Berliner Journal für Soziologie* 2: 239-253.
- Schütze, Y. and Rapoport, T. (2000): 'We are similar in that we're different'. *Social Relationships of Young Russian-Jewish immigrants in Israel and Germany*", pp. 349-366. In: R. Breckner, D. Kalekin-Fishman and I. Miehle (eds.), *Biographies and the Division of Europe*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schütze, Y. (1997): 'Warum Deutschland und nicht Israel?' *Begründungen russischer Juden für die Migration nach Deutschland*. In: *BIOS* 10(2): 186-208.
- Silbermann, A. (1997): *Partizipation und Integration jüdischer Immigranten aus der früheren Sowjetunion. Eine Fallstudie der Synagogen-Gemeinde Köln*. Unveröffentlicht.

- Silberstein, L.J. (1996): *Postzionism Debates. Knowledge and Power in Israeli Culture*. New York and London: Routledge.
- Sivan, E. and Kaplan, K. (eds., 2003): *Israeli ultra-Orthodox: Insertion or Assimilation?* Jerusalem: The Van Leer Institute and the Kibbutz Hameukhad (Hebrew).
- Smith, B. (1994): *Classifying the Universe: The Ancient Indian Varna System and the Origins of Caste*. New York: Oxford University Press.
- Soysal, Y.N. (2000): "Citizenship and identity: living in diasporas in post-war Europe?", *Ethnic and Racial Studies* 23(1): 1-15.
- Spülbeck, S. (1997): *Ordnung und Angst. Russische Juden aus der Sicht eines ostdeutschen Dorfes nach der Wende. Eine ethnologische Studie*. Frankfurt am Main: Campus.
- Stern, S. (ed., 1995): *Speaking out: Jewish Voices from United Germany*. Chicago: Edition Q.
- Taguieff, P.A. (2002): *La Nouvelle judéophobie*. Paris: Mille et une Nuits.
- Thranhardt, D. and Hunger, U. (eds., 2000): *Einwanderer-Netzwerke und ihre Integrationsqualität in Deutschland und Israel*. London: Münster.
- Tress, M. (1997): "Foreigners or Jews? The Soviet Jewish Refugee Populations in Germany and the United States." In: *East European Jewish Affairs* 2: 21-38.
- Veblen, Th. (1947): *The Place of Science in Modern Civilization*. New York: Viking.
- Vital, D. (1990): *The Future of the Jews*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Wertheimer, J. (1993): *A People Divided: Judaism in Contemporary America*. New York: Basic Books.
- „Wir in Deutschland. 15 Jahre russisch-jüdische Zuwanderung nach Deutschland – Eine Erfolgsbilanz.“ Herausgegeben vom Weltkongress russischsprachiger Juden e.V. (WCRJ), Berlin 2007
- Wittgenstein, L. (1961): *Tractatus logico-philosophicus, suivi de Investigations philosophiques, traduit de l'allemand par P. Klossowski*. Paris: Gallimard.
- Wolffsohn, M. u. Brechenmacher, Th. (2008): *Deutschland, jüdisch Heimatland. Die Geschichte der deutschen Juden vom Kaiserreich bis heute*. Munich: Piper.
- Wolffsohn, M. (1997): *Meine Juden, eure Juden*. München: Piper.
- Wolffsohn, M. (1995): *Die Deutschland-Akte. Juden und Deutsche in Ost und West. Tatsachen und Legenden*. München: Ed. Ferenczy bei Bruckmann.
- Yuchtman-Yaar, E. and Peres, Y. (1998). *Between Consent and Dissent: Democracy and Peace in the Israeli Mind*. New York: Rowman and Littlefield.